OESTERHELD

Die Legende vom Gold

OESTERHELD

Die Legende vom Gold





LEIPZIG

WILHELM GOLDMANN VERLAG

OESTERHELD

Die Legende vom Gold

VNr - 4092

1.—6. Tausend
7.—20. Tausend

Made in Germany
Zeichnungen von Paul Fischer
Gedruckt von C. G. Röder in Leipzig
Schutzumschlag-Entwurf K. Gundermann, Leipzig

VORWORT

Ein Buch, das sich mit dem Golde beschäftigt, ist in unserer Zeit von gespannter Aktualität. Das Gold stellt eines der wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Weltprobleme dar, dessen Lösung über kurz oder lang kommen muß. Das künftige Schicksal des Goldes hängt von der weiteren politischen Gestaltung der Welt ab, und somit wird die nächste Zeit, die überall von der Neuordnung des staatlichen und volklichen Lebens erfüllt ist, auch das Verhältnis der Menschheit zum Golde neu gestalten. Diese Entwicklung kann lange Dauer beanspruchen; sie kann sich aber auch überstürzen. Ist doch festzustellen, daß Ende 1940 der größte Golderzeuger der Welt, die Südafrikanische Union, bereits mit Verwertungsschwierigkeiten für das Edelmetall zu kämpfen hat.

Folgende Möglichkeiten lassen sich für die künftige Bewertung aufzählen, sofern es dem Gold nicht noch gelingt, sich aus seiner Krise, die im Kriegsjahr 1940 ihren Höhepunkt noch nicht erreicht haben dürfte, ohne Wertverlust herauszuwinden. Wird die Prognose auf Entwertung des Goldes, dessen Preis in den letzten Jahren eine Rekordhöhe erreicht hat, gestellt, dann wird es darauf ankommen, ob sich ein allmählicher Entwertungsprozeß anbahnt oder ob der Preis in fieberhaften Erschütterungen zusammenbricht. Gerät der Goldwert ins Gleiten, dann fragt es sich, ob er durch staatliche Einwirkung in bestimmter Höhe aufgefangen und gehalten werden kann. Eine kontrollierte Abwertung ist denkbar. In der amerikanischen Öffentlichkeit wurde verschiedentlich Herabsetzung des staatlichen Goldankaufspreises um 20% erörtert. Aber ebenso ist ein Sturz in beträchtliche Tiefe nicht ausgeschlossen, nämlich dann, wenn kein Staat das Gold als Währungsmetall mehr anerkennen will und die Gold besitzenden Zentralbanken, in der Hauptsache das Schatzamt der Vereinigten Staaten von Amerika, die Bestände verschleudern würden. In diesem Fall müßte der Preis des Goldes, das dann nur noch eine Bedeutung als Schmuckmetall hätte, auf Bruchteile des einstigen Standes sinken, wenn auch wohl nicht im gleichen katastrophalen Ausmaß, in dem sich in unserem Jahrhundert das Silber entwertet hat. Denn bei

allzu starker Verbilligung des bislang so hochgeschätzten Edelmetalls würde sich auf der Welt gewiß eine Unzahl von privaten Käufern finden, die es reizen würde, sich zu nie dagewesenen niedrigen Preisen goldenen Schmuck oder goldene Gerätschaften anzuschaffen, ähnlich wie bisher silberne Gegenstände.

In die historischen, kulturellen, politischen und wirtschaftspolitischen Zusammenhänge leuchtet nun dieses Buch hinein. Um die derzeitige Entwicklung zu würdigen, muß man die Menschheitsgeschichte aus der Perspektive des Goldes aufzeigen. Auf der Grundlage dieses historischen Überblicks gestaltet sich dann das Goldproblem der heutigen Zeit. Menschheit und Gold haben seit Jahrtausenden eine seltsame Legierung gebildet. Unwägbares und Abenteuerliches spielt dabei ebenso oft eine Rolle wie nüchterne Sachlichkeit. Aber das Unwägbare, das Unfaßbare hat, wie bei vielen Problemen, die höhere Bedeutung, den stärkeren Einfluß. Diese Erkenntnis will das vorliegende Buch zum Ausdruck bringen und wählt dazu die Form einer »Legende vom Gold«.

Alfred Oesterheld

VOM GLAUBEN AN DAS GOLD

In diesem Buch wird die Legende vom Gold erzählt, und zwar in einem Augenblick, in dem sich offensichtlich zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit der Glaube an das Gold in den Zweifel an seine ewige Bedeutung wandelt. Wer über das Haften der Menschen am Gold nachdenkt, steht vor der fast unbegreiflichen Seltsamkeit, daß sich die Wünsche, Sehnsüchte, Leidenschaften aller Völker und Zeiten einem toten Metall verbinden. Er sieht mit Erschütterung, wie es der Menschheit in Jahrhunderten nicht gelungen ist, eine verhängnisvolle Schwelle ihres Vorstellungsvermögens zu überschreiten. Wirkliches paart sich mit Unwirklichem. Ein Stück sehr realer Materie umklammert die menschliche Gedankenwelt und läßt sie durch alle Kulturstufen nicht mehr heraus aus erstarrten Begriffen von der Bedeutung des Goldes.

Es gibt nichts, was die Menschen nicht getrennt hätte, nicht miteinander uneins werden ließ. Sie haben alles, was zu einer Einheit des Menschentums hätte führen können, verraten, wenn dessen Zeit um war oder wenn stärkere Mächte eingriffen. Der Mensch hat seine Götter gewechselt; er hat sich über die Religion nicht einigen können. Er kämpft mit seinesgleichen um die politische Gestaltung der Gemeinschaft und findet keine weltweite, einigende Formel. Er hat seine Leidenschaften und verachtet diejenigen der anderen.

Aber wie seltsam: Über ein Stück Metall besteht überall die gleiche Anschauung. Jeder hält es für wertvoll. Nicht, weil es ihm irgendeinen Wert bedeuten kann, wie Speise und Trank und Kleidung. Nein; jeder hält das Gold deshalb für begehrenswert, weil er weiß, daß der andere Mensch es für begehrenswert hält.

In Wirklichkeit weiß er es nicht einmal, wenn es ihm der Nachbar nicht ausdrücklich mitteilt. Er glaubt es nur. Er glaubt, daß an jedem Ort der Welt die Menschen an das Gold glauben, und daß auch ihre Söhne und ihre Enkel noch daran glauben werden.

So ist er bereit, seinem Mitmenschen wertvolle Dinge, also Speise und Trank, Güter aller Art, die dringend nötig sind, wenn man leben will, zu geben, sofern ihm dafür Gold gegeben

wird. Er begnügt sich mit einem toten Metall, mit dem sich nichts beginnen läßt; es sei denn, es werde ein künstlicher Zahn daraus gemacht. Ja, der Mensch erklärt sich sogar bereit, sich selbst den anderen zu überlassen, wenn ihm zur Belohnung das Gold überlassen wird. Die Männer haben ihre Arbeit, sogar ihr Leben hingegeben und die Frauen ihre Liebe, wenn das Gold winkte. Und hat nicht diese alle Jahrtausende durchziehende Einfalt im »Faust« mit Gretchens mädchenhafter Klage:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, wir Armen!

ihren schlichten Ausdruck gefunden?

So groß war von Anfang an der Glaube, die Menschheit werde in immer gleicher Weise vom Gold fasziniert.

Das ist eine zunächst unfaßbare Einigkeit, in der sich die ganze Menschheit verbunden gewußt hat. Und noch seltsamer ist die Erscheinung, daß in einer Zeit, wo der Glaube vom Wissen abgelöst ist, der Zweifel kommt.

Heute wissen wir, daß das Gold unter künstlich festgelegten Voraussetzungen einen ganz bestimmten Wert hat. Wir wissen, daß sich in verschiedenen Ländern die Regierungen gesetzlich verpflichtet haben, jedem, der ihnen dieses Metall überbringt, eine ganz bestimmte Geldsumme auszuzahlen. Sie haben sich also verpflichtet, ihm Anweisungen in die Hand zu geben, die den Erwerb einer bestimmten Menge beliebiger Waren sichern. Und wir ahnen, daß in dem Augenblick, in dem keine gesetzliche Macht mehr hinter dem Edelmetall steht, der goldene Prachtbau einer vieltausendjährigen Epoche zusammenstürzt.

Damit aber gerät der Glaube ins Wanken. Die Menschen werden unsicher. Denn jetzt heißt es nicht mehr, an das Gold zu glauben, sondern daran, daß die Regierungen ihre Gesetze nicht umstoßen werden. Gesetze können aber geändert werden, wenn der Gesetzgeber es will. Und so wird mit der gesetzlichen Sicherung des Metallwertes der Glaube an das Gold zur Spekulation. Nämlich zur Spekulation darauf, wie sich diejenigen, die die Gesetze machen, entschließen werden.

Im Paradies waren Adam und Eva unschuldig, bis sie vom

Baum der Erkenntnis gegessen hatten. Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum. Jetzt kann nicht mehr unschuldig daran geglaubt werden, daß das Gold in sich selbst einen ewigen Wert trage. Jetzt ist die Erkenntnis über Gut und Böse da. Das kapitalistische Zeitalter hat das goldene Instrument, mit dem es groß geworden ist, dadurch selbst in Zweifel gesetzt, daß es seinen Wert vom Unbewußten zum Bewußten, zu einer künstlich von menschlicher Organisation festgesetzten Größe geführt hat.

Nun wissen die Menschen, daß Gut und Böse, Wert und Unwert eine Entschließung der Organisation ist. Und jetzt steht die Vertreibung aus dem goldenen Paradies bevor.

Erstes Aufleuchten

Die Legende beginnt. Aber am Anfang steht nicht der Glaube. Es steht am Anfang weiter nichts als ein glänzendes Stück Metall. Das Gold glänzt; es lockt mit leuchtendem Gelb.

Der Mann aber sieht nicht nur den Glanz. Er sieht sich selbst. Er selber möchte glänzen, vor den Frauen, vor seinen Genossen und seinen Feinden. Und das Weib lebt nur davon, daß es gesehen werden möchte. Es will seinen Glanz verstärken durch einen auffallenden Schmuck, den nicht jedes andere hat.

Dem Geltungstrieb kommt das Gold entgegen. Es geht willig auf die Formen ein, die ihm der Mensch zugedacht hat. Es läßt sich leicht bearbeiten. Die Hitze, die es zum Schmelzen bei 1063 Grad braucht, war auch in vorantiker Zeit der Feuertechnik erreichbar. Es läßt sich hämmern und auswalzen, wandelt in dünnen Blättchen sein leuchtendes Gelb in durchscheinendes Grün.

Die Seele fängt sich in Farbe und Flimmer des Goldes. Immer muß sich die menschliche Seele irgendwo fangen, immer irgendwo verlieren. Nur daß der späte Mensch nicht mehr voll würdigen kann, was das Spiel des Lichtes auf glänzendem Metall bedeutet. Er ist verwöhnt vom Farbenrausch der chemischen Kunst und übersättigt von den Wundern des künstlichen Lichtes.

Die Sinne des frühen Menschen aber mußte der Glanz des Goldes mächtig erregen.

In ihrem fünftausendjährigen Grab in Ur am unteren Euphrat liegt die sumerische Königin Schubad mit märchenhaftem Schmuck. Ihr Haar ist zu einem dichten Knoten verschlungen. Dünne Goldringe winden sich um das Haupt, fein gearbeitete, naturgetreue Blätter und Früchte aus Gold und Halbedelgestein, Lapislazuli, Karneol und Achat. Ein goldener Schmuckkamm strahlt in sieben Glücksblumen und Blättern aus, die, an goldenen Drähten befestigt, vorn über die Stirn fallen. Sie sind so gearbeitet, daß sie bei der geringsten Bewegung des Kopfes in ständige flimmernde Bewegung geraten.

In gleicher Weise ist auf die weite Wanderung in die Ewigkeit den Toten im reichen Tal des Nils unvergänglicher Schmuck mitgegeben. Goldene Armbänder, Stirnreifen, Fußringe sind Schmuck der ägyptischen Prinzessinnen, zarte Blumenkronen, Gold mit den bunten Steinen Türkis und Amethyst, Lapislazuli und Karneol.

Doch stammt aus diesen ältesten Zeiten selten klares Gold. Der Mensch nimmt es, wie die Natur es ihm gibt, also zumeist mit Silber durchsetzt. Die Alten kennen daher meist nur das mit Silber durchsetzte Blaßgold. Elektron nennen sie es und verweisen damit auf den Bernstein, der im Glanz nicht unähnlich und ebenfalls kostbar ist; denn er kommt auf weiten Wegen von den Küsten des Nordmeeres.

Leicht und klar flimmert der Schmuck aus den Gräbern einer Welt, die vom gleichen Licht umflutet und von den gleichen Wünschen und Sehnsüchten erfüllt war wie alle späteren. Spiel und Klingen, Schmücken und ernste Nachdenklichkeit beim ersten Aufleuchten des Goldes! Wie es bei Nietzsche im »Zarathustra« heißt:

> Das Gold aber und das Lachen —
> das nimmt er aus dem Herzen der Erde.
> Denn daß du es nur weißt:
> Das Herz der Erde ist von Gold.

Des Königs Tutanchamun goldene Totenmaske freilich, die bei berühmt gewordenen Ausgrabungen an das Licht des 20. Jahrhunderts gekommen ist, weiß nichts mehr von diesem Lachen. Der Aberglaube heftet an sie den Fluch, die Eindringlinge in die

Grabkammer, die die vieltausendjährige Ruhe der Mumie gestört haben, seien dem Unglück geweiht.

Verbindet nicht die formende Hand die Menschheit der ältesten Zeiten mit den Gestaltern aus allen späteren Jahrhunderten? Kaum hat sie das Nötigste im Kampf ums Dasein bereitgestellt, Waffe und Gerät geschaffen, so geht sie an das Unnötige, möchte sie die inneren Gesichte in die starre Materie zwängen. Im Kunstwerk wandert die Seele des Menschen in den Stoff, wird wieder erkannt von den Betrachtern, schlägt eine der regenbogendünnen Brücken, die von Mensch zu Mensch gehen. Vom 5. Jahrtausend vor der Zeitwende bis zum Ende des 2. Jahrtausends danach zieht sich eine Linie seelischer Stimmung durch das verkunstete Gold.

Hell glänzen in der hellenischen Sonne die goldenen Schilde der Feldherren, die Geräte im Königspalast, die Bildsäulen aus Gold, wie Homer sie schildert.

Mit neuen Höhepunkten zieht die Schmiedekunst auf der italischen Halbinsel ein. Leichter wird die Hand, beweglicher die Phantasie. Der etruskische Goldschmuck in München, aus den Werkstätten von Vetulonia um 700 v. Chr., läßt das durchbrochene Ornament lebendig werden. Das glatte Metall genügt nicht mehr. Es wird mit allerkleinsten Goldkörnern bestreut, granuliert. Und diese Granulierung lockert den metallischen Werkstoff, verstärkt den optischen Zauber, der von ältester bis zur neuesten Zeit auf das menschliche Auge wirkt.

In die Breite geht mit dem römischen Kaiserreich die Vergoldung des Lebens. Die Ewige Stadt ist angefüllt mit Bildern, Geräten, Schmuck aus dem ewigen Metall. In den Kaufhallen auf dem Marsfeld und in glänzenden Läden in der Heiligen Straße, durch die die Prozessionen zu den Tempeln gehen, haben die Goldschmiede und Juweliere ihre Kostbarkeiten ausgestellt. Dort kauft die vornehme Welt Hausrat und Geschenke, die neben Elfenbeinarbeiten, Schildpatt, Kristallgefäßen und silbernen Bechern hauptsächlich aus goldenen Schmucksachen bestehen.

Domus aurea heißt das Palastrevier, das Nero nach dem Brande Roms mit unermeßlicher Verschwendung errichten läßt.

Das Goldene Haus war so lange Mittelpunkt der Welt, wie sich das Gold gegen die Abwanderung nach dem Orient und gegen die Raubzüge der nördlichen Eroberer halten ließ. Und auch im Trivialen kennt das Gold keine Trennung der Zeiten und Kulturen. Wenn nach Plinius das Nachtgeschirr des Antonius aus purem Golde war, so bringt ein amerikanischer Film die gleiche Andeutung, um die Übersättigung bei den herrschenden Schichten kenntlich zu machen.

Die Seele des Kunsthandwerks

Gold ist der Schmuck von Männern und Frauen. Aber die Frau hat sich nie um ihn gekümmert. Sie hat ihn begehrt, aber sich niemals am Material versucht. Nur der Mann hat seine Seele in das Metall hineingelegt. Nur er hat es verformt; und es ist wiederum seltsam, wie er im Stoff nicht nur das Männliche, Schilde und Äxte der homerischen Helden, sondern fast mehr noch das Weibliche zum Ausdruck zu bringen weiß.

Der Weg der Goldschmiedekunst in das christliche Abendland ist über Byzanz gegangen, wo orientalische Üppigkeit inzwischen das schlichte Gold mit Edelsteinen übersät hat.

Zierliche Spitzenarbeit wirkt der byzantinische Goldschmied aus seinem Metall. Das Filigran erlebt unter seinen Händen höchste Ausbildung und wandert weiter in das europäische Christentum, wo es das Kirchengerät schmückt. Denn von Beginn an gehören Gold und Schmuck und Tempel zusammen. Die fromme Verehrung der Gottheit ist bestimmend für die Weichheit, die der Künstler bei der Verformung des Stoffes zum Ausdruck bringt. Wie Goethe nach der Apostelgeschichte ein rührendes Bild zeichnet:

Zu Ephesus ein Goldschmied saß
In seiner Werkstatt, pochte,
So gut er könnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er schon
Im Tempel vor der Göttin Thron
Und hatte den Gürtel unter den Brüsten,
Worin so manche Tiere nisten,

Zu Hause treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugeteilt,
Und leitete sein kunstreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Gold und Schmuck, Tempel und Herrscher sollen unvergänglich sein. Vertieft wird die Idee der Unvergänglichkeit in dem ernsten, frommen Zusammenschmelzen der Materie mit den Ewigkeitssymbolen der Herrschermacht und des christlichen Glaubens. Sie kommt zu gewaltigem Ausdruck in der deutschen Kaiserkrone, jetzt in Nürnberg, die im 10. Jahrhundert nördlich der Alpen entstanden sein könnte. Und in den Kirchen des 11. und 12. Jahrhunderts stehen die Reliquienschreine in Köln, Trier und anderen Städten des deutschen Raumes in strahlender Vergoldung.

In die Höhe streben die gotischen Dome, den faustischen Drang des abendländischen Geschlechtes ins Unendliche bezeugend. Neues Formgefühl kündet von einer seelischen Wandlung, die das Abendland von der Antike und dem Orient scheidet.

Die Idee der Unvergänglichkeit — so wichtig sie auch bleibt — ist nicht mehr alleiniger Urgrund der Seele; die Sehnsucht nach dem Werdenden bricht hervor. Die Architektur, so zeigt es sich bereits, wird das Metall auf die bescheidenere Rolle des bloßen Beischmucks verweisen. Der dynamische gotische Dom steht am Anfang der Loslösung vom Erlebnis des Statischen und damit des Goldes.

Doch bleibt der Schmuckbereich noch groß genug. Der Frater aurifaber, der Goldschmied in der Klosterzelle, schafft wundervolle Altargeräte und Reliquiare in zierlichster Filigranarbeit, und die weltliche Kunst erbaut sich an Trinkgefäßen, wie sie das Grüne Gewölbe in Dresden bewahrt.

Der Drang ins Unendliche aber — und das scheint der tragische Riß in der Geschichte der europäischen Menschheit zu sein — wird zur Renaissance des Goldes. Die Sehnsucht nach der Weite holt das Element des Beständigen in vorher nie geahntem Reichtum herbei und entwickelt das Gold, dieses Symbol des Feststehenden und Bleibenden, zu einem ungeheuerlichen Ferment der Unruhe, der fieberhaften Erregung des alten

Erdteils. Faustens Seele hat die weite Welt gesucht und Amerika gefunden, und aus dem unbekannten Kontinent strömt das Edelmetall herbei, ganz Europa durcheinanderschüttelnd. Das Gold wächst weit über die Bedeutung eines kostbaren Schmuckes hinaus. Es wird in einem Maße, das die früheren Zeiten nicht kannten, rein wirtschaftliches Motiv.

Zunächst hat der Zufluß des Indianermetalls freilich noch einmal die alten Sehnsüchte nach Glanz, kostbarem Leuchten und sinnfälliger Demonstration des Besitzes aufgewühlt. Die Städte der Iberischen Halbinsel, die die Eingangspforte für das Metall der Indianer waren, strotzen von Gold. Ihre Kirchen sind nur noch Schränke goldenen Geräts.

Von Spanien aus wandert das neue Metall über alle Länder. Die Renaissancepäpste finden um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Benvenuto Cellini ihren berühmtesten Goldschmied, dessen Schöpfungen durch Figuren lebendig werden, die Raffaelscher Gestaltung entsprechen.

Doch die Überschwemmung mit Edelmetall geht zu stark in die Breite, so daß sich immer weniger die erlesene Form findet, die dem Material entsprechen sollte. Die Zeit wird barock. Nicht nur fürstliche Prunksucht gibt den Künstlern dauernd neue Aufgaben; auch das reich werdende Bürgertum will am goldenen Schein teilhaben. Golden muß das Gerät sein, wenn auch das Formgefühl darüber verlorengeht. Ein Schriftsteller jener Zeit geißelt den plumpen Luxus: »Heutigentages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Sackpfeifen, Büchsen, Weintrauben, Äpfeln, Birnen, Kockelhähnen, Affen, Pfauen, Mönchen, Bauern, Bären, Löwen, Hirschen, Rossen, Straußen, Kautzen, Schwänen, Schweinen, Elenfüßen und anderen ungewöhnlichen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat mit großem Mißfallen Gottes im Himmel.«

Erst allmählich klingt der Goldrausch in der Kunst wieder ab. Das Metall verliert im Dienst des kapitalistischen Wirtschaftssystems die seelische Verbundenheit, die es durch Schmuckbedürfnis, Freude am Gegenständlichen, Gestaltungskraft des Handwerklichen mit Hunderten von Generationen besaß. Daß sich die plastische Kraft neuen Materialien zuwendet und neue

Stoffe — vielleicht nicht allzu kostbar im Sinne der Bewertung in Geld — als ebenso edel wie das Metall angesehen werden, wird durch das Porzellan bewiesen. Porzellan ist das weiße Gold und feiert gleich nach seiner Erfindung höchste Triumphe künstlerischer Darstellung in der ersten und berühmtesten Epoche Meißens. Die Glanzvergoldung des Porzellans seit der Marcolini-Zeit im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts erinnert noch an die alte Abhängigkeit vom Gold.

Gleichgültiger aber wird die Kunst gegenüber dem Material. Mehr und mehr wendet sich das Kunstempfinden der Form zu, die allein die Gestaltungskraft widerspiegeln kann. Hochwertiger Schmuck soll seinen Wert aus der handwerklichen Arbeit herleiten. Die Entwicklung ist ganz folgerichtig, wenn neuester deutscher Schmuck sich den Stahl als Werkstoff wählt. Ringe, Armbänder, Halsketten, Geräte finden im Stahl neues Leben. Die Edelstähle kommen hierfür in Betracht. Sie sind widerstandsfähig gegen die Absonderungen des Körpers und die Einflüsse der Witterung.

Idee der Unvergänglichkeit

So zeigt das Bild plötzlich wieder auf einen geheimnisvollen Anfang.

Denn was nennt der Mensch edel? Doch dasjenige, was sein Wesen beibehält durch alle Ewigkeit und durch alle Läuterungen. Ein tiefer innerer Trieb zwingt den Menschen, den unzerstörbaren Charakter zu suchen, der durch das Schicksal nicht gebrochen werden kann und bei jedem Wandel der Form durchhält.

Der Stein verwittert, das Eisen rostet. Alles Organische altert und geht dem Verfall entgegen. Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht — eine frühe Erkenntnis, der die Pharaonen zu entfliehen suchten, indem sie von Sklavenheeren Gebirge von Steinen zu Pyramiden schichten ließen. Keines von den sieben Wundern der alten Welt ist mehr erhalten. Die Kolossalbauten sind verfallen und verschollen.

Doch steht einsam, vier Jahrtausende überdauernd, unzerstört und unverwittert, ein ältestes Denkmal des Sieges über die Vergänglichkeit. Das Eisen des achten Weltwunders, der Kutub-

säule bei Delhi, ist durch das Geheimnis vorantiker Schmiedekunst vor dem Rost bewahrt und damit zum einmaligen Sinnbild des Unvergänglichen geworden. Erst das 19. Jahrhundert nimmt mit seiner Erfindung des rostfreien Stahls diese Linie des ewigen Metalls wieder auf, und das 20. Jahrhundert spricht von dem edlen Stahl, der sogar zum Schmuckmetall wird.

Dazwischen aber, zwischen der nicht rostenden Säule bei Delhi und dem Edelstahl der jüngsten Zeit, liegt für die Menschheitsgeschichte das Gold. Es widersteht aus seiner eigenen Natur der Luft und dem Wasser, diesen Zerstörern aller Dinge.

Es trägt aber auch die Unzerstörbarkeit in sich selbst. Gold läßt sich teilen und zusammenfügen. Trennen und vereinigen — das ist überhaupt die Aufgabe jeder menschlichen Betätigung. Immer löst der Mensch irgendwelche Dinge voneinander, um immer wieder durch eine Vereinigung ein neues, für menschliches Dasein brauchbares Ding hervorzubringen. Binden und Lösen — dafür ist das Gold der bestgeeignete Stoff. Wer die Hälfte eines Stückes erhält, hat doch wieder ein Ganzes. Aus fernem Land kommt ein neues Stück hinzu und liefert, zusammengeschmolzen mit dem alten Metall, einen neuen Goldklumpen, der sich in nichts von anderen Stücken unterscheidet. Das ist der unzerstörbare Charakter, der zweifellos bei aller sonstigen irdischen Vergänglichkeit und Uneinheitlichkeit wert war, Inhalt eines Glaubens zu werden.

Dieser Glaube an das gleichförmige Metall ist zu einem Glauben an die Gleichförmigkeit der menschlichen Ideenwelt geworden. Jeder konnte der festen Zuversicht sein, der andere, der Unbekannte, weit Entfernte, werde die gleiche Begierde, die auri sacra fames, die verfluchte Gier nach dem Gold, zur Entscheidung seines Handelns machen.

Problematische Wertbeständigkeit

Das Gold wird als beständig, als wertbeständig gefeiert. Aber wer errechnet seinen Wert?

Der Mensch opfert auf den Altären, die dem Gold geweiht sind, Mühe und Scharfsinn, Blut, Glück und Leben. Die Be-



Eines der ältesten Denkmäler, die am Anfang der Legende vom Gold stehen: Der märchenhafte Schmuck der sumerischen Königin Schubad, gefunden in Ur in Mesopotamien. Nach fünftausendjähriger Geborgenheit in steinerner Grabkammer flimmern Gold und Halbedelsteine wieder im Licht einer anderen Welt. Kopf und Haartracht sind im Stil der Zeit ergänzt. (Sammlung Handke)



Das 7. Jahrhundert vor der Zeitwende bringt auf der italischen Halbinsel Höhepunkte der Goldschmiedekunst. Etruskischer Goldschmuck aus verschiedenen Funden zeigt, wie durch die neu erfundene Granulierung der metallische Werkstoff aufgelockert wird. (Sammlung Handke)

wertung ist so verschieden, wie das Leben selber verschieden ist. Ein Hirtenvolk wird für einen Goldklumpen zehn Rinder hergeben, ein Sklavenhändler einen Sklaven. Bricht aber ein Viehsterben aus, dann wird vielleicht das gleiche Goldstück nur noch gegen fünf Rinder eingetauscht. Bringt der Krieg neue Beute an Gefangenen, dann lassen sich zwei Sklaven für die gleiche Menge erlösen. Der seidene Stoff wird das eine Mal mit einer Hand voll Gold aufgewogen, und ein paar Länder weiter wird das Doppelte geboten. Als im 18. Jahrhundert in Brasilien der große Goldrausch ausbricht und aus der ganzen Welt die Abenteurer zu Haufen in die Wildnis kommen, bezahlen sie dort ein Pfund Fleisch mit Gold im Wert von zwanzig Mark. Eine Schüssel Salz kostet vierzig Mark. Eine Kuh ist unter tausend Mark nicht zu haben. Will man wegen der Ratten- und Mäuseplage ein paar Katzen beschaffen, wird ein Goldklumpen im Wert von ein paar tausend Mark gefordert und gegeben.

Es ist daher unsinnig, von der Wertbeständigkeit des Goldes zu sprechen. Aber das Leben selbst kann in eine gewisse Beständigkeit und Gleichförmigkeit geraten. Wer tagaus, tagein in der gleichen Weise sein Brot bäckt und das Korn hierfür gleichmäßig geliefert bekommt, wird keinen Grund haben, einmal viel, einmal wenig für das Gold herzugeben. Wer das Brot heute unter den gleichen Bedingungen ißt wie gestern und morgen, für den wird auch der Wert des Goldes gleichmäßig bleiben.

Sobald die Lebensverhältnisse eines Volkes in einen gleichbleibenden Rhythmus geraten sind, wird das Gold im Wert so gleichmäßig wie das Brot oder das Rind, wie das Haus oder die Arbeit, die für den Bau des Hauses nötig ist.

Aber das Brot wird aufgegessen oder verschimmelt. Das Haus verfällt, und die Arbeit ist getan und wird morgen von neuem nötig. Doch das Gold verkörpert die Gleichförmigkeit, den ewigen Bestand, der dem Veränderlichen und dem Verfall der übrigen Weltdinge gegenübersteht. Daher können alle übrigen Dinge um das Gold kreisen, wie auch die Erde festzustehen scheint und die Sonne am Himmel läuft. Daher gewöhnt sich der Mensch daran, den Wert aller übrigen Dinge am Gold zu mes-

sen. Er sagt nicht, das Gold ist billiger geworden. Er sagt, das Brot ist teurer.

Am Anfang hat das Gold einen Liebhaberwert. Er ist unberechenbar, folgt gewiß nur der Laune, einem Aufflammen der Begehrlichkeit und dem Zufall der Schatzsuche.

Aber einen Schritt weiter, so bleibt das Auffinden des begehrten Schatzes nicht mehr dem Zufall überlassen. Gründlich werden die Flüsse auf goldhaltigen Sand geprüft; in regelmäßiger Arbeit wird der Flußsand ausgewaschen. Oder in der Erde ist goldblitzendes Gestein entdeckt; es wird gegraben, und der Mensch geht hinein in das Erdinnere. Es beginnt die Arbeit im Bergwerk. Systematisch wird das Erz ans Licht des Tages gebracht.

Liegt nicht hier ein Faktor der Wertbeständigkeit? Kann das Gold, solange es überhaupt begehrt wird, weniger wert sein als der Lebensunterhalt der Arbeiter, die es fördern sollen, als der Betrieb des Bergwerks an Aufwendungen erfordert?

Die schwere Arbeit und die geringe Ausbeute haben den rechnerischen Wert bestimmt. War doch die Arbeit grauenvoll. Die antiken Schriftsteller Herodot, Diodor und Plinius malen das Leben der Sklaven in den Bergwerken mit düsteren Farben: »Man gewinnt Gold durch eine Arbeit, die leicht die Arbeit der Giganten übersteigen möchte. Man höhlt Berge beim Lampenlicht aus und treibt darin Stollen auf große Weiten fort. Schnell kann der Berg zerbersten und die Arbeiter verschütten. Hartes Gestein wird mit Feuer und Essig bewältigt. Stücke im Gewicht von 150 Pfund tragen die Arbeiter bei Nacht und Tage auf den Schultern heraus. In der Finsternis übergibt sie immer einer dem nächsten andern, und die letzten sehen das Tageslicht.« Grubenlampen tragen die Arbeiter an der Stirn; Knaben zerstückeln abgehauene Felsen in dem unterirdischen Stollen. Oft ist die Mühe vergeblich. Mit größter Anstrengung wird der Fels zum Einsturz gebracht; doch »der zerborstene Berg fällt weit weg von seiner Stelle. Aber noch hat man kein Gold. Und als man grub, wußte man nicht, ob etwas vorhanden sei«.

Ungehört sind freilich Stöhnen und Flüche der Sklaven verhallt:

Sorglose Schmiede,
schufen wir sonst wohl
Schmuck unseren Weibern.
Wir lachten lustig der Müh.
Nun zwingt uns der Schlimme
in Klüfte zu schlüpfen,
für ihn allein uns immer zu mühen.

Doch wer die Sklaven in der Grube braucht, muß für ihren Unterhalt sorgen. Die Kosten und auch das Risiko des Unternehmers sind nicht gering. Die Ausbeute bleibt aber stets klein. So bleibt auch das Gold teuer.

Aber in großen Mengen kommt das Silber zum Vorschein. Eng ist es im Schoß der Erde mit dem Gold vereint. Und doch hat das weißliche Metall es weniger vermocht, eine Legierung mit der menschlichen Seele einzugehen, als das glänzende Gold, ebensowenig wie das ebenfalls weißliche Platin, das zu jung ist, um eine Legende zu bilden. Silber ist nicht rar genug. Und der Mensch will seinen eigenen Wert durch den Besitz des Seltenen dokumentieren. Deswegen spielen um das Gold die Märchen und Sagen. Deswegen erhält »Hans im Glück« einen Goldklumpen als Lohn und nicht einen Sack voll Silber.

Den Menschen der Antike gelten Sol und Luna, die strahlenden Götter am Himmel, als Protektoren der Metalle:

Ja, wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt.

Einmal im Jahr umfährt der leuchtende Sonnengott mit seinem goldenen Wagen die Erde. Aber in der gleichen Zeit zieht die mattglänzende Luna ihre stille Bahn dreizehnundeindrittelmal.

Haben die naturverbundenen Menschen der Frühzeit, vor allem die sternkundigen Priester Babylons, dieses Schauspiel auf das Gold und das Silber übertragen? Ist ihnen deswegen das Gold dreizehnmal wertvoller als das Silber?

Tatsächlich haben die Menschen durch Jahrhunderte das Gold mit dem dreizehnfachen Silber aufgewogen. Wenigstens grundsätzlich. Doch gab es immer Schwankungen. Um 300 v. Chr.,

als Menander, der griechische Komödiendichter, seine Lustspiele schrieb, wurde das Silber besser bewertet: nur zehn Gramm Silber für ein Gramm Gold. Als kurz vor Chribti Geburt Cäsar Kriegsbeute aus Gallien einbrachte, gab es so viel Gold, daß ein Gramm höchstens mit neun Gramm Silber aufgewogen wurde. Zur Zeit des Siegeszugs des Christentums war das Gold im römischen Kaiserreich knapp geworden. Als Konstantin der Große an der Milvischen Brücke bei Rom gegen seinen heidnischen Rivalen stritt, in den Lüften die kämpfenden Engel ihm halfen, im Zeichen des Kreuzes zu siegen, da war das Gold so teuer, daß sein Verhältnis zum Silber wie 1 zu 21 stand.

Das ganze Mittelalter hindurch maß man jedoch das Gold mit dem Elf- oder Zwölffachen des Silbers. Erst die große Ausbeute aus den Silbergruben Amerikas hat dann den Wert des Silbers fallen lassen. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts verhielt sich Gold zu Silber wie 1 zu 15. Das Verhältnis war durch viele Jahrzehnte hindurch so beständig, daß die Währung in vielen Ländern sich auf Gold und Silber gemeinschaftlich gründen konnte.

Die endgültige Niederlage des Silbers ist in dem Augenblick eingetreten, als die Welt zur reinen Goldwährung überging. Das war um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Technik hatte neue Gewinnungsverfahren für das Silber gebracht. Es kam in so großen Mengen auf den Markt und konnte vor allem so billig erzeugt werden, daß trotz der großen Goldfunde der Goldgräberzeit das Silber einer völligen Entwertung im Vergleich zum Golde entgegentrieb!

Die mythologischen Phantasien der Ausdeuter, die Sol und Luna als Vorbild für das Wertverhältnis des Goldes zum Silber halten, dürften also zu weit gegangen sein. Denn im Grunde richtet sich der Wert jedes Erzeugnisses nach der Mühe, die seine Gewinnung erfordert, und nach der Begehrlichkeit des Marktes. Zum mindesten haben Sonne und Mond ihren Einfluß verloren. Denn heute gilt das Silber nur noch den achtzigsten Teil des Goldes.

GOLDENES GELD IM ABENDLAND

Vom Gold zum Geld scheint nur ein kleiner Sprung. Aber von Anfang an hat nicht nur das Gold als Geld gegolten.

Nicht überall findet sich Gold. Nicht überallhin kommt die Kunde von diesem schönen Edelmetall oder vom Silber. So müssen andere Dinge dem Manne helfen, seinen Geltungstrieb mit seltsamem Besitztum zu unterstützen und die Frauen zu schmücken. Vom Schmuck wiederum ist es dann nicht weit zum Geld. Denn: »Die Frau erfand den Schmuck; der Mann macht Geld daraus.« Man könnte hinzusetzen, daß es in einem anderen Sinne auch in unserer Zeit nichts Seltenes ist, wenn der Mann den Schmuck seiner Frau zu Gelde macht. Denn jetzt wie einst liebt die Frau das Gegenständliche, Greifbare, Augenfällige; der Mann liebt die Möglichkeit. Weil es ihm alle Möglichkeiten und Abenteuer offen läßt, deswegen liebt er das Geld.

Am Anfang heiliges Geld

Seltene Muscheln finden sich am Strand oder die Federn eines fremden Vogels. Perlen werden entdeckt oder funkelnde Steine. Der Schmuck wird von Nachbarn bestaunt und beneidet. Er läßt sich aufheben und zur Schau stellen, aber auch verschenken. Er läßt sich erbeuten, aber auch erarbeiten oder gegen andere Güter eintauschen. Er kann die Rolle des Geldes spielen.

Wenn sich der Häuptling auf einer Südsee-Insel darin gefällt, Mühlsteine aufzuspeichern, weil dicke, schwere Steine ihm das Gefühl der Würde geben, dann können auch Mühlsteine zu allgemeinem Ansehen kommen. Dauerhaft sind sie. Man kann sie in bestimmten Größen anfertigen und die Herstellung streng beaufsichtigen. Bald bildet sich eine gleichförmige Anschauung über die kostbaren Mühlsteine heraus. »Mein Feld ist so wertvoll wie dein Mühlstein«, wird erklärt. Alle Dinge der Inselwelt werden mit dem Mühlstein verglichen. Allmählich ist er zum Wertmesser, zum Geld geworden.

Doch nur bei denen, die ein bestimmtes Tauschmittel zu schätzen wissen, ist es dann auch gültig. In vereinzelten Gebieten kommt es vor, daß bei den Männern bestimmte Gegenstände als

Tauschmittel gelten, während die Frauen ein anderes Geld schätzen. Auf den Palau-Inseln im Stillen Ozean erzählen die Weiber: »Löffel aus Schildpatt sind für uns Frauen das, was das gläserne Geld für die Männer ist. Wir kaufen damit Betel, wenn wir nicht genug ernten, Bananen und andere Lebensmittel. Auch Kukaufelder, das Eigentum der Weiber, können wir mit den schönen, großen, flachen Schalen aus Schildpatt kaufen.« Die Frauen der Palau-Inseln haben also ihr eigenes Geld.

Schmuck und Tempel und Herrscher sind die Glanzlichter der frühen Welt. Um diese Begriffe dreht sich das Denken, wenn es sich über die Arbeit des Alltags erhebt. Und auch mit der Verehrung der Gottheit und noch mehr mit dem Opfer für die Priester hängt das Geld zusammen. Ob Asien, ob Hellas und Rom, ob bei den alten Germanen — überall wird das Opfertier den Göttern dargebracht und dadurch über seinen Nutzwert hinaus heilig. Es wird eng in Verbindung mit dem Überirdischen, mit dem Schicksal gedacht, das größer ist als der einzelne Mensch. Mit dem Rind wird die Schuld bezahlt, die der Mensch vor seinem Gott hat. Es wird zu »heiligem Geld«.

Noch späteren Münzen ist das Bild des Rindes eingeprägt. Eine Erinnerung an Zeiten, in denen das Vieh selbst als Wertmesser gelten konnte.

Noch heute trägt der Spender seinen Obolus zu einer Sammlung bei. Er weiß nichts mehr davon, daß der Obolus der Bratspieß war für das heilige, zu Ehren der Götter gebratene Rind.

Und die Römer nannten ihr Geld pecunia und deuteten damit an, daß es sich aus der Geldbedeutung des Viehs, pecus, entwickelt hat.

Im großen Lebensbereich der Welt aber hat sich das Gold durchgesetzt als das allgemein geschätzte Geld, das überall angenommen wird.

Noch uns Heutigen erscheint nichts selbstverständlicher als die Goldmünze, obwohl es gerade in unserer Zeit Millionen von Menschen gibt, die sie nie gesehen haben. Doch die Erinnerung aus den vielen Jahrhunderten, in denen Edelmann und Bauer, Händler und Helden, Männer und Frauen im klingenden Goldstück den Lohn erblickten, ist nachhaltig genug.

Die warnende Juno

Wie es erstmals dazu gekommen ist, daß ein Staatswesen künstlich Geld schuf, bleibt im Dunkel der Vergangenheit. Denker aller Zeiten haben zur Genüge mit dem Rätsel des Geldes gerungen. Am Anfang stehen die griechischen Weisen Plato und Aristoteles. Ihre Weisheit ist recht einfach. Geld sei ein verabredetes Zeichen, bewußt eingeführt, um die Dinge, die untereinander ausgetauscht werden, miteinander vergleichbar zu machen.

Mit ähnlichen, wenig besagenden Erklärungen haben sich auch spätere Denker begnügt. Eine der jüngsten Untersuchungen, die sich mit dem Ursprung des Geldes beschäftigen, stellt die Aussprüche zweier moderner Forscher gegenüber. Der eine sagt 1925: »Über das Problem der Entstehungsgeschichte des Geldes sind wir heute verhältnismäßig weitgehend und vollständig unterrichtet.« Und 1937 erklärt der andere: »Niemand weiß, wie das Geld zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte entstanden ist.«

Nicht nur Schmuck und Opfergabe sind Quellen des Geldes. Sie haben einen großen Gegenspieler: die staatliche Macht.

Das Wertloseste kann Geld werden. Dinge, die keinen Menschen reizen, werden Tauschmittel. Doch muß hinter ihnen derjenige stehen, der sie beseelt.

Eisen ist Geld geworden. Kupferne Münzen werden seit ältester Zeit geprägt. Heute kennen wir fast gewichtlose Aluminiumplättchen als Geld, vom Papier des Geldscheins ganz zu schweigen. Ihnen ist der Wert verliehen von der Staatsgewalt.

Wie der König einen geringen Diener zum Minister ernennen kann, so kann er auch seine Untertanen veranlassen, ein wertloses Kupferstück als Symbol der Staatsgewalt zu achten. Der Prägestempel, entstanden aus dem orientalischen Siegel, legt einen Teil der Staatsautorität in die Hand des einzelnen Bürgers. Gestützt auf das Ansehen des Staates, braucht man seinem Mitmenschen nur das Hoheitszeichen zu überreichen, um seine Dienste in Anspruch zu nehmen.

Scheidemünzen aus wenig bedeutenden Metallen sind aus ältesten Zeiten überliefert. Die Römer der Republik haben fast

nur Kupfergeld gekannt; die reichen Kupfergruben in den Apenninen lieferten billig das Material.

Die Ausprägung von Gold zu Münzen hat verhältnismäßig spät eingesetzt. Zwar macht schon der Ramayan der Inder Andeutungen. Aber historisch treten zuerst um 600 v. Chr. in Lydien Goldmünzen in Erscheinung, ovale Plättchen, mit gleichlaufenden Streifen gekennzeichnet. Sie waren jedoch noch kein reines Gold, sondern Elektron.

Seit Herodots Erzählungen ist der lydische König Krösus der Inbegriff des Reichtums. In goldenem Standbild verewigte er die Schönheit seiner Geliebten, einer Bäckerin. Seine Schatzkammer aber war mit Goldstaub gefüllt. Im versiegelten Beutel bildet es einen handlichen und schnell wägbaren Wert, wird zu Geld. — Auch hier kann der Blick über die Jahrtausende gehen bis zum kapitalistischen Zeitalter des Goldfiebers. In den Goldgräberlagern von Klondike zu Ende des vorigen Jahrhunderts wirft der Digger den Goldbeutel auf den Schanktisch, und das lustige Leben beginnt.

Krösus ist jedoch nicht nur wegen seines Reichtums berühmt, sondern auch wegen seiner Ausprägung von Münzen aus echtem Gold. Das war um 550 v. Chr.

Aus Kleinasien stammt die Münze, die zum erstenmal den Beschauer anspricht. Sie liegt im Britischen Museum in London und stellt sich mit den Worten vor: »Ich bin das Zeichen des Phanes.« So lautet die Inschrift um die Hirschkuh, die als Wappentier aufgeprägt ist.

In Rom wird die erste Goldmünze um 217 v. Chr. geschlagen. Beim Tempel der »Warnenden Juno«, der Juno moneta, lag auf dem Capitol die erste Münzstätte, und das Beiwort dieser Göttin ist noch weit über zweitausend Jahre später ein Begriff für Geld. Es ist kein Zufall, daß noch heute das Volk von »Moneten« spricht. Denn die alten Römer, das erste Volk Europas mit Verwaltungstalent, haben das Geldwesen zu einem durchdachten Faktor der Staatsführung gemacht.

Die Münze stellt einen genormten Wert dar. Wer seine Ware gegen Gold verkauft, glaubt, einen zuverlässigen Wert von ewiger Dauer erlangt zu haben. Nur muß er beim Empfang noch

nachprüfen, ob das Metall echt ist. Er muß mit der Waagschale das Gewicht feststellen. Diese Arbeit nimmt nun die Obrigkeit dem einzelnen ab. Sie normt die Brocken, drückt einen Stempel auf das Metall und erleichtert damit den Wirtschaftsverkehr. Der Prägestempel stellt dem Eigenwert des Metalles, an dem die Menschheit mit religiöser Inbrunst gehangen hat, einen neuen Garantieschein aus.

Würde sich die staatliche Macht auf die Rolle eines Stempelverteilers, der die genormten Scheiben des Edelmetalls sanktioniert, beschränkt haben, die Geldgeschichte und damit die Weltgeschichte wäre anders verlaufen.

Jedenfalls ist seit dem Tempeldienst der Warnenden Juno Europas Schicksal eng verbunden mit dem goldenen Geld. Alle großen Entwicklungsepochen der abendländischen Menschheit sind auch Entwicklungsstufen ihres Goldbesitzes. Alle Veränderungen des Goldschatzes werden zum Antrieb neuer geistiger und wirtschaftlicher Erlebnisse Europas.

Währung der Cäsaren

Die Weltgeltung europäischer Goldstücke beginnt mit Cäsar. Der erste Diktator des ersten abendländischen Weltreiches kann es sich dank großer Kriegsbeute leisten, an seine Legionen und an das Volk gutes Geld zu verteilen.

Der Denarius aureus trägt den Kopf des Julius Cäsar. Bis dahin hatten sich die römischen Republikaner ängstlich gehütet, Münzen mit dem Bildnis eines lebenden Menschen zu prägen. Cäsar hebt diese Tradition auf. Er ist der erste Römer, dessen Bild die Münzen tragen.

Zur Weltmünze wird der Aureus in der ersten Kaiserzeit. Als ein Menschheitsabschnitt blühenden und glücklichen Daseins wird das Augusteische Zeitalter besungen. Und Symbol der staatlichen Ordnung ist sein Aureus, anerkannt im ganzen Raum des großen Reiches.

Augustus läßt allerdings auch wieder Kupfermünzen in reichstem Maße ins Volk strömen. Zur Kaiserzeit kennt Rom Goldstücke, Silbermünzen und Kupfergeld.

Eng verknüpft ist Cäsarenwahn mit Goldwahn. Von Kaiser Caligula wird erzählt, wie er barfuß auf goldenen Platten spazierte, die den Boden eines weiten Saales im Kaiserschloß bedeckten, ja, wie er sich nackt in Haufen von Gold rollte. Und Nero später steht ihm nicht nach. Derselbe Nero, der seinen goldenen Palast mit verschwenderischer Pracht erbaut, zerrüttet den Glauben an das gute römische Geld. Seine Verschwendungssucht zwingt ihn, die Goldmünzen zu verschlechtern. Der Umlauf an Kupfer- und Messinggeld nimmt ungeheuerlich zu.

Das edle Metall, begehrt von jedermann, wird knapp. Längst war aus den goldhaltigen Flüssen das kostbare Metall ausgewaschen. Jahrhundertelange Ausbeute hatte die Bergwerke erschöpft.

Ophir, das Goldland, das ewig gesuchte, nie gefundene, gehörte längst schon der Sage an. Nubien, das reiche Land am Nil, war nur noch eine spärliche Quelle, wenn auch sein Name selbst, vom ägyptischen »nub«, Goldland bedeutet. Das Tauerngold aus den Alpen, die Funde in den Donaugegenden konnten den Hunger nicht befriedigen. Die Gruben Spaniens waren noch nennenswerte Lieferanten, aber auch sie ließen nach.

Die Antike kennt kein stürmisches Vorwärtsschreiten der Technik. Bei der Arbeit von Sklaven, ohne Hilfe von Maschinen, ging die Förderung des Goldes schleichend vonstatten.

Während sich die alten Gruben verbrauchten, wurden kaum neue Fundstätten erschlossen. Goldene Schätze wurden noch vereinzelt als Kriegsbeute heimgebracht, aber nur wenig durch Ausbreitung gewerblicher Tätigkeit vermehrt. Der Entdeckung neuer Welten setzte die unüberschrittene Grenze des Atlantischen Ozeans eine Schranke entgegen, die kein antiker Mensch zu überschreiten wagte.

So wenig neues Gold an das Licht des Tages gebracht wurde, so stark war andererseits der Verbrauch. Wer Goldstücke in die Hand bekam, behielt sie nach Möglichkeit und gab die Scheidemünzen in Zahlung, nicht nur bei kleinen Beträgen, sondern grundsätzlich. Das Edelmetall aber schmilzt der glückliche Besitzer ein und vergräbt seinen Schatz. Eine Sitte, die von nachhaltiger Wirkung sein sollte, nicht nur auf die Edelmetallver-

knappung der eigenen Zeit, sondern auch auf die Gemüter sehr viel späterer Geschlechter.

Bis hinein in das deutsche Mittelalter lebt die Phantasie des Volkes von den vergrabenen Schätzen der Antike. Und mittelalterliche Stimmung klingt aus dem »Faust«:

In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.

So ist viel verlorengegangen. Und noch mehr ist in das ferne Morgenland abgewandert.

Rom war ein großer Verbraucher. Das Zentrum der klassischen Welt zog die Güter aus allen Gebieten an sich. Aus Arabien kamen Weihrauch und Myrrhe, das Räucherwerk für den Opferdienst in den Tempeln, Ingwer, feine Baumwolle, Salz, Edelsteine. Aus Indien wurden die Gewürze geholt, Drogen und Farbstoffe, aber auch Stahl. Die vornehmen Frauen ließen sich kostbare Sklaven für ihre Bedienung aus Persien und Armenien kommen und kleideten sich in Seidenstoffe aus China. Seide war äußerster Luxus, ihr Preis sehr hoch, denn zahlreiche Zwischenhändler waren an dem langen Weg der Karawanen und Schiffe aus dem fernen Osten beteiligt: »Auf der ganzen Strecke ist zu zahlen für Futter, Wasser, Unterkunft und verschiedene Zölle; dann fordern die Priester gewisse Anteile und die Schreiber des Königs; außerdem erpressen die Wachen und die Trabanten und die Leibwächter und die Diener.« Wegen dieser hohen Kosten versuchte man, die Einfuhr der Seide einzudämmen. Kaiser Tiberius verordnete, »daß kein seidenes Kleid einen Mann verunzieren solle«. Desto mehr füllten sich aber die Garderoben der reichen Frauen mit seidenen Gewändern.

Diese Berührung der Kulturkreise des Westens und des Ostens wirkte wie ein Kontakt, der den Strom des Goldes der aufgehenden Sonne zu abfließen läßt. Gewiß war der römische Kaufmann sehr rührig und verkaufte auch römische Erzeugnisse nach dem Osten. Nach Persien, Indien und China wurden Zinn, Kupfer und Blei geliefert, Bernsteinschmuck, der aus dem nördlichen Germanien geholt war, bunte Glaswaren, Handwerkszeug, »musikkundige Knaben und schöngestaltete Jungfrauen« für die indischen Harems. Es fand also schon ein reger Austausch statt;

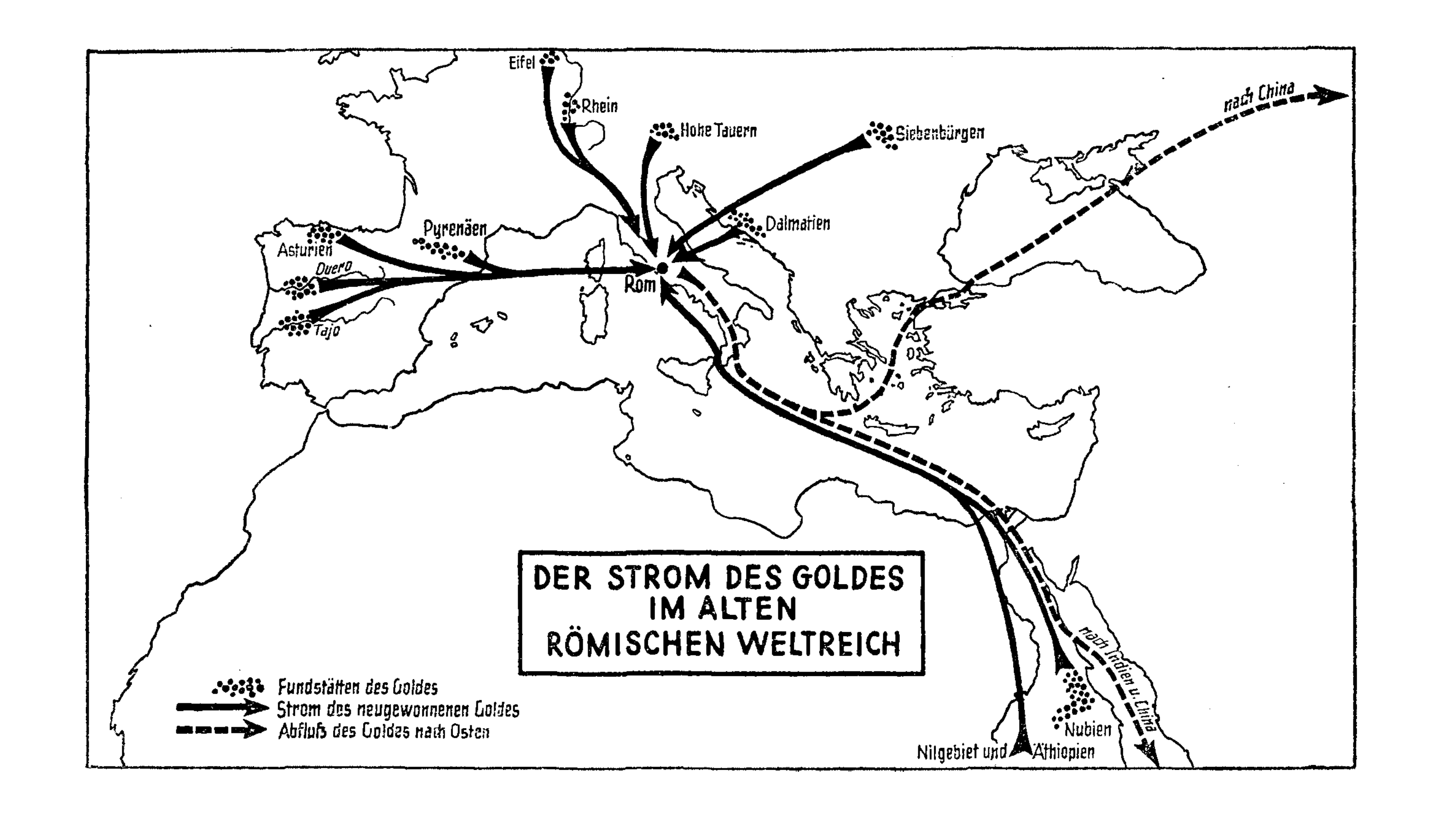
von einem Kaufmann meldet seine Grabschrift in Puteoli, nach ermüdenden Reisen in den Orient ruhe er nun hier aus. War doch jede einzelne Fahrt langwierig genug. Die Handelsreisen begannen in den Häfen Italiens, gingen bis Alexandrien den Nil aufwärts, dann durch die Wüste zum Roten Meer, wo die Monsune zur Schiffsreise nach Indien ausgenutzt wurden. Frühestens nach einem Jahr konnten die Händler wieder in der Heimat sein. Die Straße, die die Seide aus China nahm, ging dagegen meist den noch beschwerlicheren Landweg über Persien; denn ein direkter Warenaustausch zwischen China und Rom bestand nicht. Bei aller Regsamkeit des römischen Kaufmanns genügte die Ausfuhr nicht, die Rechnung für die Luxusgüter des Morgenlandes zu begleichen. Das meiste mußte bar bezahlt werden. Ungezählte römische Münzen flossen daher in die Kassen der indischen Händler. Römische Goldstücke aus der Zeit von Augustus bis Caracalla finden sich am Ganges ebenso wie auf Ceylon.

Das Edelmetall ist nach dem Osten abgeflossen. Das hat sich als ein merkwürdiges Menschheitsgesetz auch in allen kommenden Jahrhunderten erwiesen. Aus dem Osten kommen die Erzeugnisse älterer Kulturen. Auf dem gleichen Weg, den die Ware nimmt, zieht das Gold zurück, von Rom nach Indien, ebenso wie später einmal von Amerika nach Europa.

Der Orienthandel hat die römische Goldnot immer dringlicher werden lassen. Immer mehr mußten die Kaiser anderes, minderes Geld ausgeben. Und je mehr sich das vollgültige Goldgeld ins Unfaßbare verlor, desto unsicherer wurden für das Volk des weiten Reiches die verbleibenden Münzen.

Die Welt erlebte die erste große Flucht in die Sachwerte. Eine Münzreform jagte die andere. Jede erwies sich als verfehlt. Immer teurer wurde das Leben in den Ländern am Mittelmeer. Statt die wirtschaftliche Organisation zu beleben, versuchte man es mit der Erstarrung ihrer Form. In allen Städten Italiens, Griechenlands, in Kleinasien ebenso wie in Gallien wurden Schilder mit Höchstpreisen aufgestellt.

Das Preisedikt Diokletians vom Jahre 301 schreibt die Preise vor für alle Dinge des Bedarfs, »vom Kohlkopf bis zum Seiden-


DER STROM DES GOLDES
IM ALTEN
RÖMISCHEN WELTREICH
Eifel
Rhein
Hohe Tauern
Siebenbürgen
nach China
Dalmatien
Pyrenäen
Asturien
Duero
Tajo
Rom
Nilgebiet und Äthiopien
Nubien
nach Indien u. China
Fundstätten des Goldes
Strom des neugewonnenen Goldes
Abfluß des Goldes nach Osten

kleid, von der Arbeit des Taglöhners bis zum Unterricht des juristischen Professors.«

Es wurde ein ungeheuerlicher Fehlschlag. Denn die Erfahrung des 20. Jahrhunderts lehrt es ganz einwandfrei: Nicht die Wirtschaft darf das Schicksal sein, sondern die politische Gestaltungskraft des Volkes. Deswegen können geldliche Maßnahmen allein niemals helfen. Sie können nur dann mit Erfolg eingesetzt werden, wenn sie mit einer gesamten Organisation des Daseins Hand in Hand gehen.

Aber die Staatsgewalt wurde ja in den letzten Zeiten der römischen Welt immer schwächer und damit auch immer weniger geeignet, als wirklicher Garant der Geldzeichen aufzutreten. Alte Sitten aus primitiver Zeit bürgerten sich wieder ein. Gehälter und Löhne wurden in Getreide statt in Geld ausgezahlt. Es kam so weit, daß nicht einmal die Staatskassen selber mehr die Steuern in Geld haben wollten.

Der Untergang der Antike ist eng verbunden mit dem Zerfall des Geldsystems, das nach der Entgoldung nicht mehr auf eine gesunde Grundlage gestellt werden konnte. Die welthistorische Krise, nicht zuletzt aus wirtschaftlichem Unvermögen entstanden, zieht herauf. Die Juno moneta am Capitol hatte vergebens gewarnt.

Die germanische Ablösung

In diesem Augenblick der Verwirrung — freilich einem langen Augenblick, Rom ist nicht an einem Tage erbaut, aber auch erst in Jahrhunderten zerfallen — wird die Rolle des Goldes als gemünztes Geld fast legendär.

Noch einmal geht von Konstantinopel aus ein solides Geldstück in die Welt; der byzantinische Solidus wird noch durch das ganze Mittelalter geistern. Aber es bleibt ein Zwischenspiel. Kaum noch zieht geprägtes Gold von einer Tasche in die andere als Vermittler des Warentauschs. Dazu ist der Vorrat an Edelmetall im Abendland zu gering geworden und die Unsicherheit in der Welt zu groß. Erlebt doch die Welt die Ablösung einer alten Kultur durch das noch in Gärung befindliche und noch ziellos dahinstürmende Volkstum aus dem Norden.

Die Germanen, getrieben von der ewigen Sehnsucht nach dem Süden, suchen und nehmen auch das Gold. Aber Geld ist ihnen noch kein geläufiger Begriff. Dafür häufen ihre Fürsten aus der Beute, die die Einbrüche in das nicht mehr gesicherte Römische Reich herbeischafften, blanken und strotzenden Schatz auf. Es wiederholt sich die alte Freude am Glänzenden und Merkwürdigen, wie sie am Anfang der Kulturgeschichte des Goldes gestanden hat.

Die wenigen Goldstücke, die die spätrömischen Soldatenkaiser noch schlagen ließen, weil sie nur mit Gold ihre Truppen halten konnten, haben Löcher und Ösen. Denn der germanische Söldner sieht im Lohn weniger das Geld als den stolzen und ehrenvollen Schmuck. Das ist auch unserer Zeit noch nicht unverständlich. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein verziert in Bayern oder Österreich der Bauer seinen Rock mit Guldenstücken und Marientalern, tragen die Frauen Münzen im Geschnür, das die Miederhaken verbindet, prunken die Burschen mit klingenden Talern an der Uhrkette.

Und bis in die heutige Zelt hinein ist der Soldat mit jenen frühen Jahrhunderten verknüpft. Weil den römischen Kriegern die Löhne in »solidi«, in Goldmünzen, ausgezahlt wurde, wurde das Wort gleichbedeutend mit Soldatenlohn, mit dem »Sold«, und alle späteren Kultursprachen erinnern mit der Bezeichnung Söldner, Soldat, soldato oder soldier an die fernen Zusammenhänge.

Bei den Völkerverschiebungen des frühen Mittelalters zerstreut sich das Gold immer mehr. Während kaum neue Förderung vorhanden ist, die den Edelmetallvorrat der abendländischen Menschheit nachfüllen könnte, werden die Schätze von den Eroberern aus den Römerstädten herausgezerrt, verschleppt in alle Himmelsstriche, am neuen Ort vergraben oder prunkend hingestellt.

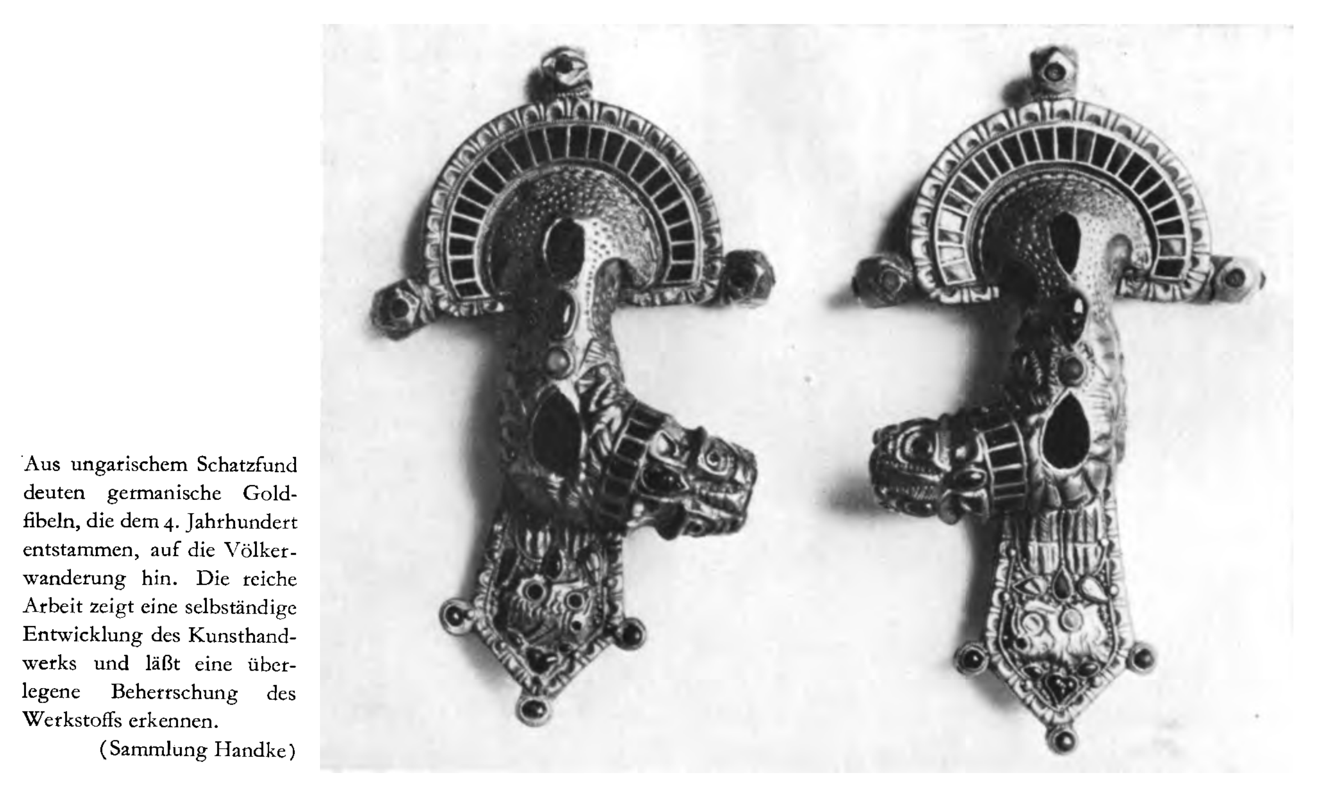
Wieder und wieder, wie seit dem frühesten Beginn der Geschichte, wird das Gold zur inneren Unruhe. An keinem sonstigen Erdenstoff klebt so viel Blut wie am Gold. Und auch die »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« kommen nicht vorbei an dem Frevel, den das Metall heraufzubeschwören gewohnt ist.

Gustav Freytag erzählt: »Blut hing an vielen Stücken und der Fluch der Beraubten; wohl mochte solche Habe dem Besitzer übel frommen. Deshalb schwebte um den liebsten Besitz auch etwas Unheimliches, was den Herrn in bangen Stunden ängstigte; und wenn ein blutbesprengtes Stück einmal hervorgeholt wurde, dann sahen die Gäste der Königstafel mit Scheu darauf. Wurden diese Erinnerungen allzu peinlich oder wollte der Besitzer ein Unrecht sühnen, so schenkte er das verhängnisvolle Kleinod in den Schatz eines Heiligen, damit dieser den Fluch abbitte.«

Eines steht fest: Die germanische Welt ließ sich auch von goldener Beute nicht hineinziehen in den Bereich des Gelddenkens, das beim römischen Edelmann und dem orientalischen Händler längst die Seele belegt hatte. Den deutschen Raum baute eine ganz andersgeartete Gesinnung aus, die bei aller kriegerischen Lust und bei aller draufgängerischen Beutegier erfüllt war von dem Drang nach produktiver Gestaltung. Nicht mit Gold wurden die mittelalterlichen Städte gegründet, sondern mit der Arbeit des Kolonisators, der das Gemeinschaftshaus, den gotischen Dom, zehnmal so hoch baute wie selbst die Paläste der Fürsten.

Lebhaft und beweglich wurde der Gewerbefleiß im neuen Europa, das durch Karl den Großen in neue Bahnen gelenkt worden war. Jahrhunderte kommen, in denen auch nach edlen Metallen wieder gegraben und manche alte, verfallene Grube wieder aufgesucht wird. Nicht nur bringt Spanien unter der Herrschaft der Mauren seine Bergwerke wieder in Gang. Mehr und mehr werden neue Fundstätten im mittleren Europa erschlossen. Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen liefern Gold. Reiche Ausbeute bringt auch Schlesien, wo vom Riesengebirge der Dichter im »Schlesischen Psalter« singt:

Venediger sind's gewesen,
Weltfahrer, kühn und groß,
Sie hatten es gelesen:
Montes chrysocreos!
Sie forschten nach den Bergen,
Den funkelgoldnen Bergen,



Aus ungarischem Schatzfund deuten germanische Goldfibeln, die dem 4. Jahrhundert entstammen, auf die Völkerwanderung hin. Die reiche Arbeit zeigt eine selbständige Entwicklung des Kunsthandwerks und läßt eine überlegene Beherrschung des Werkstoffs erkennen.

(Sammlung Handke)



Goldene Votivkrone des Westgotenkönigs Reciswinth. Die Weihgabe, in der sich die von den letzten gotischen Königen begründete Kirchlichkeit Spaniens ankündigt, stammt aus einem Priestergrab bei Toledo und dürfte um 650 entstanden sein. (SammlungHandke)

Befragten Knecht und Fergen,
Es ließ sie nicht mehr los:
Montes chrysocreos!

Die goldtragenden Berge haben die Sehnsucht der Goldsucher Jahre hindurch reichlich belohnt, denn die Länder der deutschen Krone waren »das Mexiko und Peru der Erde vor der Entdeckung Amerikas«.

Die Alchimisten und ihre Rezepte

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Menschen nicht versucht hätten, das begehrteste aller Metalle auf andere Weise zu gewinnen als durch das schwere und wenig ergiebige Ringen mit dem Boden. Die Künste der Alchimisten geistern durch das ganze Mittelalter, seitdem in den ersten frühchristlichen Jahrhunderten im religiösen Strudel Alexandriens des Aristoteles Lehren von der Verwandlung der Metalle von den Adepten zu mystischem Bemühen ausgebaut war. So wie das Obst reif und süß wird, ebenso veredelten sich auch die Metalle. Wenn der Bäcker und der Koch die Speisen durch Zutaten und Hitze veredeln, so müsse auch der geheimnisvolle Stoff gefunden werden können, der wertlose Metalle in edle umwandle.

Um so mehr mühte man sich, den Stein der Weisen, die rote Tinktur, das große Elixier zu finden, als die große Bibliothek von Alexandrien, von den Arabern verbrannt, schon alle Aufzeichnungen über diese Umwandlungskünste enthalten haben sollte. Die Araber selbst, besonders ihr großer Arzt Dschafar, den das Mittelalter Geber nannte, waren schon tief in die Geheimnisse der Materie eingedrungen; ihre Beobachtungen wurden im Abendlande ebenso begeistert aufgenommen wie mißverstanden. Vom maurischen Spanien aus kam die Goldmacherkunst nach Frankreich, Deutschland, Italien, und überall brodelten in den alchimistischen Küchen die geheimnisvollen Tränke, glühten die Metalle.

Gerade in der Zeit, in der in den mitteleuropäischen Ländern die Leidenschaft für das Gold aufzuwachen begann, mußte die Begierde nach wirksamen Rezepten der Alchimisten stärkstens

aufflammen. Durch die mittelalterlichen Jahrhunderte erhalten sich glanzvolle Namen weltberühmter Zauberkünstler, angefangen von dem Dominikanermönch Albertus Magnus um 1250, dessen Schriften deutlich verrieten, er habe die Kunst des Goldmachens gefunden, bis zu dem Erfurter Benediktinermönch Basilius Valentinus, der schon im 15. Jahrhundert mit wesentlichen Erkenntnissen in der Ferne das Neuland der Chemie aufdämmern sieht.

Dabei sind die Alchimisten, die stets das Gold gesucht und es nie gefunden haben, nicht nur die Vorläufer des modernen Chemikers, dessen Arbeitsweise im Laboratorium sie mit Mischen und Probieren am Feuer und im Kessel vorweggenommen haben, sondern sie spielen auch in der Geschichte des echten Goldes eine Rolle.

Die mittelalterlichen Schwarzkünstler haben auf jeden Fall die Herstellung des reinen Goldes gegenüber allen Methoden des Altertums wesentlich erleichtert. Sie haben es erreicht, das Gold vom Silber mit dem Scheidewasser auf flüssige Weise zu trennen, und haben damit den Scheideprozeß verbilligt und beschleunigt.

Sie haben die Salpetersäure gefunden, die das Silber auflöst, aber vor dem Golde haltmacht. Gekannt hat dieses Scheidewasser auch schon der arabische Arzt Geber, der es Aqua dissoluta nannte; aber die Alchimisten des 13. und 14. Jahrhunderts lernten, das Scheidewasser einfacher aus Salpeter und Schwefelsäure herzustellen. Und sie fanden auch die Salzsäure, die zusammen mit der Salpetersäure fast alle Metalle und auch das Gold angreift. Aqua regis, das Königswasser, nennt es Basilius Valentinus, der Chemiker des 15. Jahrhunderts; denn es zerstört sogar den König der Metalle, das Gold.

Das Königswasser schien die Alchimisten schon nahe an die Erfüllung ihrer Sehnsucht, die Metalle zu verwandeln, heranzubringen. Sie glaubten schon, in ihm das große Elixier gefunden zu haben. Erst spätere Zeiten mit ihrer besseren Einsicht in das Wesen der Elemente konnten den Wahn der Alchimie, Gold hervorzuzaubern, beenden. Leonardo da Vinci, der Maler und Erfinder, der an der Schwelle des Mittelalters zur Neuzeit steht, gehört mit zu den ersten, die die Alchimisten auf die ewige

Vergeblichkeit ihres Bemühens hinweisen. Er vergleicht sie mit den ebenso Törichten, die auf der Suche nach dem Perpetuum mobile sind: »O Erfinder der beständigen Bewegung, wie viele eitle Pläne habt ihr in dergleichen Suchen geschaffen; gesellet euch denen, so Gold suchen!«

Mit dem Scheidewasser aber, dessen Herstellung lange Zeit geheimgehalten wurde, war für die Goldsucht der Welt eine Erfindung von wirklichem Wert getan. Durch die Vereinfachung des Scheideprozesses wird in den mittelalterlichen Metallhütten die Arbeit so beschleunigt, daß die Bereicherung des Goldschatzes schneller als je vor sich geht.

Von der Kölnischen Mark

Langsam füllten sich die mittelalterlichen Truhen mit neuem Gold. Und aus dem Orient, der das Gold der vorangegangenen abendländischen Menschheit aufgesogen hatte, wird überdies mancher Schatz zurückgeholt. Im Zeichen des Kreuzes zogen die europäischen Ritter aus ihren Vesten und das Volk aus den von engen Mauern umschlossenen Städten in die Ferne des Morgenlandes, wo es das Grab Christi aus den Händen der Ungläubigen zu befreien galt. »Aber nicht der Glaube allein lud in die dämmerige Ferne. Auch die alte Sehnsucht nach Abenteuer und Goldschatz wurde übermächtig, wie einst in der Wanderzeit. Jetzt konnte unendlichen Reichtum erwerben, wer in Christi Namen dahinfuhr.«

Immer wieder zeigte es sich, daß der Kriegsmann ein besserer Goldmacher ist als die Alchimisten. Doch war es auch die neue Zauberkunst aus der Teufelsküche der frühen Chemiker, die neue Goldmünzen in einer bis dahin nicht gekannten Vielzahl durchs Land rollen ließ. Bei den Zuflüssen an Edelmetall und seiner erleichterten Läuterung durch das neu erfundene Scheidewasser entfalteten manche Städte geradezu einen Wettbewerb um gutes Goldgeld. Um 1250 prägt Florenz seine Florentiner, Goldmünzen, von denen man nicht weiß, ob sie ihren Namen »Florins« mehr dem Ort der Prägung oder dem Blumenmuster der Prägung verdanken. Venedig setzt seine Dukaten in Umlauf

und läßt mit ihnen die Bezeichnung Dukaten, herrührend von dem Namen des byzantinischen Kaisers Dukas, ebenfalls zu einem Weltbegriff von Dauer werden. Auch die ersten deutschen Goldmünzen erblicken das Licht der Welt. In schwer überseh-barer Vielfalt werden sie geschaffen. Sie spiegeln die Zerrissen-heit der Macht im deutschen Raum in der Vielzahl der Präge-berechtigten wider. Städte, Fürsten und geistliche Herren glän-zen mit eigenen Goldstücken. Sogar Äbtissinnen lassen Gold-münzen schlagen.

Der Kaufmann jener Zeit hatte es nicht leicht, sich durch die Währungen, die auf engem Gebiet nebeneinander bestanden, hindurchzufinden. Nur gut, daß das wirtschaftliche Leben des Mittelalters keinen sonderlichen Wert auf Genauigkeit legte. Von sauberer Rechnungsführung konnte noch keine Rede sein, wo das Rechnen selbst in den Kinderschuhen steckte. Noch das Rechenbuch, das ein Georg Peuerbach im 15. Jahrhundert für Studenten der »hohen Schul« herausgab, begnügte sich mit den einfachsten Rechenkünsten, die heute keinen Schulanfänger mehr verblüffen würden.

Doch das Geldwesen hat nun einmal das Bestreben, das Gei-stesvermögen zu schärfen. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß das Gold und das Geld mehr zur Aus-bildung schärferer Gedankengänge in der menschlichen Gesell-schaft beigetragen haben als vieles andere.

So bildet sich auch in den mittelalterlichen Jahrhunderten in Mitteleuropa, namentlich im Wirtschaftsraum der deutschen Hanse, eine geistige Norm heraus, die die Bewertung des viel-fältigen Geldes ermöglicht. Es entsteht eine Rechnungseinheit, um die Münzen vergleichbar zu machen und damit dem Kauf-mann das schwierige Geschäft des Wechselns zu erleichtern. Diese Rechengröße, die allgemeine Gültigkeit erlangt, ist die Kölnische Mark.

Schon um das Jahr 1000 war man dazu gekommen, die Ge-wichte zu eichen, ihnen einen Stempel, eine Marke aufzudrücken. So ist die Mark ursprünglich ein Gewicht. Die goldenen und silbernen Münzen wurden von jedem daraufhin angesehen, ob sie von »echtem Schrot und Korn« seien. Das Schrot war das

Gesamtgewicht der Münze und das Korn das Gewicht des in ihr steckenden Edelmetalls. Denn die Münzen haben stets Zusätze von minderem Metall, weil Feingold zu weich ist. Meist ist Kupfer beigemischt. Auch die Goldstücke des Deutschen Reiches, vor dem Weltkrieg, hatten zu einem Zehntel Kupferbeimischung.

Allgemein wurde seit dem Mittelalter in Deutschland das Schrot bestimmt durch die Anzahl der Münzen, die zusammen eine Kölnische Mark von 233 Gramm wogen; das war die Brutto-Mark. Die Feine Mark dagegen ergab sich aus der Anzahl der Stücke, die zusammen eine Kölnische Mark edlen Metalls an Korn enthielten.

Noch bis zum Jahre 1857 hat die Kölnische Mark die rechnungsmäßige Einheit des deutschen Münzsystems dargestellt. So ist der Alltag unserer Zeit, in der die Mark selbst zur Münze geworden ist, eng verflochten mit dem frühen deutschen Mittelalter.

Zum zweiten Male nach Osten

Die Beutezüge nach Byzanz und Arabien konnten sich nicht ewig wiederholen. Was jedoch blieb, war die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen des Orients. Behaglicheres Leben kam in die Burgen des europäischen Rittertums und in die Bürgerstuben der Fachwerkbauten.

Für Bequemlichkeit und Luxus sorgte der Kaufmann, der mit der Levante Handel trieb. Den Stoff für die Kleider der Damen und feine Rüstungen für die edlen Herren holte er aus dem Orient herbei. Er brachte — wie im Altertum ins Römische Reich so jetzt in die mittelalterliche Christenheit — den süßen Wein aus Zypern und die Wohlgerüche Arabiens, in Wohnungen, die von Gesundheitspflege noch nicht durchdrungen sein konnten, besonders erwünscht. Er brachte auch Rosinen, Mandeln und Feigen von den östlichen Gestaden des Mittelmeers und besonders den Pfeffer und andere Gewürze, die von arm und reich leidenschaftlich begehrt waren.

Es waren meist Juden und Syrer, die über die Alpenpässe mit den Gütern des Orients in Mitteleuropa eindrangen, oder Ara-

ber, die auf den alten Römerstraßen Westeuropas gezogen kamen. Auch die Wikinger waren die Lieferanten des Mittelalters, die orientalische Ware über das Schwarze Meer durch Rußland und weiter auf der Weichsel zur Ostsee beförderten. Bei alledem blieb freilich die Rolle des Handels noch bescheiden. Der Händler wurde bei seinen Reisen durch die Dörfer und kleinen Städte noch wie ein seltenes und fremdes Wundertier betrachtet, seine Ware mit Ehrfurcht bestaunt. Es ist fraglich, ob die Güter, die im Mittelalter im Laufe eines Jahres über den Gotthardpaß gingen, wohl einen oder zwei der heutigen Güterzüge gefüllt haben würden. Entsprechend hoch waren dafür ihre Preise. So wurde eine Menge Gold zur Bezahlung der Luxusgüter des Orients verbraucht, die bei den geringen Goldschätzen jener Zeit bald ins Gewicht fielen.

Wie einst im Altertum, so zog auch jetzt wieder das Gold nach dem Osten. Zudem kam schlechte Kunde von den Bergwerken. Die leicht zu erschließenden Lagerstätten hatte man ausgebeutet. Wohl war noch in weiterer Tiefe kostbares Erz zu vermuten. Aber der Bergmann mußte sich auf die nahe an der Erdoberfläche zu öffnenden Gänge beschränken. Tiefer in die Erde durfte er sich nicht hineinwagen; gab es doch keine schnell arbeitenden Pumpen, die dem Einbruch des Wassers hätten begegnen können, oder Einrichtungen, die Luft unter Tage zu verbessern.

So geht überall wieder der Bergsegen seinem Ende entgegen. Die Obrigkeit in Städten und Ländern versucht, die letzten Reste des abziehenden Goldes durch künstliche Sperren zurückzuhalten. Seine Ausfuhr wird vielerorts verboten. Gegen Schmuggel ist man jedoch machtlos. Das Gold verläuft sich. Mancher Kirchenschmuck, der als ewiges Gerät aus ewigem Metall gedacht war, wird eingeschmolzen und zieht von dannen.

Es sind ohnehin erstaunlich kleine Mengen des goldenen Metalls, an denen die Herzen des Altertums und des Mittelalters gehangen haben. Aus den Zahlen, die bekannt geworden sind, geht hervor, wie außerordentlich selten doch im ganzen der Besitz gewesen sein muß. Nur weltliche Herrscher und Geistlichkeit, Handelsherren und Großgrundbesitzer dürften jemals

in ihrem Leben ein Stück ihr eigen genannt haben, wenn man absieht von den Glücksfällen der kriegerischen Beutezüge, die auch dem einfachen Mann einmal blinkendes Gold zugute kommen ließen.

Zu Frankfurt a. M. hat die Reichsmünzstätte um 1430 jährlich Goldmünzen im heutigen Wert von etwa 300000 Mark ausgeprägt, und die Münzstätte in Basel ist im Jahr auf etwa 370000 Mark gekommen. Die rheinischen Fürsten sollen jährlich 500000 Mark vermünzt haben, wovon der Hauptteil in Köln ausgeprägt worden ist.

Dabei war es nur zum kleinen Teil neues Gold, das in die Münze wanderte. Wenn fremde Münzen ins Land kamen, wurden sie meist eingeschmolzen, und dem Geld wurde der heimische Stempel aufgedrückt.

Europa mag damals Gold im Werte von 500 Millionen Mark gehabt haben. Manche Schätzungen kommen auf höhere Beträge; sie gehen sogar bis 1800 Millionen.

Wieviel es auch gewesen sein mag, im ganzen ist der Schatz gering. Das Europa des ausgehenden Mittelalters ist entgoldet. Was zurückbleibt, ist die Sehnsucht nach dem Gold, die Sehnsucht nach dem reichen, vollen Leben. Und sie bringt schließlich die große Wandlung von mittelalterlicher Gebundenheit zum Bewußtwerden der persönlichen Kraft.

Gewiß, schon in den Kreuzzügen zeigte sich der Drang, den Fesseln einer eng gewordenen Ordnung, den Zünften und Ständen zu entfliehen. Aber dieser Drang in die Ferne war noch eins mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Menge, der Unterordnung unter willig anerkannte Grundsätze. In Haufen zogen die Kreuzfahrer ins Heilige Land, vereint stürmend und kämpfend, aber auch vereint hingemordet und dem Elend der fremden Straßen preisgegeben. Jetzt bahnt sich langsam das Unternehmen auf eigene Faust an.

Den Europäer zieht es nach überseeischen Ländern. Er geht auf das Meer, das in den engen Schiffen nur von kleinen Scharen wagemutiger Einzelgänger durchquert werden konnte. Es beginnt die Ausbreitung des Europäertums, die die Neuzeit eröffnen sollte.

Getragen wird sie von dem Abenteuerwillen des einzelnen, von der Spannkraft der Entdeckerfreude.

Wurde doch immer wieder die Phantasie zu den bekannten Ländern der heißen Zone hingelenkt. Jede Speise, die verzehrt wurde, mahnte mit ihrem Gewürz an die Spenden der tropischen Welt. Der zu Land unerreichbare Ferne Osten sollte in märchenhaftem Reichtum glänzen. Die goldene Triebfeder zieht den abendländischen Menschen, der bisher die Ufer des Kontinents als unüberwindliche Schranke scheu geachtet hat, hinaus auf die Weite des Ozeans.

Die Sehnsucht nach dem Gold, von dem die Abenteurer hoffen, es werde Glück und Freiheit bringen, treibt zu fremden Welten, mit deren Eroberung die neue Zeit anhebt, die alles umgestalten wird.

DAS ZEITALTER DER GROSSEN SEHNSUCHT

Die Männer, die die neue Zeit herbeirufen, sitzen in der westlichen Ecke des europäischen Kontinents. Erstmals überwindet dort die Sehnsucht nach der Ferne die Scheu vor der Unendlichkeit der Wasserwüste. Die Umgestaltung Europas, des ganzen abendländischen Geistes, geht aus von den beiden Ländern der Iberischen Halbinsel, von Lusitanien und Kastilien, also von Portugal und Spanien.

Abenteurer sind es, die mit winzigen Schiffen hinausfahren. Beutegier ist es, die sie in das Unbekannte hinaustreibt. Und doch steckt auch hinter ihrer Abenteuerlust und dem Fernweh die in Jahrhunderten gewachsene Seele des ganzen Abendlandes. Der Papst, als vornehmster Vertreter des Europäertums, gibt Segen und Anregung für die Reisen, die zunächst der Vertreibung der letzten Reste des arabischen Einflusses im westlichen Mittelmeer gelten.

Über Afrika ins Morgenland

Ceuta, die schönste und reichste Stadt Mauretaniens, an der Meerenge von Gibraltar auf afrikanischem Boden gelegen, wird von den Portugiesen 1415 erobert. »Als in der Moschee von Ceuta aus rauhen Ritterkehlen das Tedeum erschallte und die christlichen Glocken über der mohammedanischen Stadt läuteten, war die Eroberung Afrikas begonnen.« Immer weiter wurde der Islam zurückgeschlagen. Immer mehr befahren wurden bis dahin unbekannte Wasserstraßen.

Rabelais, der ein Jahrhundert später vom Geistigen her den mittelalterlichen Zwang ebenso zu sprengen versuchte wie die Entdecker durch ihren Auszug in die Ferne, hat sie die»routes de fortune« genannt, die Wege, die ihren wagemutigen Bezwingern das Glück bringen.

Der Äquator wird überschritten, ohne daß die Götter dem frevelhaften Beginnen entgegentreten. Die Überlieferung der Alten vom kochenden Meer der Tropen, von brennenden Ländern erweist sich als Märchen. Gegen Ende des abenteuerlichsten Jahrzehnts der Weltgeschichte ist bereits die ganze afrika-

nische Küste bekannt. Die Krönung der Entdeckerfahrten der Portugiesen, die eingeleitet waren von dem Prinzen Heinrich, genannt der Seefahrer, war 1497 die Ankunft Vasco da Gamas in Kalikut. Bis nach dem Fernen Osten war der Europäer zu Schiff, den afrikanischen Erdteil umsegelnd, vorgedrungen.

Indien, das Wunder des Morgenlandes, war über das Meer erreicht. Camoes, der Dichter der Lusiaden, feiert, die portugiesische Macht verherrlichend, den Einzug in den Orient:

> Voll Freude ruft der Bootsmann aus Melinde:
> Das ist Kalkutta, wenn ich recht mich finde.
> Das ist fürwahr das Land, wonach ihr spähet,
> Das wahre Indien, was dort hin sich streckt.

Erreicht war nun das wahre Indien, woher die Edelsteine, die Seide und die köstlichen Gewürze kamen. Erreicht waren die Schätze des Orients und des Schwarzen Erdteils.

Drei märchenhafte Gestalten in fernen Ländern hatten die Seefahrer gelockt. Der schwarze König von Guinea sollte unendlichen Goldschatz besitzen. Der Erzpriester Johannes von Abessinien sollte im Osten Afrikas nicht nur die christliche Religion, sondern auch ungeheuren Reichtum beschützt halten. Und schließlich sind es die indischen Fürsten, von deren Pracht seit vielen Jahrhunderten die Kunde bis in den Westen gedrungen war.

Zeitlos waren alle diese Gestalten, ebenso zeitlos wie das Gold, das man bei ihnen zu finden hoffte. Aber die Sage genügte, damit sich Abenteurer in Nußschalen dem Ozean entgegenwarfen.

Aus Guinea ist tatsächlich viel Gold gekommen. Hin und her segelten die Karavellen zwischen der afrikanischen Küste und den Häfen Portugals und brachten das Gold, das die Araber noch nicht erbeutet hatten. Ist doch die Erinnerung an die afrikanische Beute bis heute darin bewahrt, daß in London noch jetzt der Kaufmann seine Waren in Guineas auszeichnet, obwohl es längst keine Münze und keinen Geldschein mehr gibt, der die 21 Schilling einer Guinea darstellt.

Im ganzen aber blieb Afrika als Goldland eine Enttäuschung, auch als namentlich im 16. Jahrhundert beträchtlichere Zufuhren einsetzten. Doch hielten sie nicht an, wie auch die goldenen Schätze Abessiniens als unbedeutend sich herausstellten; und

den Erzpriester Johannes hat man nie recht gefunden. Doch kam man auf der Suche nach ihm in Verbindung mit den großen schwarzen Märkten, besonders mit dem regen und reichen Timbuktu, wo Elfenbein und Sklaven gehandelt wurden.

Gold war nicht die eigentliche Ware Afrikas, sondern menschliche Leiber sollten auf lange Dauer das lohnende Handelsgut werden. Der Sklavenhandel, den besonders englische Kapitäne durchführten, hat manchen Reichtum begründet. Sonst aber hat man drei Jahrhunderte hindurch Afrika vernachlässigt. Die Neue Welt bot reichere Ausbeute an Edelmetallen. Man ahnte noch nicht, daß der afrikanische Süden den größten Schatz der Erde berge.

Auch Indiens Gold war mehr eine Lockung denn eine Erfüllung. Zwar klingt der erste Bericht von einem Angehörigen aus Vasco da Gamas Geleit beim Empfang in Kalikut verheißungsvoll: »Der König hatte tiefbraune Farbe, war halbnackt, nur vom Gürtel bis zu den Knien mit weißen Tüchern bekleidet. Die Tücher endeten in langen Schnüren, auf die viele Goldringe gezogen waren.«

Aber das Morgenland hält seine Schätze fest. »Was ich von dir will«, erklärte der indische König, der mit Vasco da Gama verhandelte, »ist Gold und Silber und Korallen und Scharlach. In meinem Lande gibt es viel Zimt und viele Gewürznelken und Ingwer und Pfeffer und viele Edelsteine.« Europa hat durch die Entdeckung des Seewegs nach Indien keine Zufuhren an Gold gewonnen, die sich irgendwie schicksalhaft auswirken konnten. Wenn zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus Afrika und Asien jährlich Gold im Werte von einer Million Mark ins Abendland geflossen ist, so war das nicht allzuviel. Bald hat es auch der Orient durch seine Lieferung von begehrten Erzeugnissen wieder zurückgeholt. Das Gold — so zeigt sich auch hier das alte Gesetz — zieht nach dem Osten.

Eroberer des Indianer-Metalls

Erst als die Europäer geradenwegs nach Westen ziehen und nun Europa selbst als Goldmagnet im Osten liegt, setzen die

ungeheuren Ströme von Edelmetall ein, die das Leben des alten Erdteils durcheinanderrütteln. Kolumbus hat mit der Entdekkung Amerikas die goldene Grundlage des Kapitalismus geschaffen.

Amerika ist das Ophir geworden, jenes sagenhafte Land, das die Legende vom Golde an ihren Anfang setzt. In einem ungeheuren neuen Doppelkontinent findet es seine Verwirklichung.

Im Hunger nach Gold haben sich alle geistigen Strömungen des vollendeten Mittelalters und alles Stürmen und Drängen der neuen Zeit gesammelt, um Amerika zu entdecken. Kolumbus selbst, ein qualvoll zerrissener Mensch, im Zwielicht der Geschichte schwankend, ist erfüllt von dem Drang, Gold zu finden, Gold zu besitzen. Doch soll es auch ihm nur Mittel zum höheren Zweck sein. Mit dem Reichtum, den er erbeuten will, sollen den apostolischen Majestäten Kreuzfahrten ermöglicht werden, das Evangelium unter den Heiden zu verbreiten.

Die Tagebücher des Kolumbus bergen unverhohlene Leidenschaft für das glänzende Gold. »Ich gab mir viele Mühe, zu erfahren, ob Gold vorhanden sei«, heißt es.

Oder weiter: »Möge der Allmächtige nach seiner Barmherzigkeit mir beistehen, daß ich die Minen finde, aus denen dieses Gold gewonnen ist.«

Und er schreibt: »Meine Leute sahen einen Indio, der ein Goldstück von der Größe eines kastilianischen Talers trug, und ich machte ihnen Vorwürfe, daß sie es nicht gekauft hatten.«

Er denkt und träumt nichts als Gold. Gewöhnlicher Kalkspat am Flußufer flimmert vor seinen Augen als goldgeflecktes Gestein. Schon die ersten Entdeckungsfahrten in die Neue Welt haben für eine Organisation des Goldraubes gesorgt. Jeder Indio, der über vierzehn Jahre alt ist, muß alle drei Monate Goldstaub im Wert von sechzig Mark abliefern. Als Quittung erhält er eine Kupfermünze, wie eine Hundemarke um den Hals zu tragen. Schon kommt es zu Aufständen der vergewaltigten Eingeborenen, schon leiten die ersten Abschlachtungen farbiger Menschen um metallener Beute willen die Herrschaft des weißen Mannes in Amerika ein.

Des Kolumbus Entdeckungsreisen sind der Auftakt für die wagemutigen Eroberungszüge der Konquistadoren. Eine ganze Welt von alter Kultur geht unter, hingemordet von goldhungrigen Abenteurern und hemmungslosen Landsknechten. Daß sie schließlich den Grundstein zu einer neuen Welt, die vier Jahrhunderte später in einer Umkehrung der Weltgeschichte den Goldbesitz fast der gesamten Menschheit erben sollte, mit ihren grausamen Eroberungen schufen, konnten die Eroberer noch kaum ahnen. Zunächst war es wieder der Goldrausch, der sie zu dem fernen Kontinent zog.

Zu einer Dramatik ohnegleichen treibt die Geschichte des Goldes in dem Schicksal des alten Staates der Azteken in Mexiko.

Ferdinand Cortez, der glänzendste unter den Konquistadoren, steht mit einem kleinen Trupp vor dem großen, wohlgeordneten und im Wohlstand lebenden Reich Montezumas. Der als Gott von seinen vielen tausend Kriegern verehrte Kaiser will den Fremden mit Geschenken abweisen. Aber gerade die Geschenke reizen mit ihrer märchenhaften Pracht die spanische Soldateska zu weiterer Beute. Ist doch allein eine große Prunkschüssel im Werte von einer Million Mark dabei.

Es sind Kostbarkeiten, die, als sie nach Europa kamen, Albrecht Dürer zu dem Ausspruch veranlaßten: »Ich hab' all mein Lebtag nicht gesehen, was mein Herz also erfreut hat. Denn ich hab' darin gesehen eine wunderliche Kunst und hab' mich verwundert ob der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen.«

Der Aztekenkaiser wird von den wenigen europäischen Eindringlingen in Ketten geworfen. Die Krieger Montezumas versuchen, ihren Kaiser zu befreien. Ein Blutbad erhebt sich in der vergoldeten Stadt Tenochtitlan. Die »noche triste«, die berühmte traurigste Nacht der spanischen Geschichte kommt im Jahre 1519, in der fast alle spanischen Eindringlinge niedergemacht werden.

Doch Cortez kann trotzdem zwei Jahre später die Eroberung Mexikos der spanischen Majestät melden. Mexiko wird, nachdem die goldene Kriegsbeute eingebracht ist, die wichtigste Bergwerkskolonie Spaniens mit einer fast unerschöpflichen Ausbeute an Silber. Doch das Silber, das aus der Tiefe der mexikanischen

Erde geholt wird, hat hohen Goldgehalt, so daß auch der Goldstrom noch weiterfließt.

Den Höhepunkt menschlicher Verantwortungslosigkeit beschwört das Gold in der peruanischen Tragödie herauf.

In Franzisco Pizarro, dem anderen berühmt gewordenen spanischen Abenteurer, der das weite Gebiet von Panama bis Peru erobert, findet sich der Mensch, der aus Raffgier in wenigen Augenblicken ein Reich zerstört, dessen Überreste noch heute durch Zeugnisse einstiger Kulturhöhe Staunen erregen.

In Cuzco vollendet sich 1533 das Schicksal dieses Inkareiches, ein erschütterndes Dokument der Wahngeschichte des Goldes. Der Sonnenkönig der Inkas, Atahualpa, nicht bekannt mit der Treulosigkeit des weißen Mannes, empfängt auf seinem goldenen Thron den Pizarro. Die Handvoll Soldaten der Abenteurer metzelt überraschend mit überlegener Feuerwaffe Tausende von Indianern nieder, nimmt den Inkakönig gefangen. Pizarro sagt Freilassung zu, wenn Lösegeld herbeigeschafft wird. Atahualpa verspricht, den Boden des großen Raumes, der zum Gefängnis geworden ist, mit Gold zu bedecken. Die Spanier sind sprachlos. Voll Erstaunen über die Gier der Fremden hebt der König die Hand: Bis zu dieser Höhe werde er das Gefängnis mit Gold füllen.

Seine Boten eilen durch das Land. Flammensignale von Berg zu Berg geben den Befehl des Königs weiter. Schon beginnen die Schätze herbeizuströmen. Träger kommen mit Gerät aus den Tempeln, mit Barren und Goldstaub. Der Hauptteil des Tributs kann aber erst nach zwei Monaten eintreffen; denn die Lamakarawanen aus den Gebirgen brauchen Zeit.

Da taucht einer der Spießgesellen auf, den Pizarro mit einem Trupp an der Küste zurückgelassen hatte, verlangt seinen Anteil an der Beute. Es kommt zu schwerem Streit. Der König scheint gefoltert worden zu sein, um die Wege zu verraten, auf denen die Lamakarawanen heranziehen. Am Morgen des 29. August 1533 findet man den letzten Inkakönig erdrosselt auf.

Mit der Ermordung seines Sonnenkönigs ist das Reich der Inkas auseinandergebrochen. Es muß der Herrschaft der Zuwanderer, die über das weite Meer in immer größeren Scharen kom-

men, Platz machen. Einer der vielen tragischen Konflikte in der Zeitenwende der Welt, heraufbeschworen letzten Endes nicht durch die Zufälligkeit des Geschehens, sondern durch die seelische Stimmung der beiden zusammenprallenden Rassen, und daher Notwendigkeit. Die Inkas glaubten, in den Weißen, die so geisterhaft von jenseits des Ozeans vor ihnen erschienen, die seit langem prophezeite Ankunft der Götter verwirklicht zu sehen; die weißen Götter aber — getrieben waren sie von dem Goldwahn. Sie machten Beute, und das Schicksal ließ sie zu den Gründern einer neuen Heimat für die europäische Menschheit werden.

Die Mörder haben damals mit der Beute nicht viel Glück gehabt. Vergebens versuchten die Spanier, die Karawanen abzufangen. Deren Führer hatten schnell von dem entsetzlichen Geschehen Kunde erhalten. Sie flüchteten auf geheimnisvollen Pfaden, bargen ihre Schätze in der unwegsamen Bergwildnis der Anden, wo sie noch heute von Forschern gesucht werden. Der Schatz der Inkas geht als Geheimnis durch die Nachwelt, wie jener andere Schatz, der mit blutiger Tat verbunden ist, der Nibelungenhort in der Tiefe des Rheins. Der Kopf des letzten Inkaherrschers aber liegt, verlassen, müde vom Nachdenken über die Götterdämmerung seines Reiches, noch nach vierhundert Jahren im Museum zu Paris.

Des Pizarro Beute war nicht allzu groß. Er selbst hat den Thronsessel genommen — man schätzt seinen Wert auf vier Millionen Mark —, auf dem die geheiligten Herrscher der Inkas in dreizehn Generationen gesessen hatten. Die spanischen Söldner sind tief enttäuscht über den geringen Anteil, der ihnen bleibt. Es ist bekannt, daß jeder Landsknecht des Pizarro einen Wert von 1800 Mark erhielt. In dem Tumult um den Raub ist Pizarro, der Eroberer des Inkareiches, ermordet worden.

Die spanische Majestät, unter deren Regierung das spanische Kolonialreich entstand, war zum deutsch-römischen Kaiser gewählt worden. Das Haus Fugger in Augsburg hatte die Gelder, die zur Bestechung für die Kaiserwahl Karls V. nötig waren, vorgeschossen, da die Zufuhren an Edelmetall aus Amerika zunächst nicht bedeutend sein konnten.

So finden sich um diese Zeit auch verschiedene Deutsche unter den Entdeckern der Neuen Welt. Sie zogen in ein Land, das nach den Erzählungen der Indianer im Norden des Inkareiches liegen sollte. Die Indianer sprachen von dem Dorado. Sie meinten damit nicht das Goldland, für das El Dorado ein Begriff geworden ist, sondern den vergoldeten Herrscher des kleinen Chibchareiches, der mit vielen Zeremonien beim Regierungsantritt mit Goldstaub gepudert wurde. Aber im Chibchaland war kein Gold mehr zu finden. Beauftragte des Augsburger Handelshauses der Welser suchten das Goldland am Amazonas. Doch blieb es unauffindbar. Deutsche haben mit dem blutigen Raub auf dem amerikanischen Kontinent wenig zu tun gehabt.

Gold gestaltet europäisches Schicksal

Die Forschung zieht auch von den dramatischen Ereignissen der Weltgeschichte den Schleier des Märchenhaften und berechnet kühl und nüchtern, was die Blutorgien der Eroberer in Wirklichkeit eingebracht haben. Die gesamte Goldbeute der Spanier bei der grausamen Eroberung Perus soll 20 Millionen Mark kaum überschritten haben.

Was sind das für unbedeutende Werte! In unserer Zeit lassen die Banken solche Mengen ohne nennenswerte Aufregung aufs Schiff oder in das Flugzeug verladen. In dem Jahrzehnt von 1930 bis 1940 ist es ein fast alltäglicher Vorgang, wenn Dampfer mit Goldbarren von vielen Millionen Mark, die aus Europa flüchten, an den Piers von New York festmachen.

Aber man muß die Summen betrachten im Verhältnis zu dem kleinen Bestand, den damals die europäische Menschheit ihr eigen nannte.

Es sind von 1493 bis 1600, also in dem Jahrhundert der Aufdeckung der Welt durch das Europäertum, 2106 Millionen Mark in Gold in die Schatzkästen Europas geflossen. Davon sind aus Amerika in runden Ziffern 1200 Millionen, aus Afrika 600 und, wie manche Forscher meinen, aus Japan 300 Millionen gekommen.



Die Kaiserkrone, die wieder in Nürnberg verwahrt wird, nachdem sie während eines Jahrhunderts in der Wiener Hofburg gelegen hatte. Das Reichskleinod, für die Krönungen im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation bestimmt gewesen, weist handwerkliche Arbeit aus verschiedenen Epochen auf. (Handke)



Kipper und Wipper, vielfach mit Judenring am Mantel, beim Umschmelzen von Goldstücken. Spottbild von 1620. (Historiseber Bilderdienst)



Werkstatt eines vielbeschäftigten Goldschmieds aus dem 16. Jahrhundert. (Sammlung Handke)

Europas Bestand hat sich also in jenem Zeitraum verdreifacht, wahrscheinlich aber sogar verfünffacht, wenn man ausgeht von den niedrigsten Schätzungen von etwa 500 Millionen, die vor der Entdeckung Amerikas der ganze Bestand des Abendlandes gewesen sein sollen.

Das Gold der Konquistadorenzeit, mit der die Festsetzung der weißen Rasse in Amerika begonnen hat, ist in den Häfen Spaniens gelandet und hat von dort aus das europäische Schicksal gestaltet.

Nach Gold war die Jagd gegangen. Der Reichtum der Neuen Welt kam aber überwiegend in der Form von Silber nach Europa. Goldene Beute hatten die ersten stürmischen Eroberungszüge gebracht. In der darauffolgenden Kolonisation der überseeischen Gebiete war es nicht mehr die Kriegsbeute, sondern die Bergwerksarbeit, die Edelmetalle zu beschaffen hatte. Silbergruben von unerhörter Fülle öffneten sich. Das Edelmetall strömte nach dem alten Westen. In regelmäßigen Abständen lief die Silberflotte in den spanischen Häfen ein. Mit jedem Silberschiff kam jedoch auch eine bestimmte Menge Gold an.

Die Ankunft jeder Galeone, die wertvolle Ladung an Bord hatte, wurde wie ein Fest gefeiert, wurde darüber hinaus zum europäischen Ereignis. Denn das Edelmetall machte nicht nur den spanischen König zum reichsten Monarchen, sondern griff auch in die europäische Politik ein. Es geriet in den Kreislauf des Wirtschaftslebens und übte die Wirkung einer Spritze aus, die das Blut des Wirtschaftskörpers zu schnellerem Umlauf zwingt. Beide Edelmetalle haben die beschauliche mittelalterliche Arbeitsweise zum schnellen Wirtschaftsprozeß gewandelt. Dabei war Spanien nur Durchgangsland für das amerikanische Metall. Es floß sehr bald weiter. Dafür sorgten Kriegspolitik und Handel.

Da kommt der Rausch, der den abendländischen Menschen über die Meere gezogen hatte, in die europäischen Völker selber hinein. Gold und Silber werden zu der großen Verlockung, sind nicht mehr unerreichbarer Fürsten- oder Kirchenschmuck, sondern Antrieb im täglichen Leben. Der Kriegsknecht und der Kaufmann tragen sie in alle europäischen Länder.

Mit drei Ereignissen von weltweiter Wirkung ist das Gold in jener Zeit verknüpft.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hat der Zug der spanischen Söldner nach Süditalien das schlimme Erbe, das die Indianer den Eroberern mitgegeben hatten, zum europäischen Leiden werden lassen. Die Syphilis wird von da an bis in die jüngste Zeit hinein das Entsetzen aller Generationen.

An der Verbreitung dieser Krankheit kann man den Weg ablesen, den das Gold der Konquistadoren und nach ihnen der europäischen Kriegsknechte durch Europa genommen hat. Den Ursprung der Seuche schildert ein zeitgenössischer Bericht des spanischen Arztes Dias de Isla:

»Der göttlichen Gerechtigkeit hat es gefallen, uns eine bisher unbekannte, ganz neue Krankheit zu schicken, die sich 1493 in der Stadt Barcelona zeigte. Diese Stadt wurde zuerst angesteckt, nachher ganz Europa und später die ganze bewohnte Welt. Die Krankheit hatte ihren Ursprung in der jetzt Hispaniola genannten Insel. Diese wurde entdeckt und benannt von dem Admiral Christoph Kolumbus, der amtliche und andere Beziehungen zu den Eingeborenen unterhielt. Die Krankheit ist ansteckend, und darum wurden die Leute des Kolumbus natürlich von ihr befallen, und sie erschien bald auch auf der Flotte. Zur Zeit nun, als Kolumbus in Spanien wieder ankam, residierten die katholischen Majestäten in Barcelona, und als er hier den Bericht über seine Reise und seine Erlebnisse zu geben hatte, begann bald die Stadt infiziert und diese Krankheit in ihr verbreitet zu werden, wie wir das seither durch ausgedehnte Erfahrung kennengelernt haben. Und da es eine neue und fürchterliche Krankheit war, so gaben sich die, welche davon erfuhren, ans Beten, Fasten und Almosengeben, damit der Herr sie davor behüte, einem solchen Übel zu verfallen.«

Die spanischen Soldaten, Gold und Silber in der Tasche, steckten neapolitanische Frauen an. Durch diese gerieten die französischen Truppen an das Übel. Frankreich wurde zum Herd einer europäischen Epidemie, die letzten Endes durch den Hunger nach Gold aufgekommen war und bis heute nicht ausgeklungen ist.

Der neue Reichtum Europas steigert auch die Kirche in ihrem begehrlichen Verlangen. Rom will mit größten Prachtbauten glänzen. Es will durch erstaunliche Machtzeichen der Christenheit, zu deren Ausbreitung die Eroberer, Gläubige der alleinseligmachenden Kirche sowohl wie des Goldes, in die unbekannten Erdteile gefahren sind, einen festen, allen sichtbaren Halt geben. Die Peterskirche soll das größte Haus Gottes werden. Der Papst schreibt zu ihrem Neubau den Ablaß aus. Wer Geld springen läßt, dem wird auf geweihtem Zettel die Lossprechung von Sünden bestätigt.

Der Erlös des Ablasses aber, herausgezogen aus den Taschen des einfachen, unwissenden Volkes ebenso wie aus den Ersparnissen der wohlhabenden Bürger, wandert in Gold und Silber über die Alpen. Die Staaten Europas sind die »Milchkühe des Papstes«. Seine Schatulle füllt sich mit Schätzen, die über mancherlei Umweg aus der Beute stammen, die in blutigem Vernichtungskampf den Indianern abgerungen wurde.

Zur gleichen Zeit, als in Mexiko Cortez das Aztekenreich versklavt, steht Luther vor dem Reichstag in Worms im Kampf gegen die Versklavung des Geistes.

Während Pizarro und seine Landsknechte ihren Goldrausch an der Erdrosselung des letzten Inkakönigs entzünden, dringt die Reformation durch viele Länder, bringt die Lossagung von Rom und damit auch von den Tributzahlungen an das goldhungrige Papsttum.

Freilich wird späterhin das Gold auch im Streit der Geister wieder einen Teil des verlorenen Einflußgebietes für Rom zurückgewinnen. Denn der Gegenschlag gegen die Glaubensfreiheit geht von Spanien aus, dessen goldstrotzende Kathedralen und schätzereiche Inquisitoren auch wirtschaftlich den Rückhalt für die Gegenreformation liefern können.

Aber auch die weltpolitische Gestaltung für vier Jahrhunderte nimmt in der Erobererzeit ihren Anfang, und wieder ist es das Gold, das die Wandlung des ganzen Erdballs vorbereitet.

Die fremden Welten, auf die sich der sehnsüchtige Blick der europäischen Völker richtete, waren aufgeteilt zwischen Spanien

und Portugal. Der christliche Herrscher der Welt in Rom hatte schon zwei Jahre nach der Entdeckung Amerikas seine Zustimmung dazu gegeben, daß ein Strich die noch unbekannte Ferne teilt und gleichzeitig verschließt. Im Vertrag von Tordesillas war auf der Landkarte, die noch erst geahnte und schemenhafte Umrisse des neuen Kontinents jenseits des Atlantischen Ozeans zeigte, mit einer Demarkationslinie bestimmt worden, daß alles westliche Wasser nur von Spaniern, alle östlichen Meereswege nur von Portugiesen befahren werden durften.

Das Weltmeer war damit zum Mare clausum, zu einem Meer geworden, das allen übrigen Nationen verschlossen sein sollte. WährendPortugal sein asiatisches Kolonialreich errichtete, wurde Spanien zur amerikanischen und gleichzeitig zur europäischen Großmacht.

Es war klar, daß die Völker Europas, die nicht am Sonnenglanz des Goldes und des Silbers, nicht an der Gründung von Kolonialreichen in Übersee teilhaben sollten, die Demarkationslinie und die Sperrung des Seeweges niemals als von ewigem Bestand hinnehmen konnten.

Der Kampf um die Weltherrschaft geht durch Generationen. Holländer, Franzosen durchbrechen die spanische Vorherrschaft in Übersee. Spanien muß seine unüberwindliche Flotte gegen England schicken, das langsam, zunächst mit Kaperfahrten vereinzelter Seepiraten, in die Rolle eines Beherrschers der Weltmeere hineinwächst. Die spanische Armada geht unter im Kampf mit Wind und Wogen. Ihre Vernichtung öffnet den Weg nach der überseeischen Welt für alle, die es in die Ferne zieht. Frankreich erobert vor allem auf dem nordamerikanischen Kontinent Gebiete. Holland siedelt am Hudson, gründet 1615 Neu-Amsterdam und legt mit diesem armseligen Fischerdorf den Grundstein zu jener Stadt, die sich im 20. Jahrhundert das goldene Herz der Welt nennt. Nur, daß schon 1664 ein Britenherzog die friedliche holländische Kolonie erobert und sie, sich selber zu Ehren, in New York umtauft, New York, das später die größte Menschen- und Goldzentrale eines auch von England unabhängigen Reiches geworden ist.

Wandel der Gesinnung

Das sind Linien einer Weltgeschichte, die in der Sehnsucht nach dem Gold eine ihrer mächtigsten Gestaltungskräfte gefunden hat. Denn das Gold hat im Verein mit dem Silber die mittelalterlichen, eng gebundenen Formen gelockert.

Es hat — und das mag sein Verdienst ebenso sein wie sein Unrecht — die Geister, die sich hinaussehnten in die Freiheit der Persönlichkeit und in die Freiheit der Ferne, gestärkt und einen neuen Lebensstil ermöglicht.

Der Unternehmersinn ist erwacht. Er macht sich nicht nur im abenteuerlichen Unternehmen der Auswanderung in die lockende überseeische Welt geltend. Er bestimmt mehr noch den Lebenswillen und die Lebensführung in der alten Heimat, in den Ländern Europas.

Die Gesinnung wandelt sich. Der mittelalterliche Handwerker arbeitete nicht eigentlich für den Markt. Er beschaffte, was der Nachbar bei ihm bestellte, fand dabei sein Auskommen und begnügte sich mit einem Wohlstand seiner Familie, ohne aber vom Drang nach geldlichem Reichtum ergriffen zu sein. Die Zunftordnungen sorgten dafür, daß jeder sein Auskommen hatte, und ließen fremde Elemente nicht in den Beruf hinein.

Aber die Gebundenheit und die Enge verträgt sich nicht mehr mit dem neuen Geist der Ausweitung. Der Drang nach freier Betätigung liegt in der ganzen abendländischen Menschheit. Aber erst der Zustrom des Goldes gibt die Gewöhnung an das freiere und abstrakte Denken, an das Rechnen.

Der Tuchmacher sieht nicht mehr nur den Stoff, den er für den Besteller anfertigt. Er sieht nur noch das Geld für die Ware, die er in möglichst großen Mengen herstellen will, um sie einem größeren Kreis von fremden Leuten anzubieten. Er beginnt, seine Arbeit nicht mehr in Lebensunterhalt umzuwandeln, sondern in Geld, in Gold. Der Erwerbssinn wird kapitalistisch.

Werner Sombart, der Erforscher der Wirtschaftsgeschichte, stellt für den Gesinnungswandel, der im 16. Jahrhundert zum frühen Kapitalismus führt, als Grundthese auf: »Die Eigenart des Erwerbsprinzips äußert sich darin, daß unter seiner Herr-

Schaft der unmittelbare Zweck des Wirtschaftslebens nicht mehr die Bedarfsbefriedigung eines lebendigen Menschen, sondern ausschließlich die Vermehrung einer Geldsumme ist.« Und die technischen Grundlagen dieser seelischen Wandlung sind die neuen Gold- und Silberschätze Europas.

Denn Edelmetall hat Geldeswert und Geldesmacht. Der wachsende Reichtum an Gold und Silber läßt überall die Begehrlichkeit aufflammen. Die Einkäufe lassen die Ware teurer werden. Das 16. Jahrhundert sieht ein Steigen der Preise, wie es ein größeres in der Wirtschaftsgeschichte selten gegeben hat. Für ein Brot hat der Bürger am Ausgang des 16. Jahrhunderts so viel zu zahlen wie sein Großvater zu Beginn des Jahrhunderts für fünf Brote. Ähnlich, wie sich das Getreide verteuert, werden auch alle Dinge des täglichen Lebens kostspielig.

Das ewige Wechselspiel des kapitalistischen Geistes beginnt. Der Unternehmer stellt erfreut fest, daß er für seine Ware mehr Geld erhalten kann als je. Er verdoppelt seine Anstrengungen, schafft noch mehr an Gütern herbei und häuft damit Reichtum und Geld an.

Hatte der Kaufmann zur Zeit der Entdeckung Amerikas ein Goldstück in seiner Kassette, so dürften hundert Jahre später wohl mindestens fünf Stücke darin gelegen haben. Das Vermögen der Fugger zu Augsburg hat in der ersten Zeit nach 1500 ein paar hunderttausend Gulden betragen. 1527 waren es zwei Millionen Gulden, zwanzig Jahre später fast fünf Millionen Gulden. Gewiß ist das Haus Fugger, das den Bankier des Kaisers darstellte, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, kein Beispiel für die Steigerung der Lebensmöglichkeiten im engeren Kreis des bürgerlichen Wesens. Aber es kennzeichnet doch die Ausweitung, die das goldene Zeitalter herbeiführt.

Schon kommt der von allen menschlichen Beziehungen losgelöste Spekulationstrieb auf. Die Börsen von Lyon, Hamburg, London, Amsterdam werden errichtet. Die Ware wird zum Objekt des Börsenhändlers, der sie in Geld umwechselt, wie er Geld wieder in Ware umtauscht. Zwischen allen Geschäften treibt das Gold, treibt das Silber. Und hier tut ein Augenblick der Besinnung auf das mystische Wesen des goldenen Metalles not.

Der Glaube an das Gold ist bisher noch nicht einmal erschüttert worden. Wohin der Mensch auch gekommen ist, ob in die hochentwickelten Städte Europas oder zu den gleichfalls kultivierten Wohnbezirken der Inder, Chinesen und Japaner, ob in die ungeheure Weite des russischen Raumes oder zu den Eingeborenen des amerikanischen Kontinents — überall hat er die gleiche Verehrung des Goldes gefunden.

Jeder Mensch, den er traf, in allen Teilen der Welt, war gewillt, für Gold alles andere zu liefern. Es fand sich ein jeder bereit, für Gold willige Dienste zu leisten. Je weiter die Ausbreitung des Europäertums ging, desto umfassender wurde die Erkenntnis, daß Gold überall eine Macht bedeute. Und zwar eine Macht, der sich die Menschen aller Zonen freiwillig unterwarfen.

Hier lag das Zaubermittel, das geeignet war, die fremdesten Geschöpfe miteinander in Berührung zu bringen. Wer es ergreifen konnte, dem stand die Welt offen. Wer mit Gold zahlte, dem boten sich alle Güter der Erde. Wie es das goldene Metall in seinen Uranfängen zu diesem Ansehen gebracht hat, hat die Legende vom Golde schon gezeigt. Aber immer wieder läßt die Einheit der menschlichen Empfindung erstaunen.

Fester als je wird dieser Glaube an das Gold. Das Gold ist längst nicht mehr wie in alten Zeiten hauptsächlich Kostbarkeit und Schmuck. Das Interesse gilt dem Geldwert.

Wer sich Gold und Silber beschafft, kann es zur Münzstätte geben, die in jedem Lande arbeitet, und erhält gemünztes Geld zurück. Die Umwandlung kostet einen geringen Schlagschatz für die Arbeit der Münze oder als Taschengeld für den Landesherrn. Die Münzmeister haben alle Hände voll zu tun. Der Besitz wird Geld, und das Geld ist eine unpersönliche Macht.

Die Geldmacht beginnt zu marschieren. Sie löst den Einfluß der Persönlichkeit ab. Geldbesitz und Goldbesitz wird erstrebt, weil dieser Reichtum es seinem Besitzer ermöglicht, andere Menschen für sich tätig sein zu lassen. Die anschaulichste Formel für die Sinneswandlung des europäischen Menschen durch das Eindringen des Goldes in sein Lebensbereich hat wieder Sombart gefunden:

Was bist du? fragte man früher. Ein Mächtiger. Also bist du reich.

Was bist du? fragt man jetzt. Ein Reicher. Also bist du mächtig.

Der Glaube an das Geld zusammen mit der schnellen Anhäufung von Schätzen bei einzelnen Finanzleuten und Heereslieferanten, Händlern und Glücksrittern, Kolonialen und Juden weitet sich aus zu einer Überschätzung des beweglichen Reichtums.

Das brasilianische Märchen

Abermals erlebt Europa einen märchenhaften Traum vom Gold. Das Traumland, das im 18. Jahrhundert die Abenteurer aller Welt in Atem hält, ist Brasilien. In der brasilianischen Erde liegen Schätze, die alle bisherigen Funde weit überglänzen.

Im Jahre 1696 machte eine Expedition zusammengewürfelter Kolonisten aus Sao Paulo die erste Entdeckung im Innern Brasiliens. Sie erzwangen von der Regierung das alleinige Ausnutzungsrecht der Felder, zahlten dafür eine Förderabgabe, aus deren Höhe man auf die gewaltigen Mengen des geförderten Metalls schließen kann.

Das Glück der Entdecker hat sich aber bald in der Welt herumgesprochen. Ein Strom von Goldsuchern zieht in die brasilianische Wildnis. Es kommt zu jahrelangen Kämpfen mit den »Paulisten«, die der Menschenwellen, die herbeifluten, nicht mehr Herr werden können. Die Paulisten werden niedergemacht. Ein Goldfieber ohnegleichen läßt die Abenteurer jahrzehntelang nicht zur Ruhe kommen.

In den Lagern der Goldgräber wird das Gold fast wertlos. Denn die Menschenmassen haben inmitten einer Wildnis, die wochenlange Märsche von aller Kultur entfernt liegt, nichts als das Gold, nur Gold. Sie müssen, wenn sie nicht verhungern wollen, jedes Lebensmittel, das ihnen gebracht wird, mit Gold aufwiegen.

Es wurde eine Inflation ungeheuerlichster Art in den brasilianischen Urwäldern. Sie beleuchtet blitzartig die Bedenklichkeit des alten Mythos vom ewigen Wert des goldenen Götzen.

Aber wer mag in dieser Verwirrung, in diesem rasenden Rausch der Glücksritter daran gedacht haben.

Europa sicher nicht. Es nahm die goldenen Schiffe aus Brasilien mit höchster Erregung auf. Es steigerte auch wieder die Preise aller Waren, weil sich der Goldschatz wieder einmal verdoppelte. Aber es sah sich in seinem Glaubensbekenntnis zum Gold nur noch mehr ermutigt.

Die Rechnung, die sich das 17. Jahrhundert über das Gold hatte aufmachen können, belief sich auf einen Zufluß von 2545 Millionen Mark nach Europa. Davon stammten aus Amerika und auch zum Teil aus den heimischen europäischen Gruben 1585 Millionen, aus Afrika 560 Millionen, aus Japan 400 Millionen.

Aber mindestens ein gleicher Schatz kam im 18. Jahrhundert allein aus Brasilien. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden die brasilianischen Zufuhren spärlicher. Die Goldsucher hatten es eilig gehabt, reich zu werden. Sie durchwühlten den Boden, nahmen, was obenauf lag, ließen den Schutt liegen. Noch ruhte wohl viel Wertvolles in den tieferen Schichten, aber es ließ sich zunächst nicht abbauen. Die schwarzen Sklaven, die die Unternehmer scharenweise in das Innere Brasiliens gezogen hatten, wurden unrentabel; es lohnte sich nicht recht, sie zur Küste zurückzutreiben; man ließ sie verhungern.

Mit dem Golde Brasiliens kam die europäische Menschheit im 18. Jahrhundert auf einen Zuwachs von 5301 Millionen Mark. Davon sind rund 4800 Millionen amerikanisches und europäisches Gold; aber allein 2500 Millionen hiervon stammten von den brasilianischen Goldfeldern. Afrika ist an der Zufuhr noch beteiligt; aus Japan kommt fast nichts mehr.

Welch ein Bild füllt den goldenen Rahmen am Ende dieser Jahrhunderte!

Der Welthandel hat begonnen. Er hat noch nicht die automatische Sicherheit wie ein Jahrhundert später im Zeichen der Weltwirtschaft und des Weltverkehrs. Aber er ist auch nicht mehr das abenteuerliche Zufallsgeschäft wagemutiger Reisender oder Schiffer. Schon lebt in Amerika der weiße Mann zu Millionen, hat kolonisiert und organisiert und ist Geschäftspartner Europas geworden. Schon sind in Afrika ständige Faktoreien,

die den Überseehandel beliefern. Schon kommen die Indienfahrer trotz ihrer weiten Segelreise pünktlich mit den Erzeugnissen des Orients im heimatlichen Hafen an.

In Europa blickt alles gespannt auf die»routes de fortune«, auf die Wasserwege, über die das Glück in Gestalt von Ware, Gold und Silber gezogen kommt.

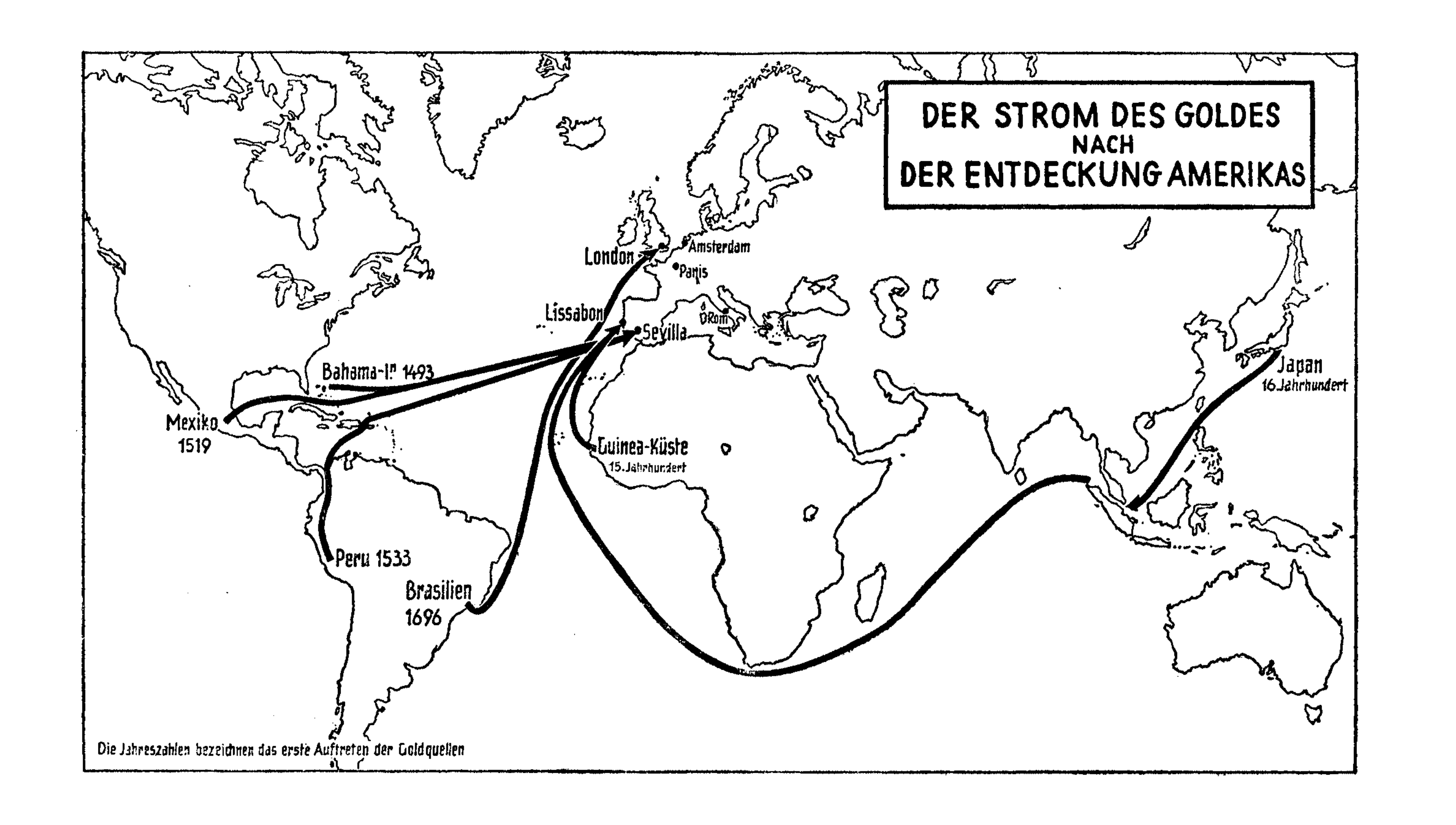
Nach Lissabon und Sevilla wird Amsterdam zum Welthafen. Frankreich versucht, den Wettbewerb von Marseille aus zu unternehmen. Aber es hat kein Glück mit seinen kolonialen Plänen. Schließlich besiegt England die kontinentalen Mächte. London wird zum Welthandelsplatz.

Ein Jahrhundert nach der spanischen Entdeckung Amerikas haben Holland, Frankreich und England das Edelmetall an sich gerissen und besitzen mehr Gold und Silber als Spanien.

Ganz allgemein ist es nun das Weltmeer, das das Schicksal Europas bestimmt. Die Zentren der neuen abendländischen Menschheit liegen an der ozeanischen Küste, am Kanal, an der Nordsee und, nimmt man das anschließende Meer hinzu, an der Ostsee. Das pulsierende Leben der Nationen hat sich von seinen früheren mittelmeerischen und binnenländischen Plätzen dorthin verzogen, wo es dem einströmenden überseeischen Golde am nächsten ist.

Der Historiker Ranke sagt: »Die größte aller Begebenheiten, die in der nachweisbaren Geschichte überhaupt vorkommen, dürfte es sein, daß die Sitze der vorwaltenden Macht und Bildung nach den westlichen Ländern und an die Gestade des Atlantischen Ozeans verpflanzt worden sind. Von Epoche zu Epoche versetzt sich das politische und geistige Leben immer mehr in die weiter westlich wohnenden Nationen, zumal seitdem eine neue Hemisphäre den Trieben ihrer Tatkraft und Ausbeutung eröffnet war.«

So wird, wenn man in das 17. Jahrhundert blickt, der Dreißigjährige Krieg zwar zu einem großen Umgestalter der europäischen Verhältnisse, zu einem Verwüster namentlich des europäischen Kernlandes, des deutschen Raumes. Doch über ihn hinweg zieht der junge Welthandel seine Bahn in das 18. Jahrhundert, und seine Kapitäne richten den Kurs nach den funkelnden Sternen des Goldes.


DER STROM DES GOLDES
NACH
DER ENTDECKUNG AMERIKAS
London
Amsterdam
Paris
Lissabon
Rom
Sevilla
Bahama-I^n 1493
Mexiko 1519
Guinea-Küste
15. Jahrhundert
Japan
16. Jahrhundert
Peru 1533
Brasilien 1696
Die Jahreszahlen bezeichnen das erste Auftreten der Goldquellen

Gold, das tote Metall — kann es Leben wecken? Nun, auch die Sterne, die im unendlichen Raum schwingen, können nicht menschliches Schicksal gestalten; und doch glauben Unzählige an die Konstellationen der Gestirne, richten danach ihr Handeln. So ist es auch mit dem Gold. Denn schließlich sind es die Waren aller Art, die die Menschen brauchen und die sie darum miteinander austauschen. Das Bedürfnis nach der Ware bestimmt den Handel. Das Gold kann an sich nur hinterherhinken. Es kann nur als Quittung und Gegenwert den Tatbestand einer Warenlieferung feststellen. Und doch ist es — gerade zum Unterschied gegen die Lebensgewohnheiten des mittelalterlichen Menschen — der Wunsch nach Geld, der den Menschen zum Handeln und damit zum Handel anregt. Und das Gold läßt Wünsche und Süchte aufklingen, die ohne diese Erweckung still geblieben wären.

Die ersten Jahrhunderte des Einströmens von überseeischem Gold in Europa stehen ganz im Zeichen dieser Erweckung.

Die Unruhe, die den einzelnen beseelt, tritt auch im staatlichen Leben in Erscheinung. Der moderne Großstaat hat seine Wurzeln in der Machtkonzentration in Europa, die vom 16. bis ins 18. Jahrhundert greift. Die europäischen Könige sind bemüht, in ihren Bereichen nicht nur das politische, sondern auch das wirtschaftliche Leben zu organisieren.

Vielleicht ist es die Reaktion auf die ungeheure Weitung, die das Weltbild seit der Entdeckung der fremden Kontinente erfahren hat. Vielleicht fühlt man angesichts des ungeheuren Raumes, den die weiße Rasse aufgedeckt hat, das Bedürfnis, auf dem heimatlichen Erdteil feste Zellen zu schaffen, damit das Leben nicht ins Unübersehbare, ins Ungemessene verläuft.

Jedenfalls fördert die Entdeckung Amerikas, seines Goldes und seines Silbers, nicht nur den Aufstieg Spaniens zur Großmacht. Es ist überhaupt das Zeitalter, in dem sich die europäische Staatenwelt bildet, wie sich aus wogendem Urnebel ein Sternensystem herauskristallisiert.

Edelmetall — Inhalt der Staatspraxis

In den Territorial- und Nationalstaaten, die nun aufwachsen, werden Volk und Land zu kräftigen Einheiten zusammengefaßt. Diese Zusammenfassung der Macht, die an Stelle der früheren zersplitterten Mächtegruppen von Fürsten, Adel und Geistlichkeit tritt, unter den einheitlichen und absoluten Willen der Könige, bleibt nicht im Äußerlichen stecken. Die Herrscher der Jahrhunderte des Absolutismus sind bemüht, das Leben in ihren Ländern lebhafter und wirkungsvoller zu gestalten. Sie greifen in die Wirtschaft ein. Sie rufen mit staatlichem Zwang ebenso wie mit staatlicher Unterstützung eine gesteigerte Leistungsfähigkeit herbei.

Es ist die Epoche des Merkantilismus, wie man die Wirtschaftsweise unter der Herrschaft des Absolutismus genannt hat. Sie hat manche Ähnlichkeit mit der jüngsten Entwicklung des europäischen Lebens, aber auch einen grundlegenden Unterschied: Das Europa unserer Zeit wurzelt nicht mehr in dem damaligen Mutterboden des Goldes.

Zwei Leitmotive des Merkantilismus berühren auch uns Heutige zutiefst. Man stellte damals schon als Staatsprinzip heraus, daß das Volk die Voraussetzung alles staatlichen Lebens sei und daß es darauf ankomme, in möglichst großem Umfang Güter zu erzeugen.

Dementsprechend handeln die Staatsführer des merkantilistischen Zeitalters.

Sie wünschen eine möglichst große Volkszahl innerhalb ihrer Grenzen. Die stehenden Heere haben die angeworbene Söldnertruppe abgelöst, und die Sorge um den Nachschub macht den Bevölkerungszuwachs zu einem Staatsinteresse. Schon kennen manche Staaten Beihilfen und Steuererleichterungen für kinderreiche Familien. Das Volk wächst rasch. Die Menschen sammeln sich in den Städten. Europa sieht seine Millionenstädte heranreifen. Um 1800 nähert sich die Einwohnerzahl Londons der Million. In Paris wohnen 900000 Menschen. Berlin ist mit 150000 noch ein bescheidener Ort; aber Hamburg und Kopenhagen haben auch schon immerhin 100000 Einwohner.

Der Staat treibt bereits aktive Wirtschaftspolitik. Er unterstützt Gewerbezweige, regt industrielle Gründungen an, baut selber Fabriken. Er zieht Arbeitskräfte heran, wenn sie fehlen, und nimmt deshalb Vertriebene aus anderen Ländern, wie etwa die Hugenotten, gern auf; er scheut auch nicht davor zurück, die Gefängnisse zu öffnen, um Arbeitskräfte zu gewinnen.

Zum erstenmal sieht die europäische Menschheit die Möglichkeit vor Augen, durch großzügige staatliche Organisationen auch das Arbeitsziel der Nation einheitlich zu gestalten. Es zieht ein Vertrauen in die Seelen, das vorher nie gekannt war, das »Vertrauen in die Allmacht des menschlichen und staatlichen Willens«, dem man gern in idealistischer Stimmung zu folgen bereit war, wo nicht politische Entwicklungen zu schärferen Gegensätzen zwischen Volk und führenden Schichten beitrugen.

Gerade in den Generationen, die den Erdball erobert haben, besinnt sich Europa auf sich selbst. Während die Weite der neuen überseeischen Welt die europäische Menschheit selbst auszuweiten versucht, schließen die Staatsmänner Europas ihre Länder ab gegen die Gefahr des Auseinandertreibens. Was in diesen Zeiten als verbindendes Element zwischen den Staaten bleibt, ist das Gold. In ihm wird bewußter als je das Hilfsmittel gesehen, das die Zusammenarbeit der verschiedenen Volkswirtschaften ermöglicht.

Der merkantilistische Staatsmann ist bemüht, möglichst viel internationales Geld, also Gold und Silber, in sein Land zu ziehen. Den Königen und ihren Ministern ist eingeprägt, und die Wirtschaftstheoretiker unterstützen den Gedankengang: Dein Land darf weniger ausländische Güter einführen, als es selbst im Ausland absetzen kann. Auf diese Weise entsteht ein Überschuß, den du in Gold oder Silber behalten sollst. So wirst du groß und mächtig. Denn in jedem Falle sorgt das Gold dafür, daß die Wirtschaft angeregt bleibt.

Von dem spanischen Karl V., unter dessen Regierung die Konquistadoren das Gold der Indianer eroberten, bis zu Friedrich dem Großen geht diese Auffassung, nicht als totes Dogma, sondern als lebendige Staatspraxis, die mehr oder weniger geschickt

durchgeführt wird und entscheidenden Einfluß auf alle politischen Handlungen hat.

Spanien, die erste Großmacht Europas, ist zwar in einem dreimaligen Staatsbankrott gescheitert. Aber nicht sein Gold und sein Silber waren die Ursache, sondern Ungeschicklichkeit, mit der mittelalterliche Wirtschaftsformen in die neue Zeit und auf die Besitzungen in der Neuen Welt übertragen werden sollten.

Frankreich versucht unter seinen Ludwigen, das System der geschlossenen Wirtschaft, die hinter einem Schutzwall von Edelmetallen arbeitet, ebenfalls auszubilden, nicht ohne dabei zu folgenschwersten Mißgriffen in seiner sozialen Gestaltung zu kommen.

Britannien wird eine Hochburg des Merkantilismus. Schon als die ersten Entdecker ausgezogen waren, um den Seeweg nach Indien zu finden, gibt England seinen Kaufleuten Vorschriften, ihren Handel so zu führen, daß Gold und Silber auf die Insel kommen.

Der deutsche Raum jedoch bleibt zunächst politisch schwach. Er ist noch nicht in der Lage, bewußte und einheitliche Wirtschaftspolitik zu treiben. Nur Brandenburg-Preußen versucht unter seinen Kurfürsten, die Wirtschaft mit staatlichen Weisungen zu einer Einheit zu bringen.

Friedrich der Große schließlich hat seine Wirtschaftspolitik darauf abgestellt, seinem Preußen Ersparnisse in goldener und silberner Form zuzuführen. Auch er wollte den Wohlstand des Landes an den Überschüssen des Außenhandels ablesen. Deswegen wurden alle Gewerbezweige begünstigt, die Ware für das Ausland herstellten. Deswegen wurde an der Einfuhr ausländischer Güter möglichst gespart, und es ist nur ein kleiner, aber bezeichnender Zug des merkantilistischen Wesens, wenn der König die dem Volk verhaßten »Kaffee-Riecher« durch die Straßen schickte, die dem verbotenen Rösten nachspüren sollten. Der Kaffee gehörte nun einmal zu den Dingen, die mit Gold bezahlt werden mußten.

Im Jahre 1783 wies jedenfalls die Ausfuhr Preußens einen Überschuß von 5 $1/_2$ Millionen Taler über die Einfuhr aus, wovon freilich der König im stillen eine Million abrechnete, weil

manche Ansätze zu hoch waren. Aber auch so war es ein gewaltiger Teil des Volkseinkommens, der durch den Verkauf von heimischen Erzeugnissen ins Ausland nun in Edelmetall umgewandelt und aufgehoben wurde. Stellte sich doch der Gesamtwert der damaligen industriellen Produktion in Preußen auf höchstens 30 Millionen im Jahr.

Die Merkantilisten haben Grundgedanken der modernen Autarkie durchgeführt. Doch bleiben sie im Goldwahn befangen; denn viele von ihnen halten schließlich den Besitz an Edelmetall für den entscheidenden nationalen Reichtum und meinen, mit der Anhäufung von Gold und Silber ewige Werte aufzuspeichern. Mögen sie aber auch geglaubt haben, der Wert stecke im Edelmetall selber, so war doch ihre Politik für das praktische Leben nicht unrichtig. Überall wurde ja dieser Selbstwert der Metalle anerkannt, wurde willig lebenswichtige Ware für Gold und Silber hergegeben.

Die Freiheit des Handelns

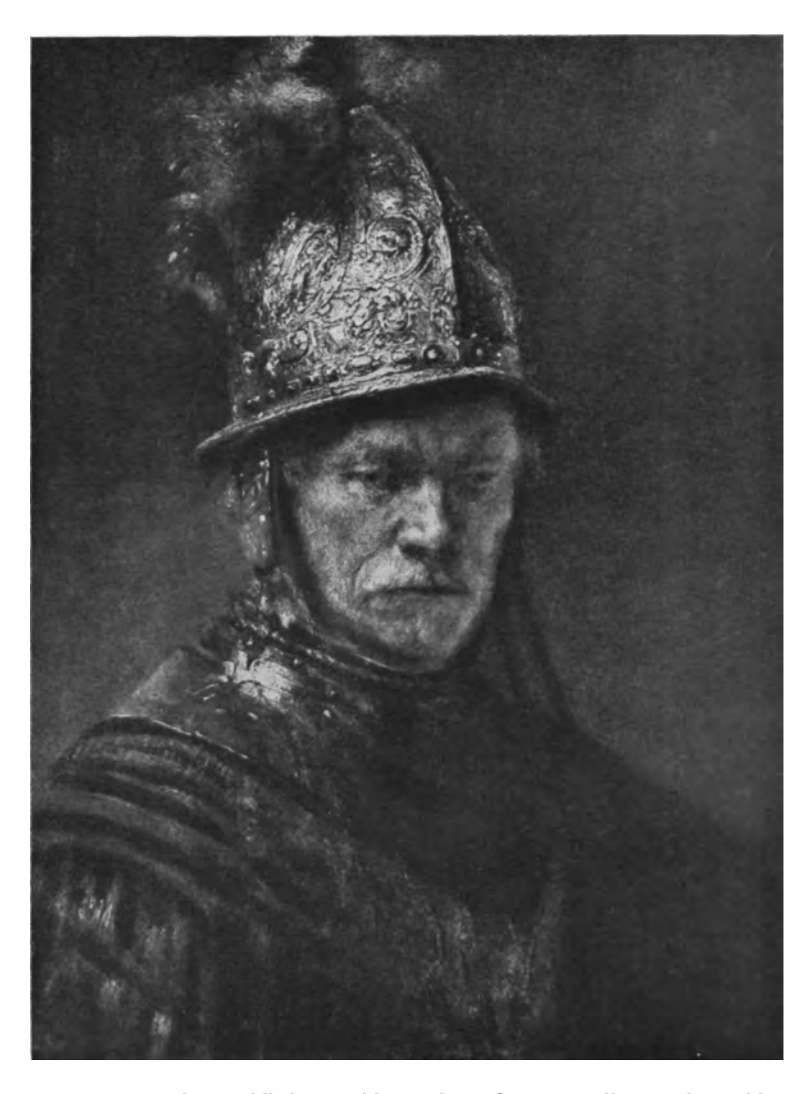
Zur gleichen Zeit aber, als Friedrich der Große in Preußen das merkantilistische Prinzip mit aller Strenge durchführt, erstehen schon in England die Vorkämpfer des Freihandels, die von keinem staatlichen Zwang in der Wirtschaft wissen wollen. Mit richtiger Einsicht erklärt der englische Nationalökonom Adam Smith, auf dessen Lehren die Freizügigkeit des Kapitalismus sich aufbaut, »daß Gold und Silber bloße Werkzeuge sind, nichts anderes als Kochgeräte, und daß ihr Import an und für sich so wenig den Wohlstand der Länder steigere, wie man durch Vermehrung der Kochgeräte schon mehr zu essen habe«.

Diese Erkenntnis war weise und zugleich falsch. Denn solange sich auf der Welt Menschen bereit finden, das Kochgeschirr in Zahlung zu nehmen und dafür Essen zu geben, ist die Anhäufung von Gold und Silber nichts anderes als Vorratspolitik. Gold und Silber — das war nichts anderes als das Essen und Trinken von morgen. Denn daß morgen für Gold und Silber nichts zu kaufen sein sollte, wer sollte das annehmen?

Tatsächlich ist das Edelmetall das Bindemittel zweier großer



»Heiliger Eligius« in seiner Werkstatt, eine schöne Darstellung der mittelalterlichen Goldarbeit. In Amerika befindliches Gemälde von Manuel Deutsch, 1515. (Sammlung Handke)



Der Mann mit dem Goldhelm. Wohl eine der reifsten Darstellungen des Goldes in der Malerei mit dem magisch aus dem Dunkel hervorleuchtenden Goldglanz des Rembrandtschen Gemäldes. (Historischer Bilderdienst)

Zeitabschnitte geblieben, die nun einander ablösen. Ihre Ablösung wiederum ist nicht zuletzt eine geistige Auswirkung des Welthandels, der vielen Meeresfahrten von Frachten und Mensch, von Gold und Silber, die von einem Kontinent zum anderen fuhren.

Die europäische Geschichte steht zu einem guten Teil unter dem Einfluß, den jener abgesprengte Teil der abendländischen Menschheit ausübt, der sich in Amerika, dem Land, wo Gold und Silber liegt, neue Gesellschaftsformen und neue Wirtschaftsformen geschaffen hat.

Diese Pioniere, die in die Wildnis gedrungen sind und sie kultiviert haben, die in ewigen Kämpfen mit den Eingeborenen die Grenze des Abendlandes immer weiter nach Westen geschoben haben, sind mit ihrer Gemeinschaft von vier Millionen ein Gewicht, das die Ausschläge des Pendels der politischen Uhr Europas beeinflußt. Die Freiheit des wilden Westens verträgt nicht die Bindungen europäischer Gewalten und Formen. Wenn sich 1776 die Vereinigten Staaten von ihrem englischen Mutterland lösen, sich eigene Industrie und selbständigen Handel schaffen wollen, was bis dahin vom englischen Parlament untersagt war, dann mußte dieser Ausbruch aus der Gesetzmäßigkeit des alten Kontinents tiefsten Eindruck auf die Bewohner aller europäischen Länder machen.

Es ist auf europäischem Boden der Geist, der in die Französische Revolution treibt. Die große Revolte verspricht politische und wirtschaftliche Freiheit und geht gleich wieder unter im Zusammenbruch des Geldes. Sie hatte sich — wie vier Generationen später die deutsche Revolution — an dem vergriffen, was den Beziehungen der Menschen untereinander eine gewisse Stabilität verleiht, an dem Mittel, das den Austausch der Güter von Mensch zu Mensch in so vielfältiger Weise erleichtert, also am Geld.

Die Machthaber des Revolutionsrausches in Frankreich geben dem Volk eine Flut von papiernem Geld. Hinter ihren Assignaten standen jedoch weder tote noch lebende Werte, weder Gold oder Silber noch politische aufbauende Macht. Die Assignateninflation, die das Papiergeld in die äußerste Wertlosigkeit

trieb und damit den Segen eines stabilen Geldes, als welches das Gold vielen erscheint, erneut bekundete, mußte alle wirtschaftlichen Grundlagen zerstören und die Vermögen durcheinanderschütteln. Diese Umschichtung aber hat weit über bloße Vermögenszerstörung hinausgegriffen. Sie hat zu jener Lockerung aller Lebensanschauungen geführt, die es dem Kapitalismus ermöglichte, in Europa immer mächtiger zu werden.

Denn von nun an gilt das Ideal der wirtschaftlichen Freiheit und damit der wirtschaftlichen Willkür. Nach der Ära Napoleons bleibt als Fanfarenstoß des Kapitalismus die Parole des »Enrichissez-vous«, vom französischen Bürgerkönigtum geprägt. Die Parole, sich um jeden Preis zu bereichern, wird zu der als selbstverständlich betrachteten Lebens- und Wirtschaftsweise.

Damit geht langsam der Freihandel seinen Höhepunkten entgegen. Der Staat gibt den Führungsanspruch auf wirtschaftlichem Gebiet auf und begnügt sich mit der Rolle eines bescheidenen stillen Teilhabers am internationalen Verkehr, der auf die Ware, die über die Grenze kommt, höchstens Zölle erhebt.

Damit beginnt das Zeitalter, in dem jeder kaufen kann, was er will und wo er will. Die Epoche des Merkantilismus ist beendet.

Der entscheidende Impuls

In diesem Augenblick aber wird das Gold mehr glänzen als je. Es ist jetzt nicht nur ein Weltwert, sondern der einzige Regent, der die Wirtschaft leitet.

In der Erobererzeit ist das Gold als Beute nach Europa gekommen, vermehrte hier den Vorrat an Edelmetallen, ohne daß Gegenwerte in entscheidendem Umfange an die übrige Welt hatten abgegeben werden müssen. Gewalttätigkeit, Ausbeutung und abenteuerliche Zufälle waren die Quellen des Goldstroms, was einen echten wirtschaftlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Weltteilen nicht aufkommen ließ.

In der Zeit des Merkantilismus wird durch die Staatsmänner, die Gold und Silber in ihre Länder ziehen wollen, langsam ein Handel aufgebaut, der den Grundsatz des Gebens und Nehmens doch schon meist einhält. Der Welthandel ist nicht mehr nur

Beute und Ausplünderung. Schon liefert Europa für das Gold Güter, vor allem an die Kolonisatoren in Amerika.

Im kapitalistischen Zeitalter aber organisiert Europa gemeinschaftlich mit Amerika die Weltwirtschaft mit Hilfe des Goldes. Die Organisation, die hierzu nötig ist, geht nunmehr über in die Hände des einzelnen freien Unternehmers.

Diese Tatsache ist wichtig. Denn jetzt kommt es für unternehmungslustige Naturen darauf an, sich in das Getriebe des Goldes einzuschalten. Der Finanzmann, der Organisator des Geldes, wird der eigentliche Herrscher der Welt. Damit löst sich langsam aber beständig die alte Wertung der Dinge auf. Nicht nur, daß Acker und Haus im Preis steigen, namentlich dann, wenn neue Zufuhren an Gold aus Übersee kommen. Entscheidend ist vielmehr die neue seelische Einstellung, die in Acker und Haus nur noch den Geldwert erblickt. Der kapitalistische Sinn rechnet nur nach, ob diese ewigen Werte der Familie für würdig befunden werden, hypothekarischer Ruheplatz für die beweglichen Werte des Goldes und des Geldes zu sein.

An die historische Gestaltung soll man nicht Maßstäbe einer sozialen Ethik legen, die spätere Geschlechter entwickeln. Erfolge und Wirkungen müssen immer mit den Mitteln erzielt werden, die einer bestimmten Zeit eigentümlich sind. Und die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens an der Schwelle vom Merkantilismus zum Kapitalismus hat ihre welthistorische Bedeutung.

Die antike Welt war bis zu einer ähnlichen Entwicklung gelangt wie die europäische Menschheit in den Anfängen der Neuzeit. Sie hatte ebenfalls zu bedeutenden Lebenswerten, zu einem großen Stand des menschlichen Daseins geführt. Dann aber ist die Entwicklung abgebrochen. Es kam zu einem Stillstand; und jeder Stillstand scheint im Leben der Völker zu Rückschritt und Verfall zu führen. Wenn die neue Zeit den toten Punkt überwunden hat und für jeden einzelnen eine Lebenshaltung ermöglicht, wie sie einst undenkbar war, wenn wir über weiteste Entfernung durch den Äther sprechen, auf Schiene, Straße und durch die Luft alle Entfernungen überwunden haben, wenn heute jedem einzelnen die Leistungen von soviel Maschinen-

kräften zur Verfügung stehen, wie im Altertum bestenfalls die Könige an Sklaven besaßen — dann ist doch hinzuweisen auf jene Entwicklungsstöße, die von der wirtschaftlichen Freiheit und Unbändigkeit des 19. Jahrhunderts gekommen sind.

War das Gold die treibende Macht?

Man könnte es fast meinen. Der Untergang der antiken Welt vollzieht sich gleichzeitig mit ihrer Entgoldung, der Siegeszug der neuen Menschheit gleichzeitig mit den ungeheuren Goldströmen, die vom 16. Jahrhundert an unaufhörlich den Raum der weißen Rasse durchfluten.

Doch es ist nicht das Gold, sondern seine Organisation, die über die verhängnisvolle Schwelle der Stagnation hinausgetrieben hat.

Der abendländische Mensch trägt die Kräfte dort zusammen, wo eine Entwicklungsfähigkeit schlummert. Er erfindet die Dampfmaschine, und nach einiger Zeit strömen die Ersparnisse herbei, um überall Maschinen zu bauen. Er erfindet den mechanischen Webstuhl und braucht nicht lange zu warten, bis sich Geld sammelt, um eine neue Epoche in der Herstellung der Bekleidung zu eröffnen. Die erste Lokomotive wird gezeigt, und wenige Jahre später straffen die Nationen ihre Kräfte, um ein Netz von Eisenbahnen zu bauen.

Diese Organisation der Kraftübertragung auf diejenigen Stellen, die der Entwicklung wert sind, hat offensichtlich früheren Zeiten gefehlt.

Nicht daß schon die italienischen Kaufleute den Wechsel ins Leben riefen und damit ein neuartiges Geld geschaffen haben, das sich den Wirtschaftsvorgängen gut anpaßt, war das Entscheidende, und ebensowenig war es die weitere Ausbildung des Geldes zur Banknote. Die Einrichtung der Bankbuchhalterei, die Zahlungen ganz ohne Geldstück und Geldschein durch Überweisung von einem Konto auf das andere ermöglicht, war ebenfalls nur ein technischer Fortschritt, doch nicht der eigentliche Kraftstoß. Hatte es doch sogar schon im alten Ägypten einen Giroverkehr gegeben; wer Zahlungen zu leisten hatte, stellte einfach Anweisungen auf Getreideguthaben in den königlichen Speichern aus, die derjenige, dem sie zugute kamen,

wieder seinerseits als Geldwert bei Zahlungen umbuchen lassen konnte.

Das Entscheidende ist die große seelische Wandlung, die zum Kreditwesen hingeführt hat.

Noch der mittelalterliche Kaufmann hat es für unehrenhaft gehalten, mit fremdem Geld zu arbeiten. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, ein Unternehmen mit anderer Leute Geld aufzuziehen. Die mittelalterliche Handelsgesellschaft, die aus meist zwei Partnern bestehende Commenda, an die noch das heutige Wort Kommanditist erinnert, wird zwar in der Weise betrieben, daß der eine Teilhaber das Geld gibt, der andere die Handelstätigkeit ausübt, aber sie war doch eine Schicksalsgemeinschaft mit Beteiligung am Gewinn und Verlust und kein auf Darlehn aufgebauter Betrieb. Und auch das Seedarlehen, das für die Geldbesitzer eine Form der Kapitalanlage darstellte, war noch Ausdruck eines persönlichen Zusammenwirkens zwischen Geldgeber und dem Kaufmann, der die Handelsreise über das Meer antrat.

So konnte das Unternehmen stets nur so weit reichen, wie das eigene Geld oder das Geld der Geschäftsfreunde reichte. Erst allmählich hat sich der Unternehmer daran gewöhnt, mit dem Geld zu arbeiten, das ihm von anderer Seite leihweise zur Verfügung gestellt wird. Aber nur so war es möglich, große Werke in Angriff zu nehmen, die über die Leistungsfähigkeit des einzelnen weit hinausgegangen wären.

Das Kreditsystem, das sich mit der Entstehung der neueren Banken im 18. Jahrhundert zu entwickeln begann und seit dem 19. Jahrhundert die Grundlage der wirtschaftlichen Tätigkeit geworden ist, gehört zu den entscheidenden Impulsen, die der neuen Menschheit geholfen haben, den einstigen Bannkreis zu durchbrechen.

Rothschild als Symbol

Gleichzeitig war aber auch dem Fehlgriff freie Bahn geschaffen. Denn es konnte, wer mit dreister Hand in das System der Energieübertragung eingriff, sich der Kraftströme bemächtigen. Das hat zu den Auswüchsen des Kapitalismus in einer Weise geführt, daß wir heute dieses Leitsystem des Geldes verurteilen

und mit dem Begriff des Kapitalismus bereits den Mißbrauch des Kapitals meinen.

Symbolhaft für dieses kapitalistische System erscheint daher eine Gelddynastie, die anderthalb Jahrhunderte in den Hauptstädten Europas gesessen hat, bis ihr letzter Vertreter im Krieg 1940 den einer neuen Ordnung zustrebenden Kontinent fluchtartig verlassen mußte. Es ist die Familie Rothschild, in der sich die Goldmacht einer ganzen Epoche verkörperte.

Die Legende vom Golde kann nicht an diesen Rothschilds vorübergehen, von denen es einst hieß, ihr Name werde ebenso respektiert wie das Gold selber. Ihre Geschichte ist die Geschichte des dreisten Eingriffs in das System der Kräfteübertragung zu persönlichem Nutzen ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit.

Es ist bezeichnend, daß der Stammvater der Golddynastie, Mayer Amschel Rothschild, seinen Ruf als Münzenspezialist begründet und mit dem Münzenhandel weit über die Enge der Frankfurter Judengasse hinausgreift. Er wird Hoffaktor jenes Landgrafen von Hessen, der mit einem schwungvollen Handel seiner Landeskinder, die er als Soldaten gegen bares Gold ins Ausland verkauft, einer der reichsten Fürsten geworden ist. Im Jahre 1801 führt Mayer Amschel zum erstenmal eine Anleihe durch und schaltet sich damit in die Art von Geschäften ein, mit der nicht nur das Haus Rothschild seine späteren Millionen zusammenbringt, sondern die ein Hauptbegriff der kapitalistischen Wirtschaft geworden ist.

Diese erste Anleihe ist noch ein verhältnismäßig primitiver Geschäftsvorgang. Es handelt sich um das Gold des Landgrafen, das dieser, wenn auch etwas ängstlich, seinem Hofjuden gegen Zinsen überläßt. Rothschild leiht es an die dänische Regierung weiter; also eine Anleihe von Land zu Land, bei der der Strom der Kaufkraft über die Grenze wandert.

Internationale Übertragung von Kaufkraft ist dann auch die Hauptbetätigung der »Fünf Frankfurter«, der Söhne des noch verhältnismäßig unbedeutenden Mayer Amschel, die nun in Frankfurt, London, Wien und Neapel sitzen und sich gegenseitig das Gold und die Geschäfte mit dem Gold zuschieben. Nur in Berlin ließ sich keiner der Rothschilds nieder. Denn der Frank-

furter erklärte, als sein Bruder Salomon in Berlin eine Niederlassung gründen wollte: »Preußen kann viel vertragen, selbst verhängnisvolle Kriege, aber kaum zwei Rothschilds.« Der Frankfurter Rothschild ist es auch, von dem es in einer zeitgenössischen Schilderung heißt: »Beide Hände ruhen in der Hosentasche und klimpern mit Geld.« Und als man den Baron Mayer Karl Rothschild einmal fragte, woher seine großen Börsenerfolge kommen, meinte er: »Die Sache ist ganz einfach. Wir brauchen uns nur an der Börse so zu betragen, wie wir es beim Baden in kaltem Wasser tun: rasch hineinspringen und rasch wieder heraus.«

Mit dieser Fähigkeit zur schnellen Loslösung von allen sonstigen Werten ist aber auch schon diejenige Eigenschaft des Goldes gekennzeichnet, die am meisten die Entwicklung der Welt im Zeitalter der Wirtschaftsfreiheit bestimmt hat. Wer Gold besitzt, braucht keine Heimat. Das Gold ermöglicht ihm, jederzeit am anderen Ort, unter anderem Volk sein Leben neu aufzubauen. Es gestattet seinem Besitzer, Kaufkraft aus der einen Volksgemeinschaft herauszulösen und sie in eine andere Volksgemeinschaft zu verbringen. Es wird zum Zersetzungsfaktor des Heimatgefühles, und so ist es kein Zufall, daß bei einem Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, wie es unsere Zeit erlebt, die Rolle des internationalen Goldes bescheidener werden mußte.

Wachstum und Ermattung

Im 19. Jahrhundert aber ist diesem Spiel mit dem Gold die regelmäßige Zufuhr von Edelmetall aus Amerika entgegengekommen.

Beständig hat sich Europas Goldschatz weiter vermehrt. Die überseeischen Bergwerke wurden ausgebaut. Regelmäßig trafen die Schiffe mit Gold und damit mit Geld in den europäischen Häfen ein.

Verglichen mit früheren Zeiten, war die goldene Ausbeute wohl recht groß. Sie hielt sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus auf der Höhe, die im vorangegangenen Jahrhundert mit der brasilianischen Überraschung erzielt worden war.

Von 1801 bis 1847 erlebte Europa eine Vermehrung seines Goldschatzes um 2499 Millionen Mark.

Nimmt man hinzu, was die vorherigen drei Jahrhunderte eingebracht hatten, so ergibt sich: Europa hat seit den ersten Fahrten der Entdecker und Eroberer, seit dem Jahre 1493, Gold im Werte von 12451 Millionen Mark gewonnen.

Welch ein reicher Schatz! Bescheiden verblaßt demgegenüber der Anfang. Ärmlich erscheinen alle früheren Mühen, alle einstigen Kriege, die um goldene Beute gingen. Denn die fast $12^{1}/_{2}$ Milliarden stehen jener Schätzung gegenüber, die den gesamten Bestand des Abendlandes an Gold vor der Entdeckung Amerikas auf 500 bis höchstens 1800 Millionen beziffern.

Aber schon hat sich Europa an das Rechnen mit immer größeren Zahlen gewöhnt, hat das europäische Tempo lebhaftes Ausmaß gewonnen. Schon braucht die kapitalistische Wirtschaft immer stärkere Impulse. Schon genügt die Menge des Goldes nicht mehr dem größeren Tatendrang einer ständig wachsenden Bevölkerung.

»Es ist wie ein Strom des Lebens, der von dem Golde ausgeht und dem Kapitalismus zur Entwicklung verhilft. Jedesmal, wenn neue Goldquellen aufbrechen, reckt und streckt sich der Kapitalismus in neuem Wachstum. Jedesmal, wenn der Strom des Goldes schwächer wird, befällt den Kapitalismus ein Zustand der Mattigkeit. Sein Wachstum stockt, seine Kräfte nehmen ab.«

Eine solche Ermüdung tritt in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verschiedentlich ein. In vielen Ländern kommt es zu wirtschaftlichen Krisen, zu einem Rückgang der Unternehmungslust.

Gewiß, es bereiten sich schon die großen Pläne vor, die das Gesicht der Welt späterhin bestimmen sollen. 1829 zeigt Stephenson seine Lokomotive; 1835 fährt in Deutschland der erste Dampfzug zwischen Nürnberg und Fürth. Das großartige Zeitalter der Technik, das den Menschen erst zum eigentlichen Herrn des Erdballs macht, kündigt sich an. Ob es aber so rasch, so überstürzt und in so erstaunlichen Ausmaßen gekommen wäre, wenn jetzt nicht auch die Goldflut sich überstürzt hätte?

DIE GOLDENEN JAHRE DER GOLDGRÄBER

Jetzt überstürzt sich der goldene Strom. Jetzt kommen die großen Jahre der Goldgräber. Der Rausch der goldenen Funde zieht jetzt in maßlos vergrößerten Dimensionen herauf.

Eine seltsame Epoche der Leidenschaft hebt an, als zu Beginn des Jahres 1848 auf John Sutters Weidegrund in der Nähe der heutigen Stadt Sacramento in Kalifornien Goldkörner gefunden werden. Ein Fieber durchschüttelt nicht nur Amerika, sondern die ganze Welt. Die alte Abenteuerlust, die einst die unbekannten Erdteile entdecken half, erwacht von neuem. Doppelt wirkt sie sich auf die menschliche Gesellschaft aus: Millionen von Menschen verlassen ihre Heimat in den bewohnten Teilen der Erde und jagen der lockenden Göttin des Glücks nach, die auf goldener Kugel die fernsten und wildesten Lande durchzieht. Ein noch größeres Heer aber stürzt sich in der Heimat selbst in das bequemere, doch ebenfalls wild erregende Abenteuer der Spekulation, mit der große Börsenspekulanten und kleine, verführte Sparer einen Anteil an der Ausbeute der Goldsucher zu erhaschen hoffen.

Der Digger, Pionier seiner Zeit

Alle Erdteile beherbergen das Gold. Aber es macht dem Menschen das Finden und das Gewinnen schwer. Denn wie seltsam: es findet sich kaum dort, wo die Menschen von vornherein ihre Heimat haben, in den geschichtlichen Räumen. In winzigen, glitzernden Pünktchen ist von der Natur das Gold im Quarz eingesprengt, und diesen Quarzadern muß der Mensch in der Tiefe der Erde nachspüren. Oder der Frost hat vor Millionen Jahren das Gestein gesprengt; von den Flüssen ist es zu Sand zermahlen worden; das schwere Gold setzt sich im Schlamm ab, und wenn der Strom im Lauf endloser Zeiträume seinen Weg ändert, bleibt goldhaltiger Sand im Gebiet des ehemaligen Flußbettes zurück. Die Gräben und Wasserläufe Europas haben aber nie überraschende Mengen der goldenen Kostbarkeit hergegeben.

Das Gold zieht den Menschen in die Ferne und in die Wildnis.

Um des Goldes willen nimmt er Mühen und Entbehrungen auf sich, die würdig gewesen wären, für wirkliche Aufbauarbeiten innerhalb der menschlichen Gemeinschaft eingesetzt zu werden.

Viele wertvolle menschliche Kraft ist an das Gold verloren worden. Sind doch zweifellos viele Goldsucher des 19. Jahrhunderts eine körperliche Elite ihrer Zeit, harte, leistungsfähige Männer, besessen von einer Idee, wenn es auch nur die Idee des Goldes ist. Sie werden zu Pionieren der Zivilisation im wilden Westen Amerikas, in der trockenen Wüste Australiens, in den eisigen Steppen Sibiriens. Sie verschmähen, solange sie vom Goldrausch besessen sind, die Annehmlichkeiten des Daseins, die der kleinste Werkmann in den Wohnvierteln Europas als selbstverständlich ansieht.

Die Goldsucher hausen jahrelang im Zelt, in dürftigen Häusern aus Segeltuch, in primitiven Wellblechbaracken. Sie kämpfen mit dem Wassermangel, mit Eisstürmen und sengender Hitze ebenso wie mit den Tieren der Wildnis — zu einer Zeit, in der bereits der Ausbau des menschlichen Lebens in den Großstädten Europas und Amerikas Höhepunkten der Sicherheit und Kultur entgegengeführt wird.

Mit Hacke und Schaufel, Schüttelsieb und Sprengstoff verlieren sie sich an die Einsamkeit, ohne Frau und Kind. Monate und Jahre haftet der Goldgräber an dem Bodenloch, in dem er das Metall vermutet; er durchsiebt den Sand meilenweit; er treibt mit Händen und Füßen eine primitive Waschmaschine, um den Flußschlamm zu reinigen — überall verfolgt von der Einsamkeit oder umgeben von einer Reihe ebenso wilder und fanatischer Genossen, wie er selbst ist.

Es kommt nur zu oft das Delirium der Einsamkeit, in dem die wunderlich gewordenen Männer eine Vogelscheuche aufstecken und sich mit ihr unterhalten oder in schlimmen Wahnvorstellungen zugrunde gehen. Rührend die Geschichte von dem alten Digger, der nach Jahren einsamsten Lebens an seiner Goldmine zu menschlichen Niederlassungen kommt und mit Erschütterung zum erstenmal ein kleines Kind erblickt; er gibt hastig der Mutter ein großes Goldstück, nur um einmal das Kind auf den Arm nehmen zu dürfen.

Wo sie aber in Lagern zusammenstecken, herrscht das rauhe Gesetz der Wildnis und des Mächtigeren. Das Leben gilt nicht viel; schnell faßt die Hand zum Messer; die Zahl der Morde in den Goldgräberlagern ist ungeheuerlich. Was gilt, ist allein das Gold. Aber das Gold erzieht auch zur Ehrlichkeit. Goldkörner von ungeheurem Wert können unbewacht im Zelt liegen. Ein Verräter, wer sich an diesem fremden Gut vergriffe; die Lynchjustiz würde ihn in kürzester Frist an den Galgen bringen.

Der Goldgräber hat der Menschheit neue Gebiete und Erdteile erschlossen. Wenn die Westküste Amerikas zu reichem, blühendem Dasein aufstieg, wenn der menschenleere Kontinent Australien zu einem Siedlungsgebiet größten Wohlstandes geworden ist, die Verlassenheit Sibiriens einer Durchpulsung mit menschlichem Leben Platz macht, so hat überall der Goldgräber mit seinen Spatenstichen den Keim zum späteren Leben gelegt. Das formt das Bild des Abenteurers zu einer im Rahmen des menschlichen Geschehens größeren Gestalt. Das Gold hat gelockt. War der Rausch vorüber, so sind wohl die Diggerlager mit ihren Bars, Saloons, Spielsälen wieder verfallen. Aber stetiger und beständiger blieb oft genug das menschliche Leben, das nun in den Weltgegenden wächst, wohin der Goldsucher zunächst eine gleich ihm abenteuerliche Gesellschaft gezogen hatte: geriebene Händler, denen er das Notwendigste zum Leben mit Gold aufwiegen mußte, Betrüger und Wegelagerer, liederliche Frauenzimmer, Schankwirte. Denn überall, wo ein besonderer Preis winkt, finden sich nicht nur die besten Kräfte ein, sondern ebenso auch die zweifelhaftesten Naturen. Bald nach ihnen kommen die Polizei, die ersten Organe staatlicher Ordnung, und schließlich die Elemente der beständigen Arbeit und des Aufbaus.

Der Digger ist eine zeitgebundene Erscheinung gewesen. Sein Fanatismus, seine Zähigkeit galten keineswegs nur dem schnellen Ergreifen des Reichtums. Viele Goldgräber hätten sich längst zur Ruhe setzen können mit ihren gesammelten Schätzen. Sie liebten aber nicht das Gold, sondern das Abenteuer, die Ungebundenheit, den großen Rausch des Entdeckers, und so blieben sie trotz allen Reichtums, der ihnen in den Städten der Kul-

tut alle Bequemlichkeiten des Daseins geboten hätte, in der Verlorenheit der Wildnis, die sie nicht mehr loslassen wollte.

Mit dem 20. Jahrhundert ist diese Goldgräberromantik mehr und mehr ausgestorben. Nicht nur, weil die Technik andere Arbeits- und Lebensbedingungen ermöglicht und erfordert, sondern weil sich offensichtlich die Lebensanschauung geändert hat. Die Menschen der heutigen Zeit wollen mehr die Sicherheit und Beständigkeit bei der Arbeit als das Ungewisse und Schwankende. Sie wollen mit einem sicheren Verdienst rechnen, aber nicht mit einem fraglichen Gewinn. Der Goldgräber alten Stils hat keinen Nachwuchs. In den Golddistrikten der Welt sind an seine Stelle der Angestellte und der Arbeiter getreten; Tariflohn und Versicherung haben größere Zugkraft bewiesen als das einstige Wechselspiel von Glück und Elend der »Prospektoren« des 19. Jahrhunderts, in dessen zweiter Hälfte die Legende vom Golde sich wandelt in die fanatische Jagd der Unruhigen aller Nationen auf das überall aufbrechende Gold.

Kalifornienrausch der Neunundvierziger

Seit dem Tage, an dem Kolumbus seinen Fuß auf eine der Inseln gesetzt hatte, die dem amerikanischen Kontinent vorgelagert sind, ist mit dem Lauf der Sonne unaufhörlich der weiße Mann nach Westen vorgedrungen und hat die Grenze der Besiedlung bis an den Rand des Stillen Ozeans vorgeschoben. Auf dem Boden, der den Indianern abgerungen ist, entsteht neue Heimat für den abendländischen Menschen. Aber noch das 19. Jahrhundert sieht den Kampf zwischen den angelsächsischen und den romanischen Teilen des Europäertums um den neuen Lebensraum. In der nördlichen Hälfte des Kontinents gewinnt das Angelsachsentum immer mehr Boden; die »Union« greift immer weiter um sich, um sich zu der späteren Größe der Vereinigten Staaten von Amerika auszuwachsen.

Seltsamster Zufall der Weltgeschichte hat nun dazu geführt, daß sich der größte Goldrausch aller Zeiten in diesem amerikanischen Großstaat und nicht in Mexiko abspielt.

Erst im Jahre 1769 hatte der spanische Franziskanerpater Juni-

pero Serra einige Missionsstationen in Kalifornien gegründet und damit die Besiedlung des zu Mexiko gehörenden Landes unter spanischem Einfluß in die Wege geleitet. Aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts drangen vom Meer im Westen und über das Felsengebirge vom Osten angelsächsische Händler und Trapper in das Land. Besonders am American-River, im Gebiet des heutigen San Franzisko, legten sie Farmen und Siedlungen an. Sie nutzten die mexikanischen Wirren, spielten sich als das überlegene Element auf, bildeten Freischaren, die 1847 unter einem Farmer John Sutter, aus der Schweiz, den Einmarsch der Unionstruppen in Kalifornien vorbereiteten.

Das Land Kalifornien wird den Mexikanern abgenommen. Zum Trost für die Fortnahme Kaliforniens und einiger anderer Gebiete zahlt die Union eine Entschädigung von 15 Millionen Dollar an Mexiko.

Das war im Februar 1848.

Aber neun Tage vorher war das Gold entdeckt worden. John Sutter, der tüchtige Freischärler, war auch ein betriebsamer Siedler. Er hatte sich am Flußufer eine Wassermühle gebaut. Am Wehr fanden sich eines Morgens Goldkörner, eine Entdeckung, deren Bekanntwerden Sutter selbst sehr bald zu bereuen allen Grund hatte. Denn die Kunde von dem Fund verbreitete sich in aller Welt. Die Menschen schienen nur auf das neue Abenteuer gewartet zu haben. In Scharen strömten sie in die Einsamkeit Kaliforniens. John Sutter wies, als im nächsten Jahr die Scharen immer größer wurden, vergeblich seine Besitzrechte vor. Die Goldsucher überrannten ihn, brannten sein Haus ab. Sutter selbst mußte den Rest seines Lebens mit einer kleinen staatlichen Gnadenrente verbringen. Der Entdecker des reichsten Goldfeldes der Erde war vom Gold schmählich verraten.

Die Goldlager am American-River bei Sacramento und an anderen Stellen des Landes waren tatsächlich von einem bis dahin nie gekannten Reichtum. Im Jahre 1849 zieht die Hauptschar der Goldsucher, ein abenteuerliches, zusammengewürfeltes Heer, nach Kalifornien. Es ist der berühmte und berüchtigte Marsch der »Neunundvierziger«.

Sie kommen zu Fuß und zu Wagen auf den weiten Überland-

Straßen. Landwirte kommen, aber nicht um Wälder zu roden und Farmen anzulegen. Advokaten, Kommis, Ärzte, Geistliche — sie verlassen ihre Ämter im Osten und ziehen nach Westen, der neuen Verlockung im Lande der Verheißung entgegen. Sie kommen über die Landenge von Panama. Zu Schiff kommen sie und scheuen nicht die weite und gefährliche Fahrt um das Kap Hoorn, den Südzipfel des Erdteils. Die Mannschaften fast aller Segler und Dampfer, die an der Küste anlegen, desertieren und verlaufen sich zu den Goldgräberlagern. Aus Europa strömen sie herbei, angezogen von dem fanatisierenden Magneten des Goldes, und schmuggeln sich in das Glücksland ein. Auch Deutsche sind darunter, denen das Gold doppelt winkt; es lockt mit dem Versprechen nicht nur des Reichtums, sondern mit der politischen Unabhängigkeit für die aus dem Tumult der deutschen Revolution von 1848 Geflüchteten. Über den Stillen Ozean kommen die Chinesen gesegelt. Aus Alaska ziehen die russischen Goldgräber herbei. Sogar die Squatters aus dem noch fast unbekannten Australien lassen ihre Siedlungen im Stich und kommen mit Pfanne und Schüttelsieb.

Wo vordem nur ein paar weltferne Farmen gelegen hatten, sind zwei Jahre nach dem ersten Goldfund schon über hunderttausend Menschen auf den Goldfeldern am Rand des Stillen Ozeans, und alles geht drunter und drüber. Allein das eine Jahr der Neunundvierziger hat dem bunten Heer der Glücksritter über 100 Millionen Mark Gold zugeworfen. In der nächsten Zeit waren es 300 bis 400 Millionen jährliche Ausbeute. Erst ein Jahrzehnt nach der Entdeckung ermüdeten die Goldfelder langsam.

In ein paar Monaten war San Franzisko von einer aus wenigen armseligen Häusern bestehenden Siedlung zu einer Stadt von über zwanzigtausend Einwohnern emporgeschossen. Im Fieber des Goldrausches erbaut, von tollen Elementen aus allen Himmelsstrichen bevölkert, war San Franzisko zur Brutstätte geworden für alle Arten von Lastern und Ausschweifungen. Binnen acht Jahren kam es in dieser Stadt am Golden Gate zu zwölfhundert Morden. Alles überschlug sich; der Gründerkrach blieb nicht aus. San Franzisko erlebte eine der schrecklichsten Finanz-

krisen, und wie ein letzter Fluch der tollen Historie zittert die Erinnerung an das Erdbeben nach, das 1906 diese Gründung des Goldes heimsuchte.

Der Weg des Goldes aus der großen Rauschepoche Amerikas nach Europa war weiter denn je. Für das Beutegold der Erobererzeit lag nur das Meer dazwischen. Das Meer aber will nichts vom Gold. In den Kammern der Schiffe bleibt das Gold unberührt. Doch das Gold von der Westküste der Neuen Welt mußte erst die ganze ungeheure Breite des Kontinents durchwandern. Es löste überall, wo es vorüberzog, Kaufkraft aus.

Der goldene Westen ist aufgebaut worden mit dem Erlös aus seinen Goldfeldern. In tropischem Wachstum sind die Städte aufgeblüht. Sie haben ihre Gründung mit Gold bezahlt. Das Gold aber, dem uralten Gesetze folgend, ist nach Osten gezogen, vor allem in die Weltstadt New York, deren Finanzleute schon im 19. Jahrhundert ein geschäftiges Treiben entfalteten. Der amerikanische Osten hat die Fabriken, die die Pioniere der westlichen Wildnis belieferten. Er hat den Handel organisiert, der aus der Alten Welt die Kulturgüter herüberholte.

So war es zur amerikanischen Goldgräberzeit wie einst vor nahezu zwei Jahrtausenden in den Geburtsländern der abendländischen Menschheit im Mittelmeerraum. Aus dem Osten, von jenseits des Meeres, sind die Güter nach Amerika gekommen, die dem Leben in der Neuen Welt zunächst Farbe und Kultur geben sollten.

Nach dem Osten aber ist das Gold gezogen. Es hat auch im 19. Jahrhundert seinen Weg in die Handelsmetropolen der aufstrebenden Industriestaaten an der Nordsee genommen. Es hat die Entwicklung der großen Fabrikstädte an Rhein und Ruhr, der Handelsplätze an der Elbe und Weser, der Industrie- und Handelskontore an der Themse beschleunigt. Europa vermehrte die Zahl seiner Fabrikarbeiter, um das Gold aus Übersee gegen Lieferungen von Erzeugnissen seiner Industrie zu erlangen.

»Jedesmal, wenn neue Goldquellen aufbrechen, reckt und streckt sich der Kapitalismus.« Die Aufträge, die Amerika mit seinem kalifornischen Golde gab, haben den Unternehmer in

Europa beflügelt. Er spannte alle Kräfte an. Die Unternehmungslust erwachte wie nie zuvor.

Zwischen Kalifornien und der Jahrhundertwende liegen alle Großtaten der Technik und der Chemie, liegt die Umstrickung des Globus mit einem dichten Netz von Schiffahrtslinien ebenso wie die Organisation eines weltumspannenden Handels. Dazwischen liegt auch ein Aufschwung der Lebenshaltung, den das europäische Bürgertum mit Erstaunen teils und teils mit Selbstgefälligkeit feststellt.

Der australische Glücksmagnet

Amerika, die immer wieder irgendwo aufspringende Goldquelle, bleibt mit seinem Goldrausch nicht allein. Zum erstenmal tritt der fernste und kleinste Erdteil, Australien, in die Weltgeschichte ein, und sein Eintritt ist ausschließlich ein Werk des Edelmetalls.

Von der englischen Sträflingskolonie, dem »grenzenlosen Zuchthaus der australischen Welt«, wollte man lange Zeit nicht viel wissen. 1788 hatte das erste Schiff seine Fracht von 757 Männern und Frauen aus den überfüllten englischen Gefängnissen, begleitet von 200 Soldaten, 40 Soldatenfrauen und 30 Kindern, in Neu-Südwales gelandet. Sidney wurde zur ersten europäischen Niederlassung unter dem britischen Gouverneur Arthur Philipp, dessen Vater aus Deutschland stammte. Man wartete sehnsüchtig auf Zuzug freier Bauern, tüchtiger Siedler. Aber zu weit entfernt lag das Land vom Kulturkreis des Europäertums, zu gering war anscheinend die Entwicklungsfähigkeit für die Arbeit freier Siedler. Australien erschien als ein Land äußerster Trostlosigkeit. Die Berichte, die in London eingingen, konnten weder Abenteurer noch Kapitalisten herbeilocken. Sie besagten ausdrücklich, kein Nutztier, kein Holz, keine Faserpflanze lohne die Mühe. Und vor allem enthalte der australische Boden nicht die geringsten Mineralschätze. Daher blieb Australien zunächst das »englische Sibirien«, das über 80000 Verbannte, darunter aber auch 20000 Schwerverbrecher, aufnehmen mußte. Erst nach langer Gegenwehr der inzwischen zögernd ins Land gezogenen



Holland sammelte in der Zeit seiner Handelsblüte als »Frachtführer Europas« große Schätze an Gold und Silber an. Die in der reichen niederländischen Kaufmannschaft aufblühenden Werkstätten der Goldarbeiter besuchte um 1500 Quentin Massys und malte in Antwerpen den »Goldschmied und seine Frau«.
(Historischer Bilderdienst)



In der Renaissance verbreitert sich das Schmuckbedürfnis des deutschen Bürgertums. Die Gattin des Ruprecht Stüpf mit schweren goldenen Ketten. Gemälde von Barthel Beham um 1520. (Sammlung Handke)

freien Einwanderer entschloß sich die englische Regierung, die Insel Tasmanien am Südzipfel des Kontinents zur Verbrecherkolonie zu machen; auch dort landeten über 70000 Sträflinge. In Australien selbst sind die letzten Zwangseinwanderer aus der Sträflingszeit im Jahre 1906 nach zum Teil vierzigjähriger Haft begnadigt worden.

So war die Entwicklungsgeschichte des letztentdeckten Erdteils von Anfang an auf Seltsamkeit zugeschnitten. Die Wildheit des Goldrausches, der zu einer Zeit einsetzen sollte, als die australische Bevölkerung auf 400000 Menschen gekommen war, erklärte sich gewiß zum Teil aus der Tatsache, daß hier die gesamte Kultur eines Erdteils aus einem Element erwuchs, das Europa als verlorenen Abschaum fortgewiesen hatte.

Denn plötzlich brach das Gold hervor. 1851, drei Jahre nach der Entdeckung der kalifornischen Felder, beginnt der australische Erdteil in Gold zu schimmern. Seine große, überraschende Zeit bricht an.

Bis dahin waren vereinzelte Goldfunde streng als Geheimnis bewahrt worden. Der erste, der ein Goldkorn vom Boden aufgelesen hatte, ein beim Straßenbau eingesetzter Verbrecher, war hart bestraft worden. Mehrere Forscher wiesen Gold nach. Auch ihre Entdeckungen wurden auf Befehl der Regierung verheimlicht. Der Gouverneur kannte die Elemente, die einen ausschlaggebenden Teil seiner Untertanen bildeten; er mußte befürchten, daß einem Goldrausch seine Macht über die Häftlinge des großen Gefängnisses Australien nicht gewachsen bleiben konnte. So bemühte er sich auch, einen einflußreichen polnischen Grafen, dem auf Forschungsreisen in Australien die Ähnlichkeit der Gebirgsbildung mit den goldhaltigen Bergzügen des Urals auffiel, von der Bekanntgabe goldener Funde abzuhalten; zur Belohnung wurde dem Forscher zugesichert, den höchsten Berg der australischen Alpen nach einem bekannten Polenführer zu benennen.

Dann aber ließ sich die Ahnung vom Goldreichtum doch nicht mehr zurückhalten. Eines Tages kam aus San Franzisko ein Goldgräber, Eduard Hargraves, in seine australische Heimat zurück. Er war auch einer der Neunundvierziger, denen kein

Ozean zu breit war, um am kalifornischen Goldrausch teilzunehmen. Sein in den Goldfeldern Kaliforniens geschärftes Auge erkannte den Goldgehalt des Quarzes in einem der Flußtäler der Blauen Berge, der Alpen an der australischen Ostküste. Australien feiert den 12. Februar 1851 als den Beginn seiner neuen Epoche. An diesem Tage stellte Hargraves die großen Lager von Schwemmgold bei Bathurst in Neu-Südwales fest, und ein paar Monate später fand ein Schäfer einen Goldklumpen im Gewicht von 53 Kilogramm. Im südlich angrenzenden Victoria wurden gleichzeitig Edelmetallvorkommen entdeckt, und nun gab es kein Halten mehr.

Das Schauspiel von Kalifornien wiederholt sich hier, am äußersten Ende der Welt. Die Jagd nach dem Gold setzt ein.

Die jungen Städte in Neu-Südwales und in Victoria veröden. Die Polizisten von Sidney verlassen ihre Posten, die Beamten ihre Stellungen, Lokomotivführer ihre Maschinen und ziehen in die goldenen Berge. In Melbourne bleiben nur die Frauen in vereinsamten Häusern zurück. Selbst doppelte und dreifache Löhne können die Handwerker nicht mehr in ihren Werkstätten oder die Kaufleute in ihren Kontoren zurückhalten.

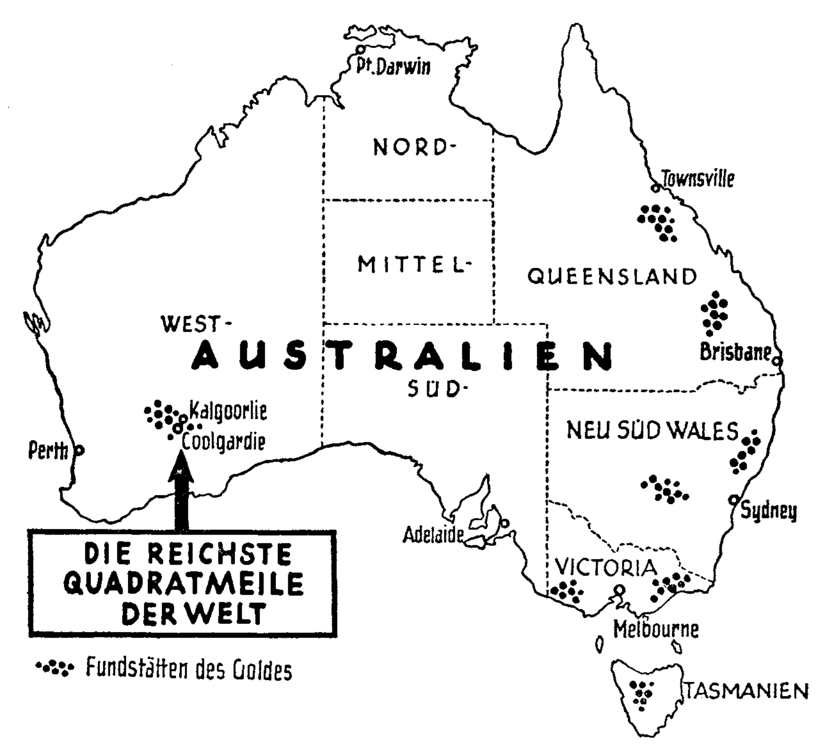
Und Europa, das soeben erst sich vom kalifornischen Goldrausch den Kopf hatte verwirren lassen, entdeckt Australien von neuem. Die endlose Fahrt über die Wasserwüste wird in Kauf genommen. Binnen sieben Jahren strömen zehn Millionen Menschen in Australien ein. Es entstehen schnell zusammengeschlagene Siedlungen; ebenso schnell vergehen sie. Ist ein Feld erschöpft, werden die Segeltuchhäuser und die Wellblechbaracken abgebrochen, und das Glück wird ein paar Meilen weiter versucht. Aber auch Städte mit festen Häusern kommen auf, überall dort, wo die flüchtige Wäsche des goldhaltigen Sandes in den langwierigeren Minenbau übergehen muß.

Nirgendwo in der Welt werden die Digger so schnell reich wie auf dem australischen Goldboden — wenn sie Glück haben. Nirgendwo finden sich so große, mitunter zentnerschwere Goldklumpen wie in den Bergen zwischen Melbourne und Sidney. Fast 100 Kilogramm wiegt das schwerste aller »Nuggets«, aller goldenen »Nüßchen«, das sein glücklicher Finder liebevoll

»Willkommener Fremdling«, »welcome stranger«, nennt. Es kommt vor, daß die Wagen, die die Schätze zu den Banken in Melbourne bringen sollen, unter der Last des Metalls zusammenbrechen.

Die ganze lange Gebirgskette an der Ostküste wird durchstöbert. Ihr nördlicher Teil in Queensland erweist sich als der reichste Golddistrikt mit seinen Gruben des Mount Morgan, die 1889 einen Höhepunkt der Förderung erreichen.

Um diese Zeit sind aber die Goldsucher auch schon in dürre Steppen des Westens vorgedrungen. Sie lassen sich von der wasserlosen Wüste nicht zurückschrecken. In einem Gebiet, das



den Raum Deutschlands übertrifft, in einem Sandmeer ohne Baum und Schatten, ohne Quelle und Nahrung, entstehen die Goldgräberstädte am Rand der Großen Victoria-Wüste. Die »reichste Quadratmeile der Welt« in dem Golddistrikt zwischen

den Minenstädten Coolgardie und Kalgoorlie hat bis heute eine Ausbeute von nahezu drei Milliarden Mark erbracht. So haben sich die 70 Millionen Mark, die zum Bau einer 700 Kilometer langen Wasserleitung von den Quellen der westlichen Küstengebirge bis tief hinein in die Wüste aufgebracht wurden, gut verzinst.

Coolgardie ist jetzt eine tote Stadt in sonnenverbrannter Dürre; Kalgoorlie aber hat noch echtes Goldgräberleben, liefert heute noch die Hälfte des immer noch fließenden australischen Goldes. Nur ist auch hier, wie in allen anderen Weltgegenden, die alte, wilde Romantik verschwunden. Das Gold macht seine Gewinnung nicht mehr so leicht wie in den ersten Zeiten. Der ungeschulte Einzelgänger würde heute kein Glück mehr haben. An seine Stelle ist der geschulte, berufsmäßige Bergmann getreten, der im Dienste der großen, kapitalstarken Minengesellschaften steht und der alle Errungenschaften der Bergwerkstechnik zur Verfügung hat. Denn schon muß man Schächte von über tausend Metern Tiefe anlegen, um noch goldhaltige Schichten zu finden. Während früher zeitweilig 150000 freie Goldgräber auf den Feldern ein abenteuerliches Leben führten, niemandem verpflichtet, aber auch ganz auf sich gestellt in den wechselvollen Zufällen des Glücks, ist jetzt eine Arbeiterschaft von 40000 Mann am Werke.

Heute hat der Staat das Verfügungsrecht über alle als Goldfelder anerkannten Gebiete. Neben den Minenstädten in der westaustralischen Wüste sind jetzt die ergiebigsten Distrikte in Victoria, wo in den Orten Bendigo und Ballarat die langsame Erschöpfung des Bodens zur Anlage von Schächten zwingt, die bald die Hälfte der Tiefe der südafrikanischen Goldgruben erreichen. Auch Neu-Südwales und Queensland haben noch ihren alten Ruf als Goldquellen einigermaßen bewahrt.

Die beiden großen Inseln der australischen Welt, Neu-Seeland und Neu-Guinea, bergen ebenfalls goldene Schätze. Auf Neu-Guinea wurde in der deutschen Kolonie Kaiser-Wilhelmsland, das durch das Versailler Diktat australisches Mandatsgebiet geworden war, Gold in den Flußläufen festgestellt. In den Flußgeröllen des Bismarck-Gebirges haben deutsche Expeditionen

schon vor dem Weltkrieg Gold gefunden. Eine Ausbeute ist jedoch erst in der Zeit des Flugzeuges möglich geworden, denn das Revier liegt weit im Innern des straßenlosen Landes, bis zu zweitausend Metern über dem Meere, und ist vom nächsten Hafen nur unter Überwindung von fast dreitausend Meter hohen Gebirgszügen zu erreichen. Daher hat man ein Geschwader von fünfzig Flugzeugen eingesetzt; Menschen und Geräte, selbst schwerste Baggerteile, werden durch die Luft befördert. Mitten in der Einsamkeit ist eine Stadt von siebentausend Einwohnern, darunter eine kleine Schar von Europäern, entstanden und zum Zentrum eines nicht unbeachtlichen Golddistrikts geworden.

Neu-Guinea übertrifft als Goldlieferant jetzt sogar Neuseeland, wo in den Minenbetrieben an die 10000 Arbeiter tätig sind. Man darf nicht vergessen, daß die Südsee-Inseln schon in alten, dunklen Sagen vom Gold sich andeuten. Wurden doch die Salomon-Inseln östlich von Neu-Guinea sogar für das sagenhafte Ophir gehalten, aus dem König Salomo die Schätze zum Tempelbau holen ließ.

Für Australien hat das Gold den Aufbau einer eigenen Welt bedeutet. Aus Europa und anderen Weltgegenden ließ es sich alles liefern, was ein Volk zur Errichtung eines neuzeitlichen Staatswesens braucht. Und damit ist Australien zu demjenigen Land der Welt geworden, das ganz ohne eigene Entwicklungsgeschichte, ohne eigene Kulturarbeit sich für sein Gold eine Kultur neuesten Zuschnitts bestellen konnte.

Doch das Gold ist — wie überall — mehr Anreger, als daß etwa mit ihm nun alle Lebenswerte bezahlt werden könnten, die ein großes Land nötig hat.

Das Gold regt zur Einrichtung der ersten ständigen Dampferlinie zwischen England und Australien an; denn bis 1852 steuerten nur vereinzelte Trampschiffe den menschenleeren Kontinent an; dann aber machen Menschentransporte, Warenzufuhr und Goldsendungen regelmäßige Verbindung nötig.

Das Gold läßt die Schienenwege ins Innere des Landes herstellen, obwohl es zunächst gerade den Eisenbahnbau verhindert, zumindest verzögert hat. Denn in den ersten Jahren des Goldfiebers waren alle Streckenarbeiter davongelaufen, so daß

der Bahnbau eingestellt werden mußte. Aber später waren natürlich Linien zur Erschließung des Landes doppelt nötig. Wenn jedoch allein das australische Eisenbahnnetz über drei Milliarden Mark gekostet hat, also immerhin so viel, wie die »reichste Quadratmeile der Welt« überhaupt an Gold ergeben hat, so zeigt schon diese Summe, daß der Erlös aus dem Gold niemals ausreicht, die Milliardenkosten der vielen Großeinrichtungen einer Volkswirtschaft zu decken.

Daher hat auch alles Gold Australien nicht vor schweren Finanzkrisen bewahren können. An der Ausbeute hatten die einzelnen australischen Staaten nur wenig Anteil; es war alles in die Taschen der Goldgräber und der Minengesellschaften und auf diesem Wege wiederum an die Londoner Börse geflossen. Als 1901 mit festlichem Gepränge der Australische Staatenbund als selbständige Macht ins Leben trat, hatten die Staatsschulden schon längst eine Höhe erreicht, die nicht mehr in Einklang zu bringen war mit dem Anwachsen der Bevölkerung.

Die Verselbständigung Australiens zum Commonwealth of Australia spielt im übrigen auch in die Geschichte des Goldes hinüber. Denn zum Dank für die im Burenkrieg geleistete Unterstützung hatte England dem fernen Kontinent die politische Freiheit versprochen; allerdings mußten die Engländer hartnäckig an das Versprechen gemahnt werden, bis die Königin Victoria schließlich nicht mehr die Einlösung des politischen Versprechens umgehen konnte. Und der Burenkrieg selbst hatte zum Hintergrund die britische Gier nach dem südafrikanischen Edelmetall.

Das Gold Australiens ist von Beginn an nach England und nach Indien abgeflossen. An der Londoner Börse hat es Jahrzehnte hindurch die Spekulation zur Siedehitze getrieben. Die Minengesellschaften, die reiche Goldgruben zu besitzen vorgaben, schossen zu Hunderten empor. Der Minenschwindel blühte. Dem Gründungsfieber wird leicht nachgeholfen. Nicht jeder Goldgräber wird Millionär. Es hat auch in Australien wie in allen sonstigen Distrikten des großen Metallrauschs der Menschheit mehr Männer gegeben, die es nie zu einem Gewinn gebracht haben und die unter schlimmsten Entbehrungen ver-

kommen sind, als solche, die ihr Glück zentnerweise davonkarren konnten. Daher wird versucht, auf alle mögliche andere Art zu Gold zu kommen, besonders indem man seine angebliche Goldgrube an den nächsten weiterverkauft, der sich mehr Gewinn verspricht. Es kommt vor, daß ein Goldsucher mit der Schrotflinte ein paar Goldkörner, die er sich von seinem letzten Geld gekauft hat, in den Boden schießt und dem Sachverständigen des Londoner Bankhauses ein prächtiges Goldfeld vorzaubert. Viele fallen auf solche »gesalzenen« Minen hinein, und auf jeden mutlos gewordenen Goldgräber in Australien, dem das Glück nicht winken wollte, kommen mindestens zehn verzweifelte Spekulanten in Europa, die ihr Geld in australischen Shares verlieren.

Für die Londoner Winkelbankiers, die ihre Kunden zum Erwerb von Minen-Shares animieren, ist die Hauptsache, daß die Anteile neuer Goldgrubenunternehmen tadellos gedruckt sind und die Prospektoren und Sachverständigen die Ergiebigkeit der Mine in allen Farben schildern. Dann legt der kleine Sparer ebenso gern seine fünf Mark — dafür gab es schon Shares — wie der kapitalistische Rentner sein Vermögen in Beteiligungen an Goldfeldern an, die irgendwo auf der entgegengesetzten Hälfte der Erdkugel sein sollen. Allein an Beteiligungen an den »Wild cats« Westaustraliens, wie man dort die Schwindelminen nannte, sollen über 50 Millionen Mark verloren worden sein. Im ganzen aber hat Australien einen gewaltigen Anteil zum Goldschatz der Welt beigesteuert, bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts allein 7000 Millionen Mark. In unserer Zeit kommen alljährlich bis zu 150 Millionen aus Australien, so daß dieser Erdteil zwar noch ein nennenswertes Goldland ist, jedoch keinen Vergleich mehr aushalten kann mit den eigentlichen Großproduzenten Transvaal, Kanada, Rußland und den Vereinigten Staaten.

Klondike — ein Weltbegriff

Ein paar Jahrzehnte nach dem kalifornischen Rausch zieht das Gold die Menschen nach dem Lande der Pelze im hohen Norden. Das kalifornische Schauspiel wiederholt sich dabei auch

im Politischen. Denn wieder brechen für die Vereinigten Staaten Goldquellen auf in einem Land, das kurz zuvor zu einem andern Staat gehörte.

Das kalte, unbesiedelte Alaska hatte den Russen gehört. Sein einziger Wert schienen die Pelztiere zu sein. 1867 kauften die Vereinigten Staaten das Territorium, zahlten an Rußland 7,2 Millionen Dollar, das über den hohen Kaufpreis sehr erfreut war. Als bei den Übergabefeierlichkeiten in Sitka, gelegen auf einer Insel des Alexanderarchipels in der südlichsten Ecke des Landes, das Banner der Union hochging, ahnte noch niemand etwas von dem Mineralreichtum des »Eisschrankes«, wie die Amerikaner den Gegenstand des zunächst höchst unnötig erscheinenden Kaufvertrages nannten.

Dann lenken aber überraschende Funde einiger Prospektoren um 1880 die Aufmerksamkeit auf das Gold Alaskas. Doch vergingen noch sechzehn Jahre, bis das eigentliche Goldfieber einsetzte. Am oberen Yukon liegt Gold im eisigen Boden! Wenige Monate nach seiner Entdeckung ist bereits ein Lager entstanden, in dem sich 1500 Menschen zusammengefunden haben: Klondike, ein Name, der in der ganzen Welt noch heute die Vorstellung von wildem Abenteurerleben und märchenhaften Glückszufällen weckt. Es liegt schon östlich der Grenze auf kanadischem Gebiet; aber was bedeutete in diesem weltverlorenen Landstrich eine Grenze.

Auf Hunde- und Renntierschlitten jagen die Abenteurer nach dem Norden, von indianischen Pfadfindern begleitet. Bär und Wolf, Hirsch und Elen treffen sie in den Urwäldern und auf den eisigen Tundren. Sie hungern und verhungern, gehen im Schneesturm zugrunde. Aber wer die Strapazen übersteht und Glück hat, findet Gold. Er muß den ewig gefrorenen Boden mit Reisigfeuer auftauen, um schließlich ein paar Goldkörner in die Tasche zu bekommen.

Klondike, das in der Indianersprache »Fluß mit vielen Fischen« bedeutet, sieht einige Jahre lang ein wildes, verströmendes Leben um das Gold. Dann versinkt es wieder. 1898 wird Nome, an der Küste der Beringsee, bekannt. Der Sand am Meeresufer enthält Gold. Nome ist einer der letzten Distrikte, der sich im

Fiebermarsch der Menschen nach dem Gold einen Namen macht. Das später gegründete Fairbanks im mittleren Alaska konnte sich schon nicht mehr einen gleichen Weltruf erwerben.

Alaska erlöst heute aus dem Fang des Lachses doppelt soviel wie aus dem Gold. Es hat lange unter einer falschen Wirtschaftspolitik der Regierung in Washington gelitten, die die Unternehmerlust hemmte, bis mit dem Schlagwort: »Schließt Alaska auf!« regeres Leben in den ungeheuren, aber menschenleeren Raum einziehen konnte. Aber nun spielt der einzelne Goldgräber keine Rolle mehr. Auftauen des Bodens in vielen Metern Tiefe mit Dampf, Erbohren von tiefen Schächten, Bewegung von Bodenmassen mit schwersten Baggern — das alles setzt den gut organisierten Großbetrieb voraus.

So ist es auch in Kanada. Nur der rationell arbeitende Großbetrieb ermöglicht es, das Gold, das es in ganz Kanada gibt, herauszuholen. Das Land gehört heute zu den größten Goldproduzenten der Welt, seitdem es durch Eisenbahn, Auto und vor allem durch das Flugzeug erschlossen ist. Die Flieger bringen Arbeiter und Geräte zu den Goldstätten; es sind zum Teil regelmäßige Fluglinien für das Gold eingerichtet, und der moderne Goldgräber bedient sich des ihn umhegenden Reisebüros, das nur noch in Werbeplakaten an den alten Goldpionier des vorigen Jahrhunderts und seine Mühsal erinnert.

So sind die jüngsten Ausbrüche des Goldfiebers, wie sie sich in Kanada an den verschiedensten Orten immer wieder einstellen, nicht mehr mit der alten romantischen Zeit zu vergleichen. Gewiß, 1916 sprach man von einem neuen Klondike in der Provinz Neu-Ontario, und vorsorglich wurden schon Hotels für die erwarteten Goldgräber gebaut, Luftfahrtdienste eingerichtet. 1938 brachte die Gegend um den Großen Sklavensee eine Überraschung. Hunderte eilten dorthin, steckten sich Felder ab und verkauften ihre Claims, ihre Anrechte, an die großen Bergwerksgesellschaften. Der Goldrausch der neuesten Zeit bringt vielleicht noch vereinzelt geschäftstüchtigen Menschen Geld ein, aber er überläßt die Arbeit und Ausbeute der modernen Minengesellschaft, deren junge Leute an den bergtechnischen Hochschulen studiert haben.

Wieder einmal sind mit den neuen Funden alle früheren Größenordnungen zusammengesunken. In der Zeit von 1848 bis 1890, von der Erschließung Kaliforniens bis zum Beginn der goldenen Industrie in Südafrika, sind insgesamt 20700 Millionen Mark an Gold in den Kreis der Menschheit geflossen. Weit mehr also, als um 1847 der gesamte Goldbestand mit seinen 12500 Millionen ausgemacht hatte.

Der Ausgang des Jahrhunderts bringt jedoch noch einmal einen erstaunlichen Zuwachs. Im letzten Jahrzehnt kommen weitere 8800 Millionen hinzu, hauptsächlich dank der Ausbeute in Transvaal.

Beim Eintritt in das 20. Jahrhundert ist somit der Goldschatz der Welt auf 42000 Millionen Mark zu beziffern.

Südafrikas Golden City

Seit einem guten halben Jahrhundert ist Südafrika der entscheidende Goldlieferant der Welt. Golden City, wie sich Johannesburg selbst nennt, feierte 1936 sein fünfzigjähriges, sein goldenes Jubiläum.

Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts soll Gold bei Johannesburg gefunden worden sein. Die Ausbeute war aber zu gering, als daß man darauf geachtet hätte. Fachleute erklärten, Südafrika enthalte nicht so viel Gold, um einen einzigen Trauring herzustellen. Ebensogut könne man den Rhein trockenlegen, um die sagenhaften Schätze der Nibelungen zu finden, wie es sich verlohne, in Transvaal nach Gold zu graben.

Ein Deutscher, Karl Mauch aus Württemberg, hat schließlich am Olifantfluß in Transvaal die starke Goldhaltigkeit des Gesteins herausgefunden. Doch erst zwei Jahrzehnte später, im Jahre 1886, setzt am Witwatersrand der Goldbergbau ein. Es ist der Höhenzug westwärts Johannesburgs, in der ganzen Welt den Börsenleuten als der »Rand« bekannt.

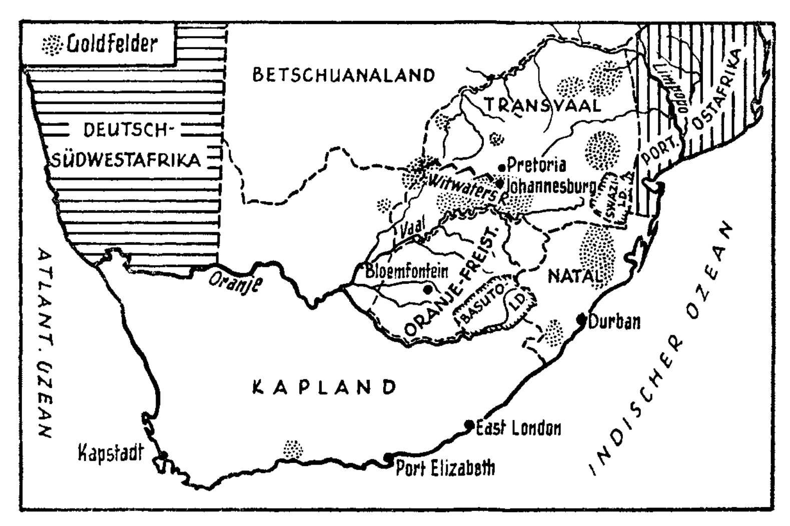
Anfangs beherbergt ein Zeltlager vielleicht fünfzig Menschen, die Gold suchen. Ein weiteres Jahr danach wächst die Zahl der Abenteurer auf dreitausend. Heute leben in Johannesburg eine

halbe Million Einwohner auf goldenem Grund. Nach den armseligen Hütten der ersten Goldsucher in den achtziger Jahren erstehen die Blockhäuser und Wellblechgebäude der neunziger Jahre, bis dann in jähem Aufschwung sich die Stadt unter der afrikanischen Sonne mit Marmorpalästen, Stahl- und Betonhochhäusern anfüllt.

Ein Drittel des Goldes, das in unserer Zeit alljährlich neu gewonnen wird, stammt aus dem afrikanischen Boden. Nicht nur eine ganze Stadt, ein ganzer Staat lebt davon, daß hier der Welt ein imaginäres Geld geschaffen wird.

Die Ausbeute des Goldes ist zur Industrie geworden. Es sind nicht mehr wagemutige Abenteurer oder Glücksritter, die ihre Hoffnung auf eine Goldader setzen. Es ist nicht mehr das primitive Handwerkszeug des Goldgräbers, der mit Axt und Schaufel und Sieb in die Wildnis gezogen ist. Wer heute das Gold fördert, muß sämtliche Errungenschaften der modernen Bergwerkstechnik einsetzen.

Zunächst muß erst einmal Kapital selbst vorhanden sein, um Gold zu gewinnen. Denn die Goldbergwerke gehören mit zu den teuersten Betrieben. Dafür bringt heute ein Jahr so viel an goldener Ausbeute, wie einst das ganze Altertum und die ersten



Südafrikas Goldquellen am »Rand der weißen Wasser«

Jahrhunderte der Erobererzeit überhaupt an goldenen Schätzen besessen haben.

Cortez, Pizarro — sie werden zu kleinen Dieben, die sich wegen ein paar goldener Brocken in Abenteuer stürzen, vergleicht man sie mit den Direktoren der Minengesellschaften des 20. Jahrhunderts, die von ihrem Schreibtisch aus die Förderung von Goldmengen leiten, deren Zahlenwert allein das Begriffsvermögen der einstigen Goldsucher übersteigen möchte.

Johannesburg, das ist die moderne Fabrikstadt des Goldes, eingehüllt in ein Meer von Nebel, Rauch und Staub, angefüllt mit Europäern, Schwarzen und Indern. Denn 300000 Neger werden in den Minen um Johannesburg beschäftigt, dazu in besser bezahlten Stellungen 30000 europäische Arbeiter. Sie holen Jahr für Jahr drei- und viermal soviel goldene Beute aus der Erde, wie Kalifornien in seiner besten Zeit spendete.

Tief liegt das Gold in der Erde. Die Romantik früherer Goldsucher ist längst zur Bergwerkstechnik geworden. Bis in die Tiefe von 2600 Metern stoßen die Schächte, aus denen das Erz hervorgeholt wird. In einem Inferno von unerträglicher Hitze, nur gemildert durch Zerstäuber, die mit Eisstaub die Atemluft abkühlen, von der Stickluft der Sprengungen und dem Donner der Maschinen läuft das Leben wie in einer unterirdischen Stadt ohne Sonne und Luft, in der die Bewohner im Staub des abgesprengten Gesteins mit der Schwindsucht zu kämpfen haben. Die Gänge folgen dem goldhaltigen Quarz, der sich in steil abfallenden Schächten in das Erdinnere zieht und sich scharf vom wertlosen Gestein abhebt. Im rieselnden Kühlwasser der Preßluftwerkzeuge liegen die schwarzen Arbeiter, stoßen die Bohrhämmer in den Fels. Die wenigen Weißen aber, die hier unten arbeiten, haben die Aufsicht über den Sprengstoff. Sie füllen die vorgebohrten Sprenglöcher, lassen in Sekundenschnelle die Gesteinswand um ein paar Meter zusammenbrechen, und bald kommen die Karren, um die Erzbrocken zum Aufzug zu bringen.

Ein gewaltiges Netz von Straßen, mit Schienen und Zügen, die mit sechzig Kilometer Geschwindigkeit das Erz zu den Aufzügen schaffen, liegt unter Johannesburg und seiner Umgebung.

Allein die in einem Jahre neu angelegten Gänge erreichen Längen von mehreren hundert Kilometern, als ob man einen Tunnel in ein paar tausend Meter Tiefe von Berlin bis zum Rhein bauen wollte. Schon sollen über 12000 Kilometer unterirdischer Gänge vorhanden sein.

Natürlich ist es nicht reines Gold, das dort unten abgesprengt wird. Man muß tausend Kilogramm Erz an die Oberwelt bringen, um vielleicht sieben Gramm Gold herauszulösen. Damit ein Paar goldener Trauringe hergestellt werden kann, müssen also weiße und schwarze Menschen unter der Erde eine Tonne Gestein absprengen und in die Höhe befördern. Dann muß das Erz in mächtigen, polternden Mühlen zermahlen werden. Als Schlamm läuft es über rauhe Tücher, wo sich die schweren, goldhaltigen Teile absetzen.

Sind wir nicht wieder beim »Goldenen Vlies« des Altertums? Denn das Goldene Vlies, das die Argonauten von Kolchos am Schwarzen Meer holten — ein Prunkstück der griechischen Heldensage —, war wohl nichts anderes als ein Widderfell, in dessen Wollhaar das Gold sich fing, wenn der goldhaltige Schlamm darübergeleitet wurde.

Nur, daß die afrikanischen Goldfabrikanten noch weitere Arbeit mit ihrem goldenen Vlies haben. Der Goldschlamm wird mit Quecksilber behandelt, damit das Gold am Quecksilber haften bleibt, bis nach Verdampfen des einen Metalls — auch Quecksilber ist ein Edelmetall — das andere, das Gold, zurückbleibt.

Allerdings genügt auch diese Methode nicht, um das in kleinsten Teilen im Gestein eingesprengte Gold wirklich restlos herauszulösen. Der Gesteinschlamm wird noch einmal mit Zyankali versetzt. Das Zyan wird goldhaltig, und nach einem weiteren chemischen Prozeß liegt das Gold klar. Fast der gesamte Goldgehalt wird durch die moderne technische und chemische Methode der Erzaufbereitung erfaßt; was zurückbleibt, ist nun wirklich entgoldet. Ein Schutt, der beiseitegetan wird und sich um Johannesburg zu Hügeln und Gebirgen gleich toten Mondlandschaften auftürmt.

Schachtbau ist kostspielig. Bohr- und Schrämmaschinen erfordern große Kapitalien. Der Betrieb eines Bergwerks ist da-

her nur dem Großkapital möglich. Die südafrikanische Goldindustrie ist eine Betätigung des Kapitals in größtem Stil.

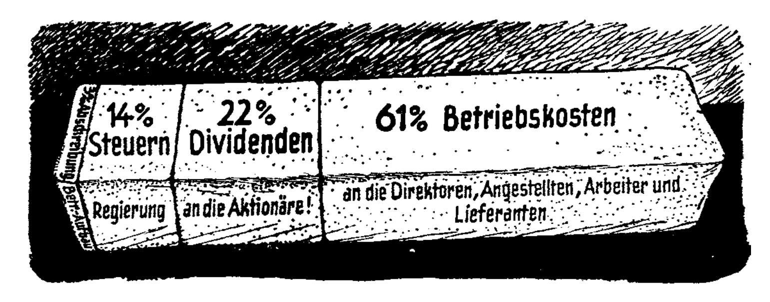
Anfangs waren es die Besitzer der Diamantenfelder von Kimberley, die Geld zur Erschließung der Goldgruben gaben. Dann ist das Kapital aus Europa gekommen. Es ist von den Börsen aufgebracht worden, die in den Anteilen an Goldminen eines der größten Spekulationsobjekte aller Zeiten gefunden haben. Die Londoner Börse war der Hauptmarkt für die Goldshares. Hier fanden sich die Aufträge all der großen und kleinen Spekulanten ein, die von der goldenen Ausbeute aus dem afrikanischen Boden hohe Dividenden erhofften. Tatsächlich ist kaum an irgendwelchen anderen Börsenpapieren so viel Geld gewonnen oder verspekuliert worden wie an den Anteilen der südafrikanischen Minen, ob es sich nun um die großen Minengruppen der Gold Fields, Central Mining, General Mining, Johannesburg Consolidated oder um die vielen kleineren Gesellschaften gehandelt hat, die sich oft nach kurzer Zeit als verfehltes Unternehmen herausstellten.

Denn der Gewinn an der Goldausbeute schwankt und ist von vielen politischen und wirtschaftlichen Zufällen abhängig. Ein großer Streik der Minenarbeiter läßt die Gewinne absinken. Jede Lohnerhöhung wirkt sich auf den Reingewinn aus. Nicht zuletzt ist es der Preis des Goldes selbst, sein Verkaufserlös, der die Lage in Johannesburg und damit die Kurse der Minenshares an den Weltbörsen bestimmt. Das Gold hat ja genau so starke Preisschwankungen wie andere Waren. Jeder Rückgang des Goldpreises um eine Kleinigkeit, die sich vielleicht im wirtschaftlichen Leben der Völker kaum bemerkbar macht, führt in Transvaal zu einem Rückgang der Golderzeugung. Denn bei niedrigeren Erlösen lohnt die Aufschließung der ärmeren Erze nicht mehr.

Jede verstärkte Nachfrage nach Gold in der Welt aber läßt in Südafrika das Leben wieder rascher pulsieren. Sofort werden neue Erzadern in Angriff genommen, die bisher den Abbau nicht lohnten. Sogar, wenn nur fünf Gramm Gold aus der Tonne Erz sich ergeben, lohnt heute der Abbau. Wenn Südafrika am Londoner Markt Gold im Wert von 100 Mark verkauft, gehen

80 Mark von dem Erlös auf die Löhne der schwarzen Arbeiter und weißen Angestellten, auf die Betriebskosten des Bergwerks und auf Steuern an den südafrikanischen Staat. Und 20 Mark bleiben als Reingewinn. Bei dieser Durchschnittsrechnung ist Voraussetzung, daß die Tonne Erz 7 Gramm Gold erbringt.

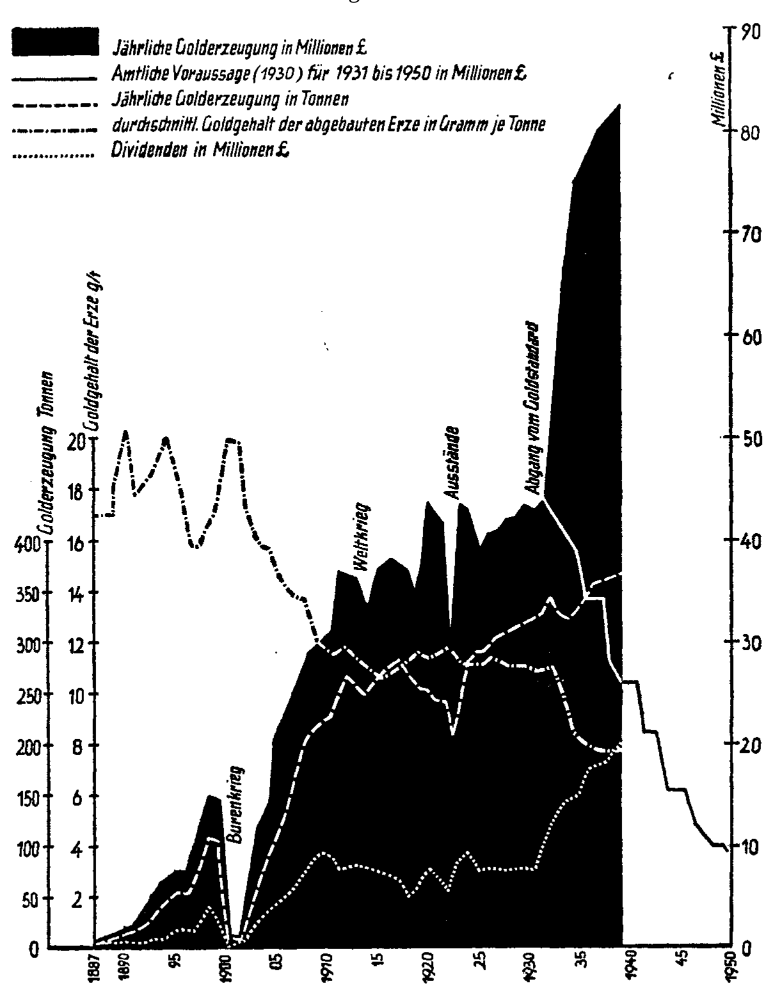
Der Techniker hat dem Goldbergbau immer neues, rationeller arbeitendes Gerät verschafft, wenn nach Erschöpfung der gehaltreicheren Erze die Förderung nicht mehr lohnend zu bleiben drohte. Zum erstenmal in der Geschichte der Goldausbeute ist selbst auf Generationen hinaus nicht mit einer Erschöpfung der Goldbergwerke zu rechnen.



Verteilung des Verkaufserlöses
eines Goldbarrens beim Goldpreis von 1939

Die Gruben der Antike sind zusammengebrochen. Die brasilianischen Goldfunde gingen zu Ende. Kalifornien ermüdete bald. In Südafrika rechnet man noch mit Jahrhunderten. Auf hundert Kilometer Länge und mehrere Kilometer Breite erstreckt sich das Gebiet, dessen Quarzgestein als sicher oder wahrscheinlich goldführend gilt.

Doch wer weiß! Wenn der Mythos vom Gold zusammenbrechen sollte, bricht auch die goldene Fabrik Transvaal zusammen. Schon einmal schien eine kritische Zeit bevorzustehen. Im Jahre 1930 prophezeiten die amtlichen Stellen der Südafrikanischen Union schnellsten Rückgang der Goldgewinnung. Nach der damaligen amtlichen Schätzung sollte bis zum Jahre 1950 die Erzeugung auf den Stand der Anfangszeit von 1895 zurückfallen. Denn die abbauwürdigen Erze sollten bis dahin fast zu Ende gehen.

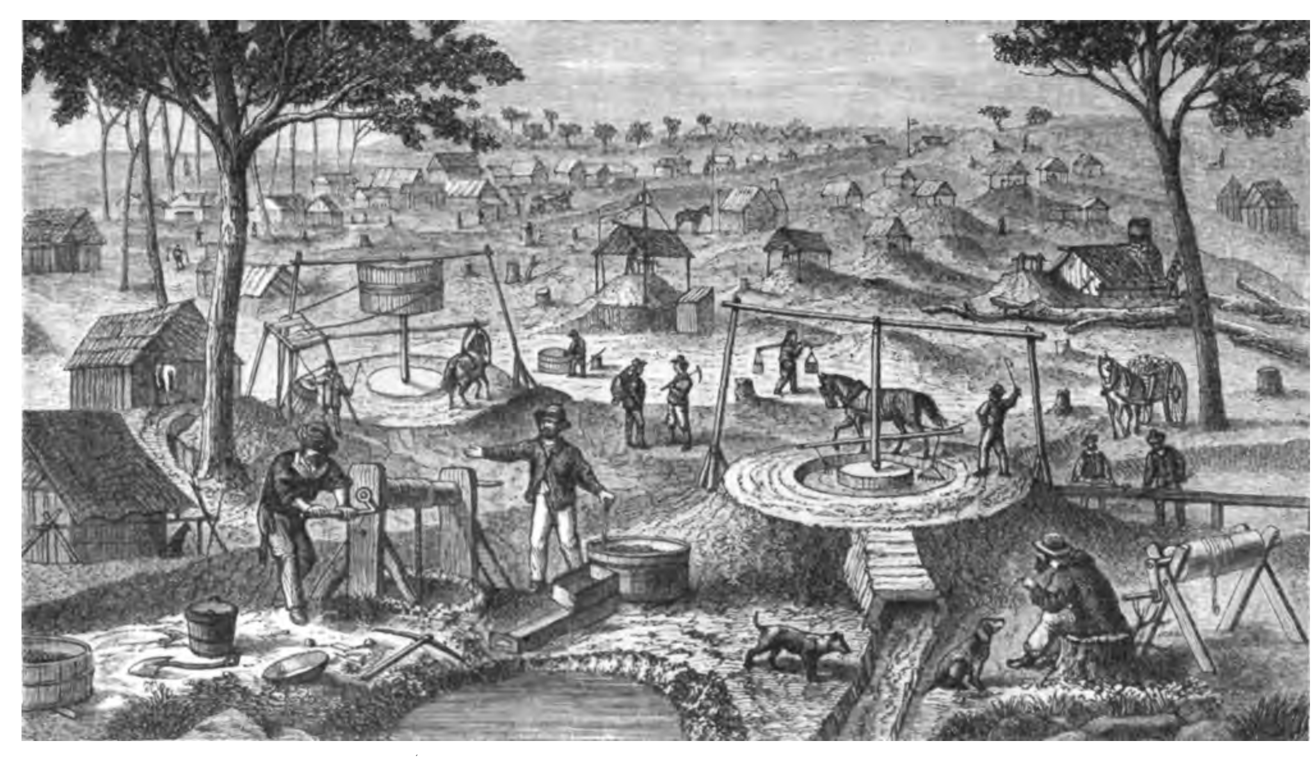


Prognose und Wirklichkeit
Amtliche Voraussage der südafrikanischen Golderzeugung und die tatsächliche sprunghafte Entwicklung

Zum Glück für Südafrika und die übrigen Goldbergwerke der Welt ist aber das Gold nichts weniger als wertbeständig. Seitdem die meisten Länder der Welt nach der allgemeinen Wirtschaftskrise von 1932 vom Goldstandard abgegangen sind, ist die Nachfrage nach Gold immer größer, das Gold immer teurer



In den wilden Tälern des amerikanischen Felsengebirges schießt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jäh ein überschäumendes Goldsucherleben auf, um ebenso rasch wieder zu verflackern, wenn der Flußsand die Goldwäsche nicht mehr lohnt. (Weltbild)



Alte Skizze der verschiedenen Arten von Goldgewinnung am Rand der australischen Wüste. (Sammlung Handke)

geworden. Die Minengesellschaften konnten dazu übergehen, die ärmeren Erze abzubauen, und diese Umstellung hat ungeheure Mengen von Gold zutage gebracht. Die amtlichen Propheten von 1930 aber sind angenehm enttäuscht. Heute, fünfzig Jahre nach den ersten Goldfunden, stammt alljährlich ein Drittel der Goldgewinnung der Welt aus Transvaal. Wobei zu berücksichtigen ist, daß die gesamte Goldförderung der Erde einen Höchststand erreicht, demgegenüber alle einst bestaunten Zahlen verblassen.

Südafrikas goldene Ausbeute ist ständig gestiegen und wurde in ihrem Aufstieg nur unterbrochen durch den Burenkrieg. Denn noch in unserem Jahrhundert hat das Gold seine alte kriegstreibende Kraft bewiesen und in Südafrika die Briten in sein Gebiet gelockt. Die holländischen Buren, vor der englischen Mißwirtschaft aus der Kolonie am Kap flüchtend, hatten sich 1852 nach Transvaal verzogen und erreichten trotz Verfolgung durch die Engländer eine gewisse Unabhänigkeit. Aber nicht zuletzt der Goldreichtum Transvaals ließ England keine Ruhe. Nicht umsonst hatte der burische Volksrat anfangs verboten, Funde an die große Glocke zu hängen. Doch die Briten erkannten bald die Gelegenheit, ihrem Reich eine neue Goldquelle zu erschließen; immer auf der Jagd nach Schätzen, zettelten sie den Burenkrieg an. Als nach harten Kämpfen die Buren sich ergeben mußten, Cecil Rhodes über den unglücklichen Ohm Krüger triumphierte, am 1. September 1900 zu Pretoria feierlich die Einverleibung der Burenrepublik in das Britische Reich erfolgte, hatte England mit 4 Milliarden Mark Kriegskosten, 30000 Toten und 60000 Verwundeten die ergiebigsten Goldgruben der Erde für das Empire gewonnen.

Metallwäsche Sibiriens

Das Gold liebt die Gegensätze. Während unter der südlichen Sonne Afrika das große Bergwerk ist, ist Sibirien die große Goldwäsche des Nordens — beides einander nur ähnlich in der Stetigkeit, mit der der Boden seinen Reichtum in steigendem Maße spendet. Denn auch russisches Gold hat schon das 19. Jahrhun-

dert erfüllt, um im 20. Jahrhundert erneut zur Großausbeute der Welt zu gehören.

Bauernkolonisten waren die ersten, die im Ural, der Grenzscheide zwischen Europa und Asien, das Gestein ausgehauen und Schächte angelegt haben. Berggold wurde 1744 entdeckt. Ein Jahr später folgte Sibirien mit einer Mine im Altaigebirge.

Aber das eigentliche Fundgebiet ist auch schon im 18. Jahrhundert die sibirische Taiga, das unendliche Gebiet der Sümpfe und der Verbannten. Vielleicht ist nirgendwo die Arbeit so trostlos gewesen wie im zaristischen Sibirien. Denn Sibirien war durch Jahrhunderte das Land der Hoffnungslosigkeit, die weltferne Einöde, in die Zuchthäusler und politische Sträflinge ihre Ketten schleppen mußten. Aus ihnen wurden die Trupps der Arbeiter gebildet, die in dem Privatbergwerk des Zaren in Nertschinsk, weit östlich vom Baikalsee, oder in den Stromgebieten des Jenissei, der Lena und des Amur, die mit zu den längsten Flüssen der Erde zählen, eingesetzt wurden. Sie arbeiten auf dem kaiserlichen Kabinettsland, dessen Erträge in die Privatschatulle der Zarenfamilie fließen. Dorthin, namentlich in die Bergwerke von Nertschinsk, ziehen die Verbannten, wie einst die Galeerensklaven aneinandergeschmiedet mit eisernen Stangen und Ketten. Ihr Leben verbringen sie in der eisigen Verlassenheit Sibiriens, Ruderer, die »in Ketten auf gefrorener Erde rudern«.

Auch freie Goldsucher hat es im alten Rußland gegeben. Sie mußten jedoch ihre Funde an die Behörden zu vorgeschriebenen, viel zu niedrigen Preisen abliefern. Daher konnte sich ein Goldrausch wie in Kalifornien nicht entwickeln. Natürlich gab es immer vereinzelte Schmuggler, doch nur selten kamen sie in der tödlichen Einöde Sibiriens mit ihren Schätzen bis nach China durch. In der endlosen Taiga ist man dann irgendwo auf ein Häuflein weißschimmernder Menschenknochen gestoßen. Die Überreste des Toten aber wollten nicht mehr verraten, ob es vielleicht ein Goldsucher war, ein Alleingänger, der den Weg zur Grenze verfehlte.

Sibiriens goldhaltiger Flußsand ist schwer auszubeuten.Wie in Alaska ist die Arbeit nur in den wenigen Sommermonaten

möglich. Nur vom Großunternehmen können die Schwierigkeiten der bahn- und wegelosen Wildnis überwunden werden. Dazu braucht man Kapital und Unternehmungslust. Das zaristische Rußland mußte beides aus dem Ausland holen. Die Golddistrikte wurden an internationale Gesellschaften verpachtet, die die europäischen Börsen zur Aufbringung des Kapitals zu interessieren unternahmen. Damit setzte in London und Paris eine wilde Sibirienspekulation ein, die immer wieder unter schweren Verlusten für die Mitläufer zusammenbrach. Sibirien hat Gold, fast überall; aber es gibt seine Schätze nicht leicht her. Wo Spekulanten schnell greifbaren Gewinn sehen wollten, gab es nur Verdrießlichkeiten. Es kam zu wiederholten Börsenkatastrophen um sibirische Anteile, und vor allem schreckte der Zusammenbruch der Spekulation an der Londoner Börse in den Jahren 1906 und 1907. Die vielen englischen Gesellschaften, denen Konzessionen in Sibirien verliehen waren, waren in ihren Grundlagen erschüttert.

Da wurde kurz vor dem Weltkrieg Europa alarmiert durch das Blutbad in den Lena-Goldfeldern. Trostlos war die Lage der Arbeiter in den Goldwäschen. Sie waren, obwohl seit dem 20. Jahrhundert frei angeworbene Arbeitskräfte, durch das Ausbeutungssystem der englischen Lena Goldfields Co. zu armseligen, gedrückten Sklaven geworden. Das Gold liebt es offensichtlich, das Licht der Welt mit Hilfe von Sklavenarbeit zu erblicken; der Gewinn aber, den es ermöglichte, floß bei der Lena-Gesellschaft an englische Kapitalisten, jedoch auch an Mitglieder des Zarenhauses.

Die unzureichende Bezahlung, die schlimmen Wohnverhältnisse in Schmutz und Krankheit, die Ausbeutung durch die Verwalter der Gesellschaft, die jeden Verkauf von Lebensmitteln und sonstigen Lebensbedürfnissen unter sich hatten und damit »Gott und Zar« zugleich waren, trieben in den sibirischen Lagern zum Streik. Truppen wurden herangeholt, Arbeiterfamilien in die Taiga hinausgetrieben. Es kam zum Zusammenstoß. Über fünfhundert tote und verwundete Goldwäscher blieben liegen.

Ein alter Zeitungsbericht aus Petersburg meldet dazu: »Als

der Streik an der Lena 35 Tage gedauert hatte, hatten die Shares der Lena-Gold-Fields-Gesellschaft an den Börsen ihren niedrigsten Stand erreicht. Nachdem das Blutbad bei der Hoffnungsgrube stattgefunden hatte, stiegen die Kurse am nächsten Tage wie rasend in die Höhe. Auf diese Weise reagierten die Petersburger Börse und die Londoner Stock Exchange auf die Lenakatastrophe.« Um jene Zeit soll es in Sibirien 45000 Goldwäscher gegeben haben. Fast neun Zehntel des gesamten russischen Goldes kam aus Sibirien.

»Das Gold gehört zu Sibirien wie der Pelz und das Eis« — auch in unserer Zeit, in der die Sowjet-Union den zweitgrößten Golderzeuger der Welt darstellt.

Es gibt in Sibirien auch heute zahlreiche Goldsucher, die »Starateli«, die auf eigene Faust den Boden untersuchen. Man schätzt ihre Zahl auf fast 300000 Menschen, die vom Staat, der an der Förderung des Edelmetalls interessiert ist, mit Arbeitsgerät und bei der Beschaffung des Lebensbedarfes unterstützt werden. Da die Starateli ihre Ausbeute nur bei den staatlichen Ankaufsstellen verwerten können, erfaßt die Sowjet-Union fast mühelos die beträchtliche Förderung dieser Einzelgänger.

In der Hauptsache wird jedoch das Gold von staatlichen Großunternehmen gefördert, die im »Ssojos-Soloto« zusammengefaßt sind. Sie arbeiten zum Teil mit der Draga, einer ungeheuren, kostspieligen Maschine, die Schöpfbagger, Schüttelroste und Sortiergerät in einem darstellt.

Alle paar Monate werden neue Golddistrikte entdeckt. Allein über 8000 Geologen stehen im Dienste der Goldsuche. Unerschöpflich scheinen neben dem Lenagebiet die alten Fundstätten am Jenissei zu sein. Die Fundorte sind aber über den ganzen asiatischen Erdteil verstreut. Sie ziehen sich vom Ural bis in das Küstengebiet am Stillen Ozean.

Die Ausbeute aus dem Goldsand der sibirischen Flüsse ist jedenfalls stark gestiegen. Sobald der Goldgehalt des Flußsandes in Westsibirien an ein Gramm je Tonne Sand herankommt, ist die Gewinnung lohnend. In Ostsibirien müssen es wegen der viel schwierigeren Arbeits- und Verkehrsverhältnisse mindestens 2 $1/_2$ Gramm sein.

Und heute ist es in Sibirien wie einst: Fernab, viele hundert Kilometer von jeder menschlichen Siedlung, sind die Lager der Goldwäscher. Nur im rauhen Winter sind ihre Kolonien erreichbar, wenn der Frost es ermöglicht, die Sümpfe zu durchqueren. In fieberhafter Arbeit werden dann im kurzen Sommer die Flußtäler durchforscht. Verschiedentlich ist es jedoch auch schon gelungen, trotz der sibirischen Kälte fast das ganze Jahr hindurch zu arbeiten. Allerdings ist der Aufwand hierfür außerordentlich groß; muß doch der Boden künstlich aufgetaut und die große Menge des für den Schlämmprozeß benötigten Wassers vorgewärmt werden.

Millionen und Millionen Tonnen Sand sind umgegraben, gesiebt, durchwaschen. In einer Arbeit von zweihundert Jahren hat der Mensch an vielen Stellen das Gesicht der Natur völlig verändert — und alles nur, um winzige Goldkörner herauszufinden.

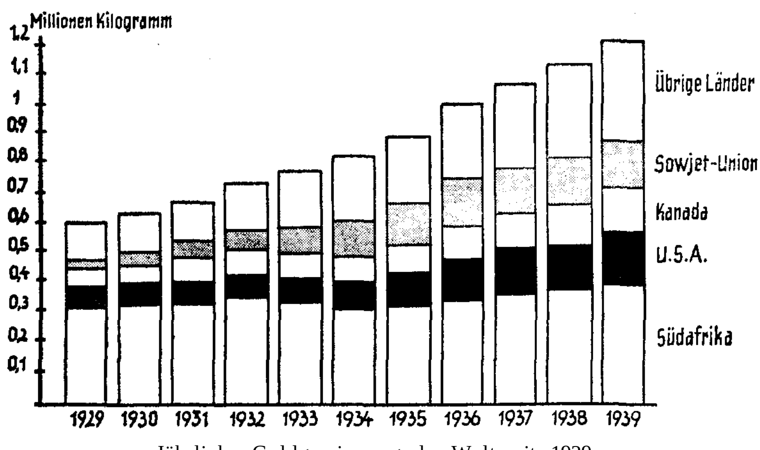
120 Milliarden Mark

So kommt das Gold zu den Menschen. Wenn es als Münze in der seidengefütterten Börse steckt und dem Besitzer ermöglicht, damit alles zu kaufen, was die Welt bietet, wenn es als kunstvoll gearbeiteter Schmuck der Frauen aufschimmert — wem spricht es dann noch von der fiebrigen Arbeit auf südafrikanischer, russischer, amerikanischer oder australischer Erde?

Niemand sieht dem Ring an, woher sein Material stammt. Ist es ein Schmuckstück aus Großvaters Zeiten, dann dürfte es meist vom Golde Amerikas oder Rußlands sein. Ist es neuerer Schmuck, so wird das Gold in der Regel aus Südafrika stammen. Aus der Antike dürfte Gold kaum noch in Europa vorhanden sein; es sei denn in uraltem Kirchengerät und frühmittelalterlichen Kunstschätzen. Daß aus dem so verschwindend kleinen Vorrat des Altertums das Metall in den heutigen Ring oder vielleicht in den künstlichen Zahn gewandert wäre, wäre ein allzu seltener Zufall. Doch das Gold verrät nichts. Man kann jedes Geheimnis, jedes Abenteuer, jedes Schicksal hineinphantasieren.

Heute ist das Gold, einst der Lohn seltenen Abenteuers, ein Erzeugnis des Großbetriebs. In rasendem Tempo wird es dem

Innern der Erde entrissen. Eine Million Menschen in allen Erdteilen ist mit nichts anderem beschäftigt, als Gold zu gewinnen. Es wird heute tagtäglich Gold im Wert von zehn Millionen Mark gefördert. Die Ausbeute von wenigen Stunden ist bald größer als die Beute, um derentwillen das Inka-Reich zerstört wurde. In einem Vierteljahr wird heutzutage soviel Gold erzeugt, wie alle Schätze des Altertums und des Mittelalters zusammen darstellten.



Jährliche Goldgewinnung der Welt seit 1929

Die Jahresgewinnung hat 1939 mit 3415 Millionen den Höchststand aller Zeiten erreicht. Sie ist mehr als dreimal so groß wie um die Jahrhundertwende. Sie ist siebenmal größer als die Jahreserträge zur Zeit des kalifornischen Rauschs. Gold ist Fabrikware geworden.

Seit den Fahrten des Kolumbus ist Buch über das Gold geführt worden. Alte Archive enthalten Listen über die Einnahmen der spanischen Krone, die Eingänge von Steuern, die auf die Goldfunde erhoben wurden, über die Ausbeutung der Minen. Adolf Soetbeer hat 1879 die Zahlen zusammengestellt. Seine Arbeit ist zur Grundlage der modernen Goldstatistik geworden. Für die neuere Zeit wird sie von dem Direktor der amerikanischen Münze für die Produktion der ganzen Welt durchgeführt.

Auf letzte Genauigkeit wird niemand Wert legen. Ist man doch nicht allein für die älteren Zeiten, sondern auch zum Teil für die Gegenwart auf Schätzungen angewiesen. Sowjet-Rußland veröffentlicht keine deutlichen Ziffern seiner Goldgewinnung; man muß die russische Goldausbeute auf Umwegen errechnen. Und überhaupt dürfte nicht jeder Goldfund, der jemals in irgendeinem Winkel der weiten Welt, fern von der Kontrolle der Behörden oder der Aufsicht der großen Minengesellschaften, vom Zufall gemacht wird, nun auch in die Reihen der Statistik wandern. Noch in einem amtlichen russischen Bericht der letzten Zarenzeit heißt es simpel, aber treffend: »Der Statistik der Bergbehörden entzieht sich aber nach wie vor das gestohlene Gold.«

Seine letzten Geheimnisse gibt auch in der Statistik das Gold nicht her. Ebenso wie der ganze Besitzstand des Altertums und des Mittelalters bis zum Jahre 1493 nicht mehr berücksichtigt werden kann. Zu wenig weiß man von ihm. Aber der Schatz der vorkolumbischen Zeit spielt keine Rolle mehr. Die Welt rechnet mit ganz anderen Zahlen.

So aber ist das Bild der goldenen Ausbeute:

	Es wurde gewonnen			
1493—1600	Gold im Werte von	2106	Millionen	Mark,
1601—1700	„ „ „ „	2545	„	„ ,
1701—1800	„ „ „ „	5301	„	„ ,
1801—1847	„ „ „ „	2499	„	„ ,
1848—1913	„ „ „ „	64736	„	„ ,
1914—1939	„ „ „ „	42674	„	„ ,
	insgesamt	119861	Millionen	Mark.

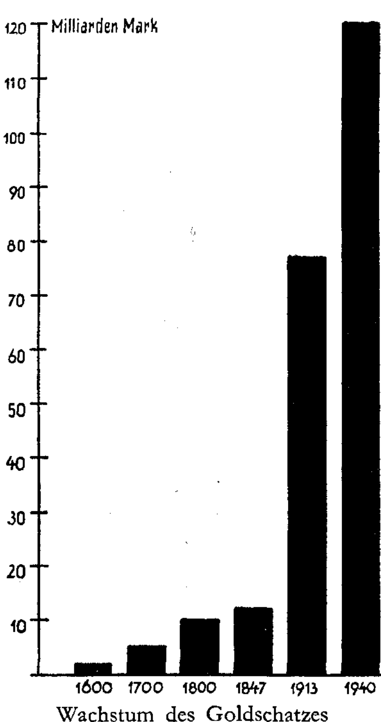
Gold ist auch wieder verlorengegangen. Es ist in den ewigen Kriegsläuften vergraben worden und nie wieder aufgefunden. Es ist mit den Schiffen im Kampf mit Stürmen und Feinden untergegangen und ruht auf dem Meeresboden. Im Bett des Rheins läßt die Sage den Nibelungenhort verschollen sein. Mancher Schmuck wird dem Toten ins Grab mitgegeben und zählt nicht mehr. Die Erde hat das Gold wieder, das ihr der Mensch entrissen hat.

Viel Gold hat sich verbraucht. Denn die Kunst des Menschen vernichtet sogar das ewige Gold.

Nicht nur der Chibcha-Kaiser wurde mit Goldstaub gepudert; auch die unglückseligen Engel der Knabenchöre eines mittelalterlichen Papstes wurden mit Gold überzogen, woran sie elend erstickten. Zu wirklicher Größe wächst aber in der modernen Industrie der Verbrauch von Gold. Die Lichtbildnerei braucht Gold zu chemischen Verbindungen. Die Porzellanfärberei benötigt ebenfalls Goldchlorid. Goldzyankali dient zum galvanischen Vergolden. Die Zahntechnik verbraucht Gold, das damit meist nicht mehr für die weitere Verwendung im Kreislauf der Menschheit in Frage kommt. Blattgold wird in größeren Mengen hergestellt und vergeht schließlich. Daß auch im Danziger Goldwasser hauchdünne echte Blattgoldflitterchen schwimmen — eine dunkle Erinnerung an Zeiten, in denen Gold als heilsam für den Körper galt —, wird freilich im großen Strom des Goldverbrauchs nicht viel besagen.

Immerhin, allein inDeutschland dürfte früher der Verbrauch von Gold für vergängliche Zwecke, also die Goldvernichtung, etwa 10 Millionen Mark im Jahr betragen haben; die Produktion der Welt eines einzigen Tages.

Auch die goldenen Münzen nutzen sich ab. Bei englischen Sovereigns, die sechs Jahrzehnte von einer Hand in die andere gewandert sind, hat der Abrieb einen Gewichtsschwund von 5 % hervorgerufen.



Wachstum des Goldschatzes der Menschheit

Vielleicht wird im Laufe der Zeiten Gold im Werte von

einer Milliarde Mark verschwunden sein. Oder es war etwas mehr oder etwas weniger. Es spielt keine Rolle. Vielleicht entspricht der Goldverlust gerade dem geheimnisvollen Schatz des Altertums.

Der Goldbesitz der Welt um 1940 kann jedenfalls mit einer feststehenden Größe von

120 Milliarden Mark

rechnen. Diese weltbewegende Ziffer, diese Menge einer Materie, die das Schicksal der Menschheit aller historischen Zeiten beeinflußt hat, mag man sich plastisch vorstellen.

2790 Mark sind der Wert eines Kilogramms. So bedeuten die 120 Milliarden Weltschatz eine Metallmasse im Gewicht von rund 43 000 Tonnen. Man könnte sie zu je einem Zentner auf den Rücken von 860000 Menschen befördern. Die männliche Einwohnerschaft Berlins, soweit sie arbeitsfähig ist, müßte zu Lastträgern werden, wollte man das Weltgold herbeiholen.

Um das Jahr 1800 lebten etwa 1000 Millionen Menschen auf der Erde. Jeder einzelne hätte bei gleichmäßiger Verteilung rund 10 Mark in Gold erhalten können.

Wollte man heute die nunmehr vorhandenen 120 goldenen Milliarden verteilen, jeder Mensch bekäme, obwohl die Weltbevölkerung auf 2100 Millionen gestiegen ist, einen Anteil von etwa 57 Mark. Die gewaltige Bereicherung in den letzten Generationen spricht aus diesem Verhältnis.

DAS GOLDENE PENDEL

Erst die gewaltige Ausbeute an Edelmetallen hat das »goldene Zeitalter« ermöglicht. Das Goldene Zeitalter verlegen zwar alle, die es wissen müssen, von den Dichtern der Antike bis zu Schiller, in jene Epoche der Menschheit, der das Gold noch unbekannt war. Die alten nordischen Sänger bezeugen es ausdrücklich:

Das erste Sterben
Der Menschen auf Erden,
Woher begann es ?
Als Gold sie schlugen,
Als Gold sie brannten
In Odins Hall.

Das Gold selbst sieht seine hohe Zeit in den wenigen Jahrzehnten, in denen es uneingeschränkt die Währung der Welt darstellte, in denen es als Grundform des Geldes in der nationalen und internationalen Wirtschaft ebenso währte wie jahrtausendelang in den Herzen der Menschen.

Doch diese Vergoldung der Welt—wie kurz war ihre Dauer!

Das Zeitalter der unbedingten gesetzlichen Goldwährung umfaßt bestenfalls die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts und dann die wenigen Jahre bis zum Weltkrieg. Eine kurze Spanne; gleichzeitig aber die am meisten schicksalhafte Entwicklungsperiode der menschlichen Gesellschaft. Es ist die Zeit, in der die Menschheit ihren Lebensbereich über alle einstigen Schranken ausdehnt und die technischen Fundamente zu einem Lebensraum gelegt hat, dessen sozialer Ausbau nun von der heutigen Generation in Angriff genommen wird.

Die Suche nach neuem Geld

Wer war denn seit dem Verklingen der Anfangsstadien der Kultur der eigentliche Gott des Geldes, dessen Schöpferwort es ins Leben ruft?

Wenn in der frühesten Zeit Geldwerte aus dem Volk heraus entstanden, schmuckhafte Gegenstände allmählich zum Tauschmittel geworden sind, so hat doch bald die Obrigkeit den Akt der Geldschöpfung zu ihrem Privileg erklärt. Wie beim Schmuck

die Frau wohl die Begehrende war, seine Herstellung aber stets dem Manne überlassen hat, so kümmert sich im größeren Raum des Staatswesens der einzelne nicht mehr um das Zustandekommen der Geldzeichen. Der Bürger begehrt wohl das Geld, überläßt es aber dem Staat, für die Bereitstellung zu sorgen. Von den persischen Königen über den römischen Kaiser Augustus bis zum System der modernen Großstaaten ist die Geldschöpfung Monopol der Staatsführung, die die Herstellung entweder in eigener Regie durchführt oder sich doch mindestens Weisungsrecht und Kontrolle vorbehält.

Allerdings nimmt das Volk das Geld nicht kritiklos entgegen. Es prüft ganz genau, was das Geld, das die Obrigkeit in Umlauf bringt, seiner Meinung nach wert ist, und rächt sich für schlechtes Geld damit, daß jeder bemüht ist, die schlechte Münze oder den nicht vertrauenerweckenden Schein möglichst schnell wieder loszuwerden. Schlechtes Geld verdrängt stets das gute aus dem Verkehr. So ist zwar seit Jahrtausenden der Staat Schöpfer des Geldes; aber das Volk gibt sein Urteil ab und läßt, wenn der Spruch ungünstig lautet, das Geldwesen bald in eine Katastrophe hineingleiten.

Immer wieder sind die Katastrophen eingetreten und haben das gesamte Leben der betroffenen Völker mit in den Abgrund gerissen, angefangen von der finanziellen Mißwirtschaft unter den römischen Kaisern, an der ein Weltreich und eine ganze Kulturepoche zugrunde gegangen ist, bis zu dem Assignatenschwindel der Französischen Revolution und dem Inflationstaumel im deutschen Zwischenreich.

Die Staatsführung mußte ewig auf der Jagd nach neuem Rohstoff für die Geldzeichen sein. Das vorhandene Geld reichte niemals in die Zukunft hinein. Das mag verwunderlich erscheinen. Denn die Geldstücke gehen von Hand zu Hand, verschwinden normalerweise nicht, sondern bleiben, ständig ihren Platz wechselnd, dauernder Bestand innerhalb der Volkswirtschaft, wenn man einmal absieht von der Möglichkeit, daß sie ins Ausland abwandern. Aber ständig vermehrt sich die Volkszahl; ständig wächst der Umfang der Geschäfte, vergrößert sich der Umsatz, erweitern sich die Ersparnisse. Erspartes Geld wird in früheren

Zeiten aber nicht zur Bank gebracht — Banken zur Entgegennahme von Einlagen gab es zunächst kaum —, sondern in der Truhe aufbewahrt. Goldstücke und Silbermünzen liegen wohlverwahrt in Laden und Kassetten. Daher muß stets neues Geld, Münzen aus Gold oder Silber, unter das Volk gebracht werden. Daher nimmt die Ausprägung von Jahr zu Jahr zu, und die Sorge der Finanzleute bleibt, genug Metall herbeizuschaffen.

Wenn man von den geringwertigen Scheidemünzen absieht, die weder im Haushalt des einzelnen noch im Gesamtleben der Nation eine nennenswerte Rolle spielen und bei denen es darum nicht wichtig ist, woraus sie bestehen, so mußten die Münzstätten der Kaiser und Könige, Fürsten und Präsidenten stets Ausschau nach Gold und Silber halten. Erschien doch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts allen Menschen Geld nur echt, wenn das Material selbst einen Wert darstellte:

Was ihr nicht wägt,
Hat für euch kein Gewicht.
Was ihr nicht münzt,
Das, meint ihr, gelte nicht.

Alles Geld konnte daher nur aus den Bergwerken oder aus den Gebieten goldhaltiger Flüsse kommen. Der Goldsucher, der Bergmann in den Gold- und Silbergruben, der Goldwäscher in fernen Flußtälern — sie waren die Lieferanten des Geldes. Die Staatsführung aber war gezwungen, von der Ausbeute so viel zu erwerben, wie zur Ausprägung eines genügenden Münzenumlaufs notwendig erschien. Abhängig war damit das Geldwesen aller Länder von den Zufällen der Produktion des Edelmetalls und von dem Gelingen der Aufgabe, genügende Mengen des Metalls in den eigenen Machtraum zu ziehen.

Die ersten Versuche, sich aus der Abhängigkeit des Metalls zu lösen, waren keineswegs dazu angetan, den Glauben der Menschheit an das allein seligmachende Metall zu erschüttern. So einfach die Überlegung erscheint, die Staatsautorität allein könne genügen, einem bedruckten Stück Papier den Charakter eines Kaufmittels zu verleihen, so wenig konnte sie von den ersten Experimenten unterstützt werden. Denn die ersten Geldmacher hatten mit den Goldmachern gemeinsam, daß ihr Trei-

ben in ein wüstes Spekulantentum ausartete. Die Alchimisten und die Bankprojektemacher waren überall dort zu Hause, wo die Fürsten in Finanzschwierigkeiten geraten waren — und das ist, nebenbei bemerkt, fast stets und überall der Fall gewesen. Sie wanderten von Hof zu Hof, zogen die Regierenden in phantastische Pläne hinein. Welcher der vielen mit Geldsorgen kämpfenden Fürsten hörte es nicht gern, wenn ihm Gründungen auseinandergesetzt wurden, die »ohne Aufwendung auch nur eines Kreuzers ein ewiges Gold- und Geldbergwerk« versprachen! Träume von einem Ersatz des Edelmetalls durch Papierscheine rissen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr ab.

Diese ersten Versuche, das knappe Gold durch einen Zauberzettel zu ersetzen — wo wären sie besser aufgeschrieben als im »Faust«?

> Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
> Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
> Ihm liegt gesichert als gewisses Pfand,
> Unzahl vergrab'nen Guts im Kaiserland.

Ein mephistophelischer Gedanke, Gold durch ein Papier zu ersetzen, das mit des Kaisers Namenszug als Geld gelten soll. Ein Gedanke, noch so wenig der Anschauung der nur dem Gold und Silber verschriebenen Menschheit einleuchtend, daß der Kaiser selbst verwundert ausruft:

> Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
> Dem Heer, dem Hof genügt's zu vollem Sold?

Nationalökonomie in den Versen Goethes, die sich leicht deuten läßt! Der Kaiser weiß sehr wohl, daß sein Namenszug allein das Geld noch nicht vollgültig machen kann. Die Note muß gedeckt sein. Was ihren Wert gewährleistet, ist aber nach den Anschauungen der damaligen Zeit wiederum nur das Gold und das Silber, das freilich der zuversichtliche Notendrucker vorerst nicht besitzt. Im Boden soll es liegen; der Geldschein wird zu einer Hypothek auf den Grundbesitz: »Vergrabenes Gut im Kaiserland.«

Es ist die große Papiergeldtragödie Frankreichs, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Laufbahn der Banknote in Europa gleich mit allen Schrecken der Inflation einleitete.

Vorher war schon in London die Bank von England entstanden, die Noten im Betrage von zwanzig Pfund Sterling und mehr, mithin so hochwertige Geldzeichen ausgab, daß sie nicht Allgemeingut des Volkes und des kleinen Handels werden konnten. Ein Schotte war es, der ihre Gründung 1694 beim englischen Parlament durchgesetzt hatte, William Patterson, ein abenteuernder Indienfahrer, der sich aber von den phantasievollen Bankspekulanten seiner Zeit durch die Auffassung unterschied, daß »alles Geld, dessen innerer Wert nicht dem Nennwert entspricht, dessen Ausgabe also nicht auf Kredit von Gold und Silber beruht, falsch und nachgemacht« sei. Vorsichtige Geschäftsführung hat denn auch die Bank von England die Stürme überstehen lassen, denen in anderen Ländern die Notenbanken zunächst zum Opfer fielen. Wegen der geringen Geschäftstätigkeit blieb allerdings auch die Bedeutung der Bank in den ersten Zeiten sehr gering.

In Frankreich dagegen gewann die Notenspekulation gleich eine alles überwuchernde Ausdehnung und jenen echt mephistophelischen Hintergrund, der noch ein Menschenalter später, als mit der Assignatenwirtschaft der Französischen Revolution zum zweitenmal die Katastrophe hereinbrach, die Gemüter erregte und zur Verewigung des kindisch-grausigen Spiels in der großen Welttragödie Goethes trieb.

Es war ebenfalls ein Schotte, der Frankreich in das Spiel mit der Banknote hineingelockt hatte. Nur daß dieser Schotte in Paris nicht die kluge Mäßigung übte, die sein Landsmann in London bei der Bank von England eingehalten hatte. John Law war Abenteurer und Spieler wie alle Goldgräber und Goldmacher, doch mit dem Unterschied, daß er durch geistige Anstrengung das gleiche erreichen wollte, was der Goldgräber mit seiner Hände Arbeit aus den Bohrlöchern hervorholt: das Geld.

Dieser John Law hatte mit Gold und Silber schon gute Bekanntschaft gemacht. Er entstammte einer Goldschmiedfamilie, reiste durch die europäischen Länder, war in allen Spielhöllen ein gefürchteter Gast, der die Gewinne scheffelte, und ein Spekulant, der es mit Geldgeschäften zu Millionen brachte. Dabei

war er von der Idee besessen, ein neues Geld in die Welt zu setzen, das von allen wirtschaftlichen Sorgen erlösen sollte.

In Frankreich, das nach dem Tode des verschwenderischen Ludwigs XIV. völlig ausgeplündert war, konnte John Law auf volles Verständnis für seine Idee stoßen, Geld aus dem Nichts zu schaffen. Der Boden ist Sicherheit für das Papiergeld, das von einer Staatsbank ausgegeben werden soll — das war die glänzende Lösung des Finanzproblems. Während der Plänemacher von allen Höfen, denen er seine Projekte anempfahl, abgewiesen worden war, wird er 1718 in Frankreich zum Leiter einer Staatsbank, die das Papiergeld unter die Leute bringt. »Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold!«, mochte sich der für den jungen Ludwig XV. stellvertretende Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, erfreut gesagt haben, als er seinen Geldmacher in eine gefährliche Übertreibung der Papiergeldherstellung hineintrieb. Aber schnell hatte John Law einen neuen Grundsatz gefunden: das Ansehen des Staates genüge, den Noten Wert zu verleihen. Daraufhin wurden Noten ohne jede Deckung ausgegeben und erstmals in der Weltgeschichte Milliardenziffern erreicht.

Frankreich geriet in einen Taumel des Geldsegens und der Spekulation, für deren Auflodern John Law mit der Gründung der Mississippi-Kompanie, die in Amerika kolonisieren sollte, glänzend sorgte. Der Wahnsinn der berühmten Tulpenspekulation im Holland des 17. Jahrhunderts wurde durch die Spekulation in Mississippiaktien noch übertroffen. Die Kurse sprangen hundertfach in die Höhe. Die Staatsbank schüttete unaufhörlich neues Geld aus. Der Taumel ging so lange, bis erst die Verständigeren mißtrauisch wurden und schließlich das Volk die bevorstehende Katastrophe zu ahnen begann. Die Regierung machte verzweifelte Versuche, die Banknoten zu halten. Es wurde verboten, Metallgeld zu benutzen, Gold und Silber aufzubewahren oder wertvollen Schmuck zu tragen. Doch die Ereignisse überstürzten sich. 1720 erklärte die Staatsbank ihren Bankrott. Mit einem Schlage war das Papiergeld vollends wertlos. Hunderttausende hatten Hab und Gut verloren; Frankreichs Wirtschaft war gründlich zerstört.

Es ist eine der Seltsamkeiten der Weltgeschichte, daß sich die Papiergeld-Inflation des französischen Königtums nur siebzig Jahre später unter dem Revolutionsregiment in noch schlimmerem Ausmaß wiederholt. Zwar weckte noch 1789 Mirabeau vor der Nationalversammlung die Erinnerung an die schrecklichen Erfahrungen, wenn er dramatisch erklärte: »Das Wort Papiergeld muß aus der Sprache verbannt werden. In jeder Beziehung tastet Papiergeld das Vertrauen und die nationale Freiheit an. Es ist die umlaufende Pest.« Aber diese starken Worte hinderten ihn als Präsidenten der Jakobiner nicht, die Assignaten zu empfehlen, die am 1. April 1790 als gesetzliches Zahlungsmittel eingeführt wurden. Die Noten waren aufs beste verziert, je nach ihrem Betrag auf weißem, gelbem, blauem, rotem und grünem Papier gedruckt. Doch ihre bunte Herrlichkeit dauerte nicht lange. Trotz Schreckensregiment und Guillotine versuchte jeder, sie billig gegen bares Geld loszuwerden. Denn die Assignaten wurden ins Uferlose vermehrt. Bis zu 30 Milliarden Livres waren schließlich im Umlauf. Nach sechs Jahren reichte eine Kiste voll Assignaten kaum aus, ein Brot zu kaufen. 1797 wurden sie für ungültig erklärt. Der Tragödie zweiter Teil der französischen Währungsgeschichte war beendet.

Wettkampf zwischen Gold und Silber

Die Erfahrungen mit dem Papiergeld waren betrüblich. Das Fiasko der Banknoten trieb die Herzen nur noch mehr dem »echten Geld«, den goldenen und silbernen Werten, entgegen. Bevor aber nicht der große Rausch auf den Goldfeldern Amerikas und Australiens die europäische Menschheit mit Gold überschüttete, blieb die Versorgung mit Geld im ganzen doch kläglich. Der Merkantilismus hatte in den Staaten Europas wenigstens noch den Versuch gemacht, eine gewisse Ausgeglichenheit der einzelnen Länder in ihren Edelmetallvorräten zu erzielen. Als aber mit dem Aufkommen der Handels- und Gewerbefreiheit die schützenden Schranken staatlicher Gebote und Verbote fortfielen, trat zunächst eine grenzenlose Verarmung an Geldbesitz ein.



Zu Anfang des 19. Jahrhunderts lohnt das »Rheingold« noch eine Mühe. Bei Karlsruhe wird **Gold** ausgewaschen. (Arch. Deutscher Vlg.)



Aus den Märchenschlössern der indischen Fürsten: Kanonen aus purem Gold, die einzige Waffe, die die britische Regierung dem Maharadscha von Baroda gelassen hat. Sie haben einen Wert von 30 Millionen Mark.
(Arch. Deutscher Vlg.)

Das war besonders im deutschen Raum der Fall. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte in allen deutschen Ländern empfindlicher Geldmangel. Noch lag die Unternehmungslust, die ein paar Jahrzehnte später von einem kapitalistischen Gründungsfieber in das andere hinüberwechselte, vom Eisenbahnbau bis zum Emporschießen der Banken, müde darnieder. Gold und Silber flossen ins Ausland ab. Nach Aufhebung der Napoleonischen Kontinentalsperre wurde viel ausländische Ware bezogen, während die industrielle Leistung noch nicht nennenswert auf den Weltmärkten in Erscheinung treten konnte.

Erzeugnisse der englischen Fabriken überfluteten Europa. Allein in den Jahren 1821/22 zogen vom Kontinent für 600 Millionen Mark Gold und Silber zur britischen Insel, ein für damalige Zeiten unerhört großer Betrag, dessen Schwund jeder Kaufmann, jeder Gewerbetreibende und Unternehmer spürte. Im Zeichen der Abwanderung des baren Geldes standen mehrere Jahrzehnte.

So war es gar nicht anders möglich, als daß das Gold auch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein seinen Platz in der Börse der Menschen und damit an ihrem Herzen mit dem Silber zu teilen hatte; allein hätte es nie ausgereicht. Banknoten waren kaum gebräuchlich. Wenn man von barem Geld sprach, waren stets Münzen aus edlem Metall gemeint. Gold und Silber aber waren gleichberechtigt. Beide Metalle waren ja durch Jahrhunderte in innigem Verhältnis miteinander verbunden. Wohl war das alte Wertverhältnis, wonach das Gold mit dem Elf- oder Zwölffachen des Silbers aufgewogen werden sollte, seit den schweren Erschütterungen im Zeitalter der Entdeckungen gefallen. Seit dem 17. Jahrhundert aber war eine neue Gleichmäßigkeit in der Beziehung zwischen Gold und Silber erreicht, die erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit jähem Riß endigen sollte. Den Generationen dieses langen Zeitabschnitts erschien wie ein Naturgesetz: Gold ist etwa fünfzehnmal soviel wert wie Silber.

Diese jahrhundertelange Beständigkeit gehört mit zu den erstaunlichen Tatsachen des Weltgeschehens. In dieser Zeit, in der sich die Lebensweise ebenso durchgreifend wie die Weltanschauung geändert hat, in der sich aus mittelalterlichen Formen neue

Staatswesen herausbildeten, in der die Technik das Gesicht der Erde revolutionär umgestaltet und die Preise aller Güter sich entscheidend ändern — in dieser Zeit hält der Mensch das Verhältnis von Gold zum Silber fast völlig stabil.

Sol und Luna sind, wie einst im Altertum, die Gestirne, deren Reigen miteinander einen unveränderlichen Rhythmus beibehält, wenn auch alles übrige um sie in einen tollen Wirbel gerät. Es sind auch hier wieder die Produktionsbedingungen, die den Wert bestimmen. Bis in Kalifornien die Goldfelder aufspringen und sich das Zeitalter der ins Riesenhafte steigenden Erzeugung von Gold öffnet, geht das Wachstum der Edelmetallbestände recht gleichmäßig verteilt auf Gold und Silber voran.

Auch das Silber ist im Mutterschoß der Erde in allen Weltgegenden zu finden. Häufig liegt es mit dem Gold zusammen; fast immer ist es mit dem Blei verbunden. In den alten Gesteinsschichten der Gebirge findet es sich. Im Altertum ist es in Spanien, in Griechenland und Kleinasien gefördert worden. Im Mittelalter waren es die Alpen, der Harz, das Erzgebirge, die reichen Gruben in Böhmen und Mähren, die Vogesen, die das Silber spendeten. Auch der Ural und Sibirien mit seinen Gebirgen am Baikalsee waren frühe Fundstätten.

Mit der Entdeckung Amerikas stieg die Silberausbeute in gleicher Eile wie die Beute an Gold. Kordilleren und Anden wurden zu Silberbergwerken; vor allem haben Mexiko und Peru die Welt mit Silber versorgt. Australien, das Land des Goldfiebers, ist auch wichtiges Silbergebiet. In ganz Asien arbeiten viele, wenn auch meist kleinere Gruben. Von überall her ist das Metall geströmt, das nicht nur ebenso wie das Gold der Werkstoff für Schmuck und Gerät von Anfang an gewesen ist, sondern auch der Wertstoff für das Geld.

Die Gleichmäßigkeit, mit der die Edelmetallschätze anwachsen, läßt sich fast auf eine Formel bringen. Mit je drei Gramm Gold, die dem Schatz der Menschheit zuflossen, sind 97 Gramm Silber hinzugekommen. Dieses Produktionsverhältnis geht, von kleinen, nicht allzu auffälligen Schwankungen abgesehen, durch Jahrhunderte. Stets entfallen von der Gesamterzeugung der beiden Edelmetalle dem Gewicht nach etwa 3 % auf das Gold und

97 % auf das Silber. Das bedeutet in grober Linie, daß bis in das 19. Jahrhundert hinein zwei Drittel des baren Geldes und der sonstigen Edelmetallschätze, wenn man den Wert zugrunde legt, aus Silber bestehen und ein Drittel aus Gold. Das bedeutet aber gleichzeitig, daß die Silberproduzenten in jenen Zeiträumen der Welt doppelt soviel Werte geliefert haben wie die Goldgräber und damit auch der Welt doppelt soviel Ware entzogen haben, wie es durch die Goldproduzenten der Fall gewesen ist.

Die Beständigkeit im Wertverhältnis der beiden Metalle offenbart sich freilich nur dem, der die große Linie der Vergangenheit überblickt und die kleineren Schwankungen vernachlässigt. Für das praktische Leben jener längst verklungenen Tage aber waren die kleinen Störungen in dem sonst einträchtigen Verhalten zwischen Gold und Silber bedeutungsvoll. Sie spielten nicht nur dem Geldwechsler Gewinne zu, sie zwangen auch jeden Kaufmann, den Pächter, den Vertragspartner zur Beachtung, wollte er am Geld gewinnen, statt verlieren.

Bei den tastenden Versuchen der Politiker und Wirtschaftler, das Geldwesen in feste Regeln zu bringen, hat zunächst das Silber eine weit größere Rolle gespielt als das Gold. Es war reichlicher vorhanden und wesentlich billiger. Der Mensch des 19. Jahrhunderts brauchte für seine bescheidenen Bedürfnisse kein großes Geld. Wie eng war selbst in der Hauptstadt Berlin der Rahmen des täglichen Lebens. In den noch nicht von der Unrast einer späteren Zeit erfaßten Straßen fehlten noch die eleganten Läden und Schaufenster, die zum Kauf einladen. Noch war keine Rede davon, daß die Mode zu allen Jahreszeiten zu neuen Anschaffungen verführte. Goldstücke mochte man ruhig dem Großkaufmann und dem Bankier überlassen. Für die gewöhnliche Lebensweise im Gleichlauf der Tage genügte geringwertiges Silberstück. Eine Goldmünze hätte ohnehin zu winzig werden müssen, um für den praktischen Gebrauch in Frage zu kommen.

So lief meist Silbergeld um. Mit den Goldmünzen, die sich auch vereinzelt vorfanden, hatte es keinen gesetzlichen Zusammenhalt. Wie die Münzstätten es ausgaben, so lief das Geld durch die Lande, ohne festes System, ohne Bindung durch ge-

setzliche Vorschriften. Die Kaufleute besprachen beim Geschäftsabschluß, in welcher Münze gezahlt werden solle. Wer einen Vertrag unterzeichnete, vereinbarte Zahlung manchmal in Gold, manchmal in Silber. Manche Zahlungen leistete man gewohnheitsgemäß mit Goldstücken, und der Bürger beglich seine kleinen Einkäufe mit Silber, soweit nicht überhaupt die kupferne Scheidemünze ausreichte.

Erst langsam formten sich die Vorstellungen, wie man alles Geld in ein festes, verbindendes System bringen könne. Unter Napoleon hatte Frankreich die Aufgabe, seine durch die Assignaten-Inflation zerrüttete Finanzwirtschaft wieder in Ordnung zu bringen. Im Jahre 1803 führte Frankreich die Doppelwährung ein und hob damit für Europa das Problem des Bimetallismus aus der Taufe, das für lange Zeit die Gemüter beschäftigen sollte.

Bei der Doppelwährung wurden Münzen aus beiden Metallen zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erklärt. Selbstverständlich mußten die Bimetallisten, die sich zu einer Sekte auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Theorien aufschwangen, zu diesem Zweck das Wertverhältnis der beiden Metalle gesetzlich festlegen. Frankreich tat dies im Verhältnis 15 1/2 zu 1. Jeder, der Gold oder Silber besaß, hatte das Recht, es bei der staatlichen Münze ausprägen zu lassen, wobei also ein Goldstück 15 1/2mal soviel Kaufkraft erhielt wie ein gleich schweres Silberstück.

Damit war das »ewige« Wertverhältnis wohl einigermaßen getroffen. Aber das Gold hatte gegenüber der Bewertung, wie sie sich in den Handelskreisen ergab, eine kleine Chance. Sie genügte, auf lange Zeit das Verhalten der Metallhändler zu bestimmen. Das Gold zog nach Frankreich. Frankreich wurde dasjenige Land, das am meisten Goldstücke ausprägte.

Außerhalb Europas war schon früher mit der Doppelwährung experimentiert worden. Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten bereits 1790 Goldmünzen und Silbermünzen zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erklärt, aber sie hatten mit 15 zu 1 das Verhältnis zu ungünstig für das Gold festgesetzt, das sich daraufhin beeilte, aus dieser ihm wenig geneigten Konstellation herauszukommen. Es zog von dannen, strömte nach Europa, bis die

Amerikaner ein paar Jahrzehnte später das Verhältnis reumütig auf 16 zu 1 erhöhten.

In den deutschen Ländern hatten die Bimetallisten wenig Glück mit ihrer Befürwortung der Doppelwährung. Hier war man zu arm, hatte zu wenig Gold. Man begnügte sich noch bis fast an das Ende des Jahrhunderts mit dem Silber. Die wenigen vorhandenen Goldstücke blieben reine Handelsware.

Immerhin versuchte man wenigstens auf dem Gebiet des Geldes, die Zerrissenheit des deutschen Raumes zu überwinden. 1857 wurde eine Münzkonvention beschlossen, die in Norddeutschland, Süddeutschland und Österreich den silbernen Vereinstaler zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhob. Doch die Einheit war nicht zu erreichen. Viele Länder, wie Mecklenburg, Holstein, Hamburg, Bremen, Lübeck, wollten vom Vereinstaler nichts wissen; in Süddeutschland prägte man auch weiterhin den Gulden aus.

Währenddem aber hatte sich der künftige Siegeszug der Goldwährung längst vorbereitet. England war das Land des Eisens, der Baumwolle, des Welthandels. Es sammelte bereits die Schätze des Kontinents zu der Beute aus seinen Kolonien. Schon 1816 hatte es Goldwährung eingeführt, was sich jedoch noch nicht fühlbar im Wirtschaftsleben auswirkte. Der endgültige Übergang zum Gold datiert vom wichtigsten Ereignis der englischen Wirtschaftshistorie, der Peelschen Bankakte von 1844, die die Ausgabe von Banknoten in gesetzlich bestimmtem Verhältnis von der Einlage von Gold abhängig machte. Seit jener Zeit ist es auch üblich, daß die Notenbanken Woche für Woche bekanntgeben, wie sich ihre Vorräte an Gold und der Umlauf an Banknoten entwickelt.

Verfolgt man den Kampf des Goldes mit dem Silber um die Vorherrschaft im Geldwesen, so zeigt sich, daß gegen Ende der sechziger Jahre das Gold schon die wichtigsten Stellungen erobert hatte. Die drei Länder, die damals in der Weltwirtschaft am meisten zu bedeuten hatten, waren bereits vergoldet. England hatte die reine Goldwährung. In Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika waren zwar Gold und Silber noch gleichberechtigt, doch waren überwiegend Goldmünzen im Ver-

kehr. Als 1867 in Paris die Währungssachverständigen vieler Länder zu einer Münzkonferenz zusammentraten, waren sie einstimmig der Meinung, die Zukunft werde der Goldwährung gehören.

Der Krieg von 1870/71 hat dann den Siegeszug der Goldwährung beschleunigt. Der Jude Bleichröder hatte engste Beziehungen zu den Berliner Hofkreisen. Auf sein Anraten wurde von Frankreich die Kriegsentschädigung in barem Golde gefordert. Fünf Milliarden Mark kamen nach Deutschland. Ein Rest von 120 Millionen lag noch bei Ausbruch des Weltkrieges als Staatsschatz, bewacht von preußischen Grenadieren, im Juliusturm in Spandau.

Mit der Reichsgründung Bismarcks und mit Hilfe der goldenen Kriegskontribution wurde endlich, nach Jahrhunderten der Verwirrung, eine einheitliche Reichswährung geschaffen. Endlich war das Währungsdurcheinander beseitigt, das den Zahlungsverkehr und damit den gesamten Handel gehemmt hatte. Waren doch in den deutschen Ländern neben zahllosen Arten von silbernen Talern und Gulden zuletzt 150 verschiedene Sorten von Papiergeld im Umlauf. Der Kaufmann hatte sich durch die von mehr als dreißig Notenbanken in bunter Reihe ausgegebenen Papierscheine durchzufinden. Außerdem hatte die zerrissene Geldwirtschaft dazu geführt, daß namentlich in den Grenzgebieten große Mengen ausländischer Münzen und Scheine kursierten.

Jetzt verschwand die alte Talerrechnung ebenso wie der Gulden. Noch heute ist zwar das Wort Taler in Gebrauch; aber auch die letzte Erinnerung an dieses Geldstück früherer Zeiten wird entschwinden, da durch die Einziehung der silbernen Dreimarkstücke es auch keine Münze mehr gibt, die dem früheren Taler entspricht.

Zur Währungseinheit des Deutschen Reiches ist die »Mark« geworden, dieser Begriff aus dem frühen Mittelalter. Goldstücke zu 10 und 20 Mark wurden das einzige gesetzliche Zahlungsmittel. Jeder konnte Zahlung in diesen Goldstücken verlangen.

Die einheitliche Reichsgoldwährung war hergestellt. Im Reichstag hatten sich manche Volksvertreter gegen die Einführung ge-

wandt. Sie mochten ahnen, daß das Gold eine zweischneidige Waffe ist, daß sich mit dem Gold das Volk immer mehr in die Abhängigkeit der kapitalistischen Mächte begab. Aber das Staatswesen war damals noch nicht reif genug, eine andere Währungsform zu finden, die auch ohne Gold ihre Aufgabe erfüllen konnte.

Jedenfalls folgte nun Schlag auf Schlag die Vergoldung in der ganzen Welt. Bald gab es in Europa kein Land mehr von Bedeutung, das noch das Silber als gesetzliches Zahlungsmittel beibehalten hätte.

Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz hatten sich 1865 zur Lateinischen Münzunion mit Doppelwährung zusammengefunden. Dieser Ring der Bimetallisten hielt jedoch dem Ansturm des Goldes nicht lange stand. Nach und nach verlor auch in diesen Ländern die Silbermünze ihren amtlichen Charakter.

Holland führte 1875 die Goldwährung ein. Bald folgten Österreich, die skandinavischen Länder, die Türkei. Kurz vor Ende des Jahrhunderts kam Rußland hinzu.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben sich zuletzt der Goldwährung angeschlossen. Amerika hatte lange gezögert, das Silber fallen zu lassen. Kapitalistische und handelspolitische Hintergründe waren für das Zögern maßgebend. Die Besitzer der Silbergruben wehrten sich mit allen politischen Mitteln gegen die Entwertung ihres Erzeugnisses. Vor allem aber wollte man Rücksicht auf den Handel mit Asien nehmen. Ganz Asien hatte silbernes Geld. Wenn dieses Geld sich entwertete, verloren die asiatischen Völker ihre Kaufkraft. Der Warenaustausch mit dem Osten — von Amerika aus gesehen mit dem Westen — mußte leiden.

China, das Reich der Mitte, in dem fast ein Viertel der gesamten Menschheit lebt, hatte Silberwährung seit einem halben Jahrtausend. Die Chinesen haben nicht nur das Papier erfunden, sondern auch das Papiergeld. Als das Abendland noch nicht einmal an Papiergeld dachte, hat China schon durch Mißbrauch der Note Inflationen erlebt. Es waren die Zeiten des Baues der Chinesischen Mauer, des Kaiserkanals, also eine Epoche lebhaftester, vom Staate gelenkter Wirtschaftstätigkeit, in der jedoch

Papiergeld ins Uferlose vermehrt wurde. Die üblen Erfahrungen verursachten solchen Schrecken, daß jahrhundertelang die Ausgabe von Papiergeld mit Todesstrafe bedroht wurde.

Die Kaufmannschaft schuf sich eine Rechnungseinheit, die durch eine bestimmte Menge Silber verkörpert wurde. Das »Tael« War keine staatliche Münze. Private Unternehmer gossen das Silber aus, und zwar in Form eines chinesischen Frauenschuhes. In Gilden waren die Hersteller der kleinen Geldschuhe zusammengeschlossen. Jahrhundertelang ging das Gewerbe, das bei der Bürgerschaft wegen seiner soliden Geschäftsgebarung in hohem Ansehen stand, vom Vater auf den Sohn über. Die Silberschuhe wurden von den Kammern der Kaufleute begutachtet, ihr Gewicht mit Tusche aufgemalt. Klagen über Fälschung des Silbergehaltes waren nie zu hören.

Auch in Indien waren Goldstücke kaum zu finden. Der Handel war ganz auf Zahlung in Silber abgestimmt. Das klingt um so merkwürdiger, als ja das Morgenland seit undenklichen Zeiten das Grab des Goldes gewesen ist. Altertum, Mittelalter, Neuzeit — alle Epochen haben den Zug des Goldes nach dem Osten gesehen. Indien hat Milliardenschätze aufgehäuft. Aber sie sind nicht in das in unsäglicher Armut lebende Volk gedrungen, sondern liegen verborgen in den Schatzkammern der Fürsten.

Die Paläste der Maharadschas sind vergoldet. Unendlicher Schmuck liegt, trotz der Ausbeutung Indiens durch die Briten, immer noch in den Märchenschlössern des Orients. Da ist der Maharadschah von Baroda, der drei Kanonen aus purem Gold — die einzige Waffe, die die britischen Eroberer ihm beließen — im Wert von dreißig Millionen Mark sein eigen nennt und die goldene Staatskarosse, ein Wunderwerk, an dem die indischen Goldschmiede vier Jahre gebaut haben, und schwere goldene Sitze, die den Leibelefanten aufgelegt werden, und Schränke über Schränke voll goldenen Kopfschmucks, Ketten, Spielereien. Da ist der Nizam von Haiderabad, der reichste Mann der Welt, dessen Schatzgewölbe allein für zwei Milliarden Mark goldene Barren und Münzen bergen. Da sind die vielen anderen Fürsten Indiens, die zwar nur noch von Englands Gnaden leben, aber unermeßliche Goldschätze gehortet haben: Indien — das

Grab des Goldes seit Jahrtausenden. In seinen Horten sollen noch jetzt über sieben Milliarden Mark versteckt sein.

Das Volk in Indien freilich hat das Gold höchstens bei den Schaufahrten seiner Fürsten zu sehen bekommen. Sein Geld war das Silber, und es mußte mit Entsetzen die Entwertung des Silbers über sich ergehen lassen. In immer größere Bedrängnis geriet die Wirtschaft. Für silbernes Geld gab es vor allem an ausländischer Ware nicht mehr viel zu kaufen. Schließlich wurden 1893 die Münzstätten für die Prägung von Silber, das ihnen bis dahin jeder private Besitzer zur Ausmünzung überbringen konnte, geschlossen.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Amerikaner versucht, das Silber zu halten. Der Senator Sherman hatte durchgesetzt, daß das Schatzamt der Vereinigten Staaten allmonatlich eine gewaltige Menge Silber aufkaufte, um den Preis am Weltmarkt zu stützen. Es wurde ein Fehlschlag. Das Schatzamt wurde mit Silber überschüttet, und trotzdem sank der Wert des Edelmetalls immer weiter. Als nun Indien seine Silberprägung einstellte, wurde trotz heftigen Widerstands der Silberpartei die Sherman-Bill 1893 aufgehoben. Und im Jahre 1900 haben die Vereinigten Staaten das Gold auch gesetzlich auf den Thron gehoben.

Der Siegeszug der neuen Weltwährung erfaßte auch Japan. 1897 führte Japan den goldenen Yen ein, nachdem die den Chinesen auferlegte Kriegskontribution genügend Geld eingebracht hatte.

Diese ganze Entwicklung ist ein schwerer Schlag für das Silber gewesen, dessen Zeit nun restlos erfüllt war. Hartnäckig hatten die Besitzer der Silbergruben gegen die Goldwährungsidee gekämpft. Mit wundervoll ausgeschmückten Theorien hatten sie immer wieder nachzuweisen versucht, die Welt könne mit alleinigem Aufbau auf goldenem Geld kein gutes Ende nehmen. Ihre Bemühungen blieben vergeblich, wie auch die Krisenerscheinungen bei den asiatischen Völkern die Schicksalswende des Silbers nicht hatten aufhalten können.

Die Legende vom ewig gleichen Wertverhältnis zwischen den beiden rivalisierenden Edelmetallen war nun für immer zerstört.

In den wenigen Jahrzehnten vom Deutsch-Französischen

Krieg bis zum Weltkrieg haben die Silberbesitzer die Hälfte ihres Vermögens verloren. Hatte man um 1871 ein Gramm Gold mit 15 1/2 Gramm Silber aufwiegen müssen, so reichten 1913 kaum 36 Gramm Silber zum Erwerb von einem Gramm Gold. Es war ein Sturz, von dem sich das weiße Edelmetall, das durch Jahrtausende das Gold auf seiner Wanderung durch alle menschlichen Kulturen begleitet hatte, nie mehr erholen konnte.

Nach einer kurzen Scheinblüte in den ersten Nachkriegsjahren ist das Silber vollends in den Abgrund gesunken.Wollte man heute einen Taler prägen, der wirklich für drei Mark Silber enthält, er müßte schwer und unhandlich wie ein Teller werden. Und es ist ein groteskes Zeichen, wenn neuerdings die amerikanischen Konservenfabrikanten Blechdosen innen mit Silber überziehen und mit Silber verlöten, um Zinn zu sparen, das aus den Malaienstaaten bezogen werden muß. Der Preis einer versilberten Konservenbüchse ist kaum höher als bei der Verzinnung. So endet eine Liebe — kann man von diesem Zusammenbruch der vieltausendjährigen Verehrung der Menschheit für das Silber sagen.

Der goldene Automat

Die Menschen, die in allen Ländern die Silvesternacht des Jahres 1899 in toller Ausgelassenheit feierten und mit ungeheurer Spannung der Geburt des 20. Jahrhunderts entgegensahen, das den zauberhaften Aufbau der technischen Kultur vielleicht noch ins Übermenschliche führen sollte, sind die eigentlichen Kinder des vergoldeten Zeitalters gewesen. Mit einem Goldstück bezahlten sie in jener Nacht das Festmahl in den glänzenden Ballsälen von Berlin und Paris, London und New York. Das Gehalt, das die Angestellten ausgezahlt bekamen, bestand in Goldstücken. Ein Goldstück fand sich gewiß auch im Wochenlohn der Arbeiter.

Nun, es mochte für den einzelnen nicht viel besagen, wenn er seinen Lebensunterhalt mit einem leichten oder schwereren Stück des gelben Metalls begleichen konnte. Ihm wäre mit einer Silbermünze auch gedient gewesen, und den vielen Minderbemittelten, die um den täglichen Lebensunterhalt bangten, war

es sicherlich gleich, woraus das Geld, das sie nicht besaßen, bestehen mochte.

Von den kapitalistischen Mächten wurde jedoch die Vergoldung des Geldwesens als eine Schicksalswende hingestellt, die Sicherheit und Stabilität des wirtschaftlichen Lebens gewährleisten sollte. Es waren einseitige Gedankengänge. Auch das Gold konnte die sich ständig wiederholenden Krisen des Systems der freien Wirtschaft nicht beseitigen. Zweifellos aber bestand im Volk aus tausendjähriger Gewohnheit noch immer die primitive Vorstellung, Gold sei nun einmal ein Lebenswert. In einem guten Goldstück, das sorgsam ausgeprägt war und an dessen Gewicht und Echtheit kein Zweifel zu bestehen brauchte, sah man immer noch den Garantieschein, jederzeit und überall eine gleichbleibende Menge lebenswichtiger Güter zu erhalten. Dieser Glaube wurde künstlich genährt durch die Finanzkreise, die am Golde verdienen wollten und bei Festreden, in Zeitungen und Büchern auf die Vorteile der Goldwährung hinwiesen. Sie bestärkten Fabrikant und Kaufmann in ihrer Zuversicht auf die Wertbeständigkeit, die weitgehende und langfristige Planung ermöglichen und die Beziehungen zum ausländischen Lieferanten reibungslos abwickeln lassen sollte. Was im Technischen ersehnt und erreicht war, in der Arbeit der Maschinen und Apparaturen, im Verkehr, in der Warenversorgung: nämlich der gesicherte, gleichmäßige automatische Ablauf, das schien nun endlich auch im Geldwesen erreicht zu sein.

Zwei großen Zielen sollte die Goldwährung dienen. Erstens sollte das Gold die Aufgabe übernehmen, das Geld stabil zu halten, und zweitens sollte es automatisch die internationalen Wirtschaftsbeziehungen regeln.

Der Automat der Goldwährung hat eine sehr einfache Konstruktion. Eine kurze Gesetzesformel genügt zu seinem Aufbau: Der Staat verpflichtet sich, jederzeit Gold zu einem ein für allemal festgesetzten Preis anzukaufen, gleichgültig von wem das Metall angeboten wird. Gleichzeitig ist er aber auch verpflichtet, jederzeit Gold zu einem ein für allemal bestimmten Preis zu verkaufen an jeden, der es verlangt.

In Deutschland wurde die Reichsbank gesetzlich verpflichtet,

für jedes Kilogramm, das ihr angeboten wurde, 2790 Mark zu zahlen. Daß hiervon der Schlagschatz für die Ausprägung von Münzen mit 6 Mark abgezogen wurde, spielte keine große Rolle. Andererseits mußte die Bank jedem, der sein Geld bei ihr einlösen wollte, für 2790 Mark ein Kilogramm Gold aushändigen.

Damit war der imaginäre Wert des seltsamen Metalls, das durch alle Jahrhunderte die Menschen zu nebelhaften Vorstellungen verleitet hatte, mit festen Zahlen umrissen. Es war eingekreist in ein ganz bestimmtes Begriffssystem und herausgelöst aus den Schwankungen des Marktes, denen auch das Gold, wie jedes andere Metall und wie überhaupt jede Ware, bis dahin noch unterlegen war. Selbst bei größtem Angebot konnte der Wert des Goldes nicht sinken. Sollte plötzlich aus den Bergwerken mehr Edelmetall hervorquellen oder wollten die Menschen aus irgendwelchen Gründen ihren Schmuck zu barem Gelde machen und damit das Angebot anschwellen lassen, so mußte dennoch der Wert des Goldes unverändert bleiben. Denn niemand würde seinen goldenen Besitz verschleudern, solange er sicher war, die Staatsbank werde auf jeden Fall zu festgelegtem Preis kaufen. Umgekehrt konnte eine plötzliche Nachfrage oder ein Nachlassen der Bergwerke niemals den Preis in die Höhe treiben, weil sich jedermann das Gold aus den umlaufenden Münzen oder zum alten Preis von der Staatsbank beschaffen konnte.

Das Gold selbst war damit stabilisiert. Aber auch das Geld wurde aus den Schwankungen, die es so oft durch falsche Finanzpolitik erlitten hat, herausgerissen. Gegenüber der Flut früherer Währungssorgen wurde es zu einem Rocher de bronze, ob es nun aus Münzen oder aus Papierscheinen bestehen mochte.

Gesetzliches Zahlungsmittel war allein die Goldmünze. Es konnte theoretisch jedermann darauf bestehen, daß sein Schuldner mit Goldstücken die Rechnung beglich. Praktisch begnügte man sich aber mit jedem anderen Geld, mit dem Papierschein oder mit der Überweisung auf das Bankkonto. Ließ sich doch vom Bankkonto, wenn es unbedingt gewünscht wurde, der zugewiesene Betrag in Goldstücken abheben.

So waren Gold und Geld unlösbar miteinander verkoppelt.

Und diese Verkoppelung bewirkte, daß der Begriff »Mark« in jeder Form vom gleichen Wert erfüllt war. Die Mark im Kasten daheim oder in der Brieftasche war die gleiche wie die Mark, die bei Banken und Sparkassen eingelegt war, oder die Mark, die als Hypothek auf einem Haus stand, oder die Mark, die der Kaufmann seinem Lieferanten schuldete und worüber er möglicherweise einen Wechsel ausgestellt hatte. Jede Erscheinungsform der Währung war ausgerichtet auf eine entsprechende Menge von Gold und der Wert des Goldes wiederum in einer Klammer festgehalten, da es zu den feststehenden Sätzen in jede beliebige Form von Geldvermögen umgewandelt werden konnte.

In fast jedem Lande der großen Welt arbeitet der Goldautomat in gleicher Weise. Das von der Reichsbank ausgegebene Goldstück konnte, nach England verbracht, die gleiche, genau abgezirkelte Kaufkraft entfalten wie in Frankreich oder Amerika. Selbst die Banknote hatte internationale Gültigkeit, nicht gerade im Reiseverkehr, aber doch bei Vorlage in einer Bank; denn sie war dem Gold gleichwertig. Vor allem aber ließen sich die Guthaben, die bei einer Bank standen, glatt und leicht von einem Land ins andere schieben; denn auch sie waren ja mit einer überall gleichen Wertzahl in Gold zu verrechnen.

Damit aber begann der goldene Automat in allen internationalen Beziehungen mit der technischen Präzision eines Wunderwerks zu arbeiten.

Man stellte sich vor, in einem Lande würden die Preise der Waren steigen. Die Folge mußte sein, daß der Exportkaufmann am Weltmarkt nicht mehr als geeigneter Wettbewerber gelten konnte. Seine Ware wurde zu teuer, die Ausfuhr des Landes wurde schwächer. Die Einfuhr ausländischer Güter aber steigt. Denn im Zeichen des Freihandels bemüht sich der Händler sofort, die billigeren ausländischen Erzeugnisse aufzukaufen. Er wird sie in seinem Heimatland bei der herrschenden Teuerung schnell los.

So entsteht eine Verschuldung an das Ausland. Um sie auszugleichen, wandert Gold über die Grenzen.

Im gleichen Augenblick aber wird — da alles Geld Gold und alles Gold Geld ist — das Geld knapp. Der Unternehmer erlangt

schwerer Kredit, muß ihn zumindest teurer, mit höheren Zinsen bezahlen. Das dämpft seine Lust, hohe Preise für die Ware zu fordern, erheblich. Um sich Geld zu beschaffen, schlägt er die Ware billiger los. Der allgemeine Preisspiegel des Landes sinkt wieder. Der Ausgleich der Preise ist durch den goldenen Automaten erreicht.

Umgekehrt soll das Gold bei Ermüdungserscheinungen der Wirtschaft belebend wirken. Wenn die Preise der Ware zu sinken beginnen, lohnt sich verstärkte Ausfuhr. Denn der Weltmarkt nimmt immer die Ware, die am billigsten ist. Es kommt Gold ins Land. Damit erweitert sich aber der Vorrat an Geld, das von seinen Besitzern notgedrungen zu billigeren Zinssätzen verliehen werden muß. Billiger Kredit regt die Unternehmungslust an. Es wird gebaut, es werden Maschinen bestellt; alle Hände regen sich doppelt, und das Gold hat neuen Aufschwung des Wirtschaftslebens bewirkt. Die Preise, die zuvor Hersteller und Händler kein rechtes Auskommen mehr ermöglichten, ziehen wieder an.

Das war die Theorie. Am besten vorexerziert in der Praxis hat sie aber weniger der normale Ablauf des internationalen Wirtschaftsverkehrs als der große kapitalistische Raubzug der amerikanischen Milliardäre. Was dem 19. Jahrhundert das Haus Rothschild gewesen ist, das wurde für das 20. Jahrhundert das Haus Morgan in New York. Beide gaben das beste Beispiel, wie wenig Sicherheit auch das Gold bietet, wenn an den Straßen, die es entlang ziehen muß, Wegelagerer auf Kosten der Allgemeinheit Raubzüge größten Stils unternehmen können.

John Pierpont Morgan wird von den Farmern des amerikanischen Westens der Höllenhund der Plutokratie genannt. Er jedenfalls hat den Mechanismus der Goldwährung besser begriffen als die vielen Volkswirtschaftler jener Zeit, die das hehre Ideal des Goldes predigten. Zusammen mit Rockefeller, den seine Frömmigkeit nicht gehindert hatte, durch Betrug und Ausbeutung der reichste Mann Amerikas zu werden, setzte Morgan im Jahre 1906 zu dem großen Raub des Goldes an. Diese beiden Reinerscheinungen des Kapitalismus hatten sich dahin verbündet, das Gold zu verknappen. Sie hatten ihre in die Hunderte

von Millionen gehenden Ausleihungen eingetrieben, hatten große Vermögenswerte zu Geld gemacht und in gewaltigen Beträgen Gold gehamstert.

Nun lief tatsächlich mit berechenbarer Sicherheit der Automat der Goldwährung ab. In Amerika fanden die Kaufleute nicht mehr genug Geld, um fällige Zahlungen zu begleichen. Kredit war nicht mehr erhältlich, weil die Banken nicht mehr genug Gold zur Deckung hatten. Die Zinsen schnellten in die Höhe, weil alle sich um das rar gewordene Geld stritten. Die hohen Zinssätze lockten aus Europa das Gold herbei. Durch die Abwanderung des Goldes kam es auch in den wichtigsten europäischen Ländern zur Geldverknappung, zur Verteuerung des Kredites, zu einer Lähmung des Wirtschaftslebens, zu einem Anschwellen der Arbeitslosenziffern. Allein in Berlin mußten wegen der Manöver der Gruppe Morgan-Rockefeller, die im fernen Amerika das Gold gehortet hatte, über 50000 Arbeiter feiern.

Der diabolische Kreis, der in kalter Berechnung von den kapitalistischen Mächten gezogen worden war, wurde enger und enger. Wertpapierbesitzer schlugen ihren Besitz an den Börsen zu jedem Preis los. Die Kurse stürzten. Die ängstlich werdenden Banken verlangten von ihren Kunden, denen sie Geld auf die Wertpapiere geliehen hatten, Nachschüsse. Die Zwangsverkäufe häuften sich. Die Börse von Wallstreet brach zusammen. Banken schlossen ihre Schalter, da sie dem Sturm der Einleger, die noch schnell ihre Guthaben in Gold umwandeln wollten, nicht mehr gewachsen waren. In Amerika sind damals ungezählte Unternehmer und Sparer zu Bettlern geworden. Aufs schwerste war das gesamte Wirtschaftsleben erschüttert.

Das Spiel mit der künstlichen Krise war um so toller, als die amerikanische Nation einen ganz ähnlichen Piratenzug schon einmal knapp vierzig Jahre vordem kennengelernt hatte. Die Geschichte von Jay Gould und Daniel Drew, die im Kampf mit Vanderbilt gefälschte Aktien zu Millionen verkauften und mit dem Erlös alles verfügbare Gold an sich brachten, war bekannt als eine »klassische Episode« des amerikanischen Geschäftslebens. Damals war der Begriff des »Schwarzen Freitags« auf-

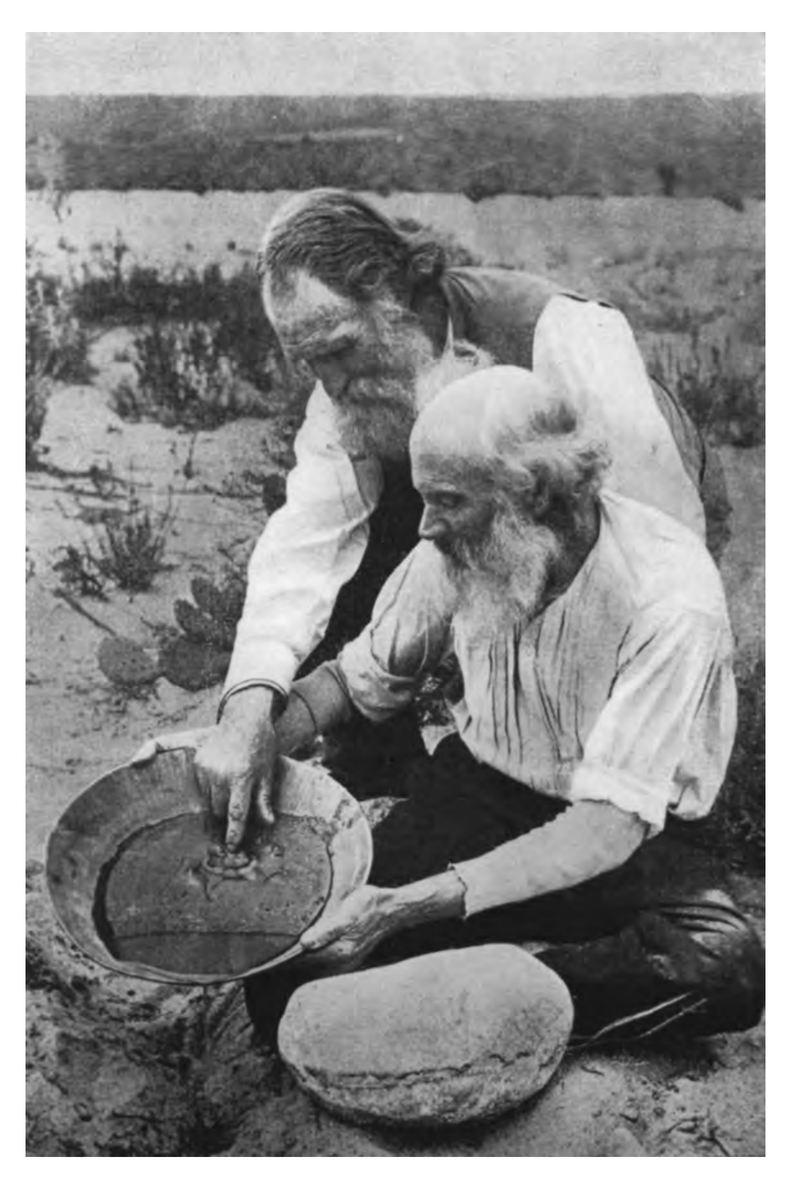
gekommen; am 24. September 1869 war im ganzen Land die Panik ausgebrochen, weil der hochgetriebene Preis des Goldes alles erschütterte, was mit Geld zu tun hatte. Zwar herrschte noch keine Goldwährung. Die Wirtschaft war jedoch schon eng mit dem Gold verbunden, namentlich im internationalen Handel. Im Kongreß wurde später festgestellt, die Verwüstung, die Gould und Drew mit dem Gold angestellt hatten, habe das Geschäftsleben des ganzen Landes für Wochen gelähmt und die Grundlagen der Geschäftsmoral erschüttert. Die Mitglieder der Hochfinanz bis hinauf in die höchsten Spitzen der Politik waren eben, wie ein Zeitgenosse meinte, »bedauerlich dickfellig in ihren sittlichen Begriffen«.

Im Jahre 1906 hatte sich aber offensichtlich die Dickfelligkeit in den sittlichen Begriffen noch keineswegs geändert. Jedenfalls haben Morgan und Rockefeiler, die bei der von ihnen heraufbeschworenen Geldkatastrophe die einzigen waren, die bares Gold besaßen, Hunderte von Millionen verdient. Bis auf 1 % für jeden Tag waren in Wallstreet die Zinssätze gestiegen, erreichten also den wahnsinnigen Satz von 365 % im Jahre.

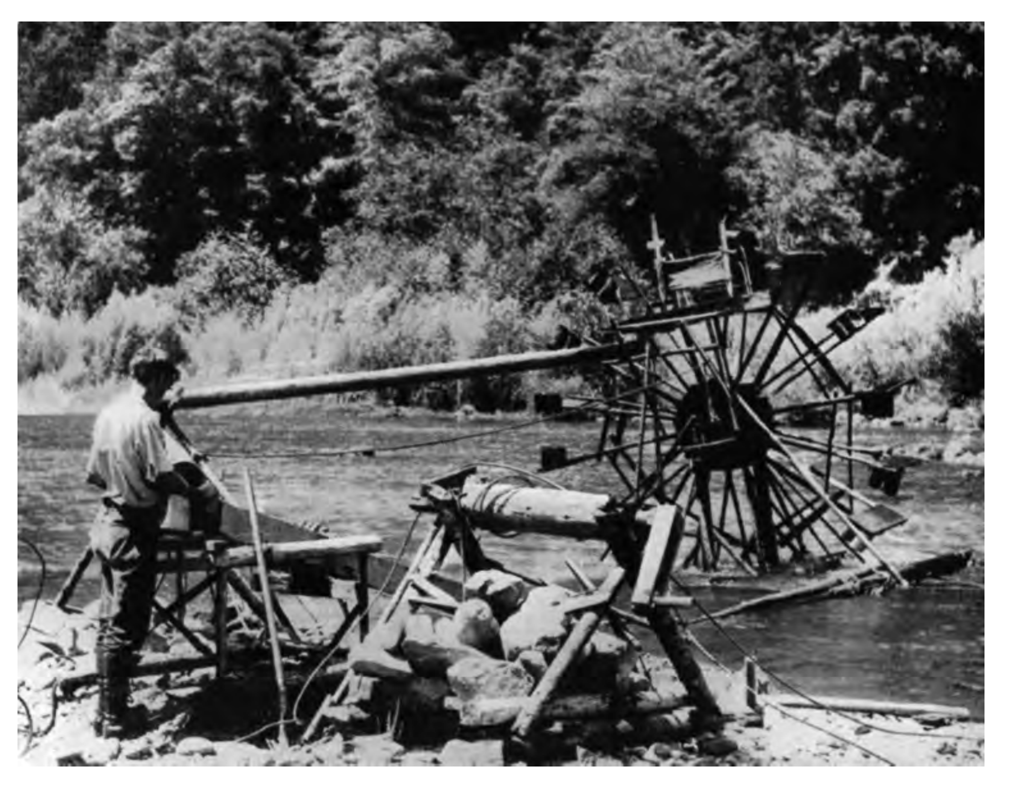
Ein amerikanischer Geschichtsschreiber gibt hierzu folgende Erzählung:

»Mein Vater mußte vor drei Uhr mittags 50000 Dollar haben, sonst war seine Firma verloren. Von keiner Bank konnte er auch nur einen Dollar erhalten, obwohl die von ihm gebotenen Sicherheiten vollkommen gesund waren. Als letztes Mittel wandte er sich mit einer Empfehlung an Mr. Morgan. Als ihn mein Vater beim Abschied nach einer Unterredung, die kaum zwei Minuten gedauert hatte, fragte, wie die Verzinsung sein sollte, antwortete Morgan, ohne von seinen Papieren aufzublicken, barsch: ‚6% — Morgan & Company rechnen niemals mehr als das.' Die Geste war die eines Monarchen, der einen Unschuldigen vom Tode begnadigt und zu anderen Dingen überging.«

Die anderen Dinge waren für Morgan Aufkauf der gesunkenen Aktien von Gesellschaften, die er seinem Trust unbedingt einverleiben wollte. Die Gruppe Morgan-Rockefeller hatte bei dem allgemeinen Bankrott der Wirtschaft nicht nur ihr Vermögen ungeheuerlich erhöht, sondern konnte sich obendrein



Gestalten einer verklingenden Romantik. Das Gold war ihr Schicksal, das sie ein Leben lang in die Einöde brennender Wüsten oder eisiger Steppen trieb. (Sammlung Seiler)



Auch in neuester Zeit lebt im amerikanischen Westen mitunter ein leichtes Goldfieber auf. Mit Waschmaschinen einfachster Bastelarbeit versuchen jugendliche Amateure, vom Wasser goldhaltigen Sand mit Erfolg ausspülen zu lassen.
(Weltbild)

als rettenden Engel hinstellen, der dem Land aus der Krise heraushalf.

Trotz solcher Zwischenspiele ließen sich nicht viele in ihrem Glauben an die Unfehlbarkeit der Goldwährung beirren. Die Verteidiger der Goldwährung hatten auch nicht ganz unrecht, wenn sie meinten, die Raubzüge skrupelloser Finanzleute seien noch kein Beweis gegen die Idee der goldenen Währung. Wegen eines Diebstahls auf einem Güterbahnhof brauche man noch nicht die ganze Eisenbahn zu verwerfen. Versagt habe nicht das System der Goldwährung, sondern die Staatsführung, die den Mißbrauch nicht verhindert habe. Gewiß ist hier überhaupt der Ausgangspunkt zur Beurteilung. Nur wollte man damals die weitere Folgerung noch nicht sehen, daß regelnde Staatsgewalt und freie Goldwährung sich gegenseitig ausschließen. Denn zwei Voraussetzungen sind unerläßlich, wenn der goldene Automat funktionieren soll.

Erstens muß in der Wirtschaft jeder Hersteller und jeder Händler seine Ware zu dem Preis verkaufen können, der ihm gerade gut dünkt. Wenn irgendein Machtwort die Preise bindet, geht das Spiel des Wirtschaftsausgleichs durch den Automaten der Goldwährung zu Ende. Schon bei dieser Vorbedingung läßt sich erkennen, wie zeitgebunden doch die Goldwährung gewesen ist. Denn der Kapitalismus hat sehr bald begonnen, sich selbst seiner Freiheit zu berauben. Auf wichtigen Gebieten entstanden Kartelle, die eine Diktatur über die Preise ausübten.

Zweitens mußte auch der Handel beliebig über die Grenzen gehen können. Nur solange nicht hohe Zölle die heimischen Erzeuger schützen, solange nicht vom Staat Verbote der Einfuhr oder Ausfuhr erlassen werden, kann der Weltmarkt Schiedsrichter über den Außenhandel bleiben und die Bilanz so beeinflussen, daß Gold nach dieser oder jener Seite über die Grenze zieht und damit den Mechanismus der Goldwährung einschaltet.

Höhepunkt und Zusammenbruch

Nur wenige Generationen haben die Bedingungen erfüllt, unter denen der einfache, aber sehr empfindliche Automat der

Goldwährung überhaupt arbeiten kann. Es waren die Generationen der unbeschränkten Herrschaft des internationalen Kapitalismus, der seinen treffendsten Ausdruck in den Bankpalästen mit ihren Marmorsäulen, Edelhölzern und unterirdischen Stahltresoren gefunden hat. Erst jetzt war in Wirklichkeit der Traum des Kopernikus, der in seiner Schrift vom Jahre 1543 über die Bewegung der Himmelskörper eine Weltmünze erstrebte, erfüllt, und zwar in einer Weise, die noch einmal den primitiven Glauben der Frühzeit an den Selbstwert, ja fast an die Beseeltheit des Goldes verband mit scharfsinnigen Überlegungen über seinen rechnerischen Wert. Jetzt erst saß das Gold endgültig auf doppelten Thronen: einmal als Verkörperung eines international begehrten und gesetzlich sanktionierten Gutes und damit als Tauschmittel und weiterhin als international mit genauen Zahlen eingekreistes Wertobjekt und damit als Wertmesser.

Wieviel goldenes Geld hat es damals, auf dem Höhepunkt des kapitalistischen Getriebes der Welt, gegeben?

In Europa waren vor Ausbruch des Weltkrieges rund zehn Milliarden Mark Goldmünzen im Umlauf. Am dichtesten waren sie in Frankreich gesät, wo sie über 3000 Millionen Mark ausmachten. Innerhalb des Deutschen Reiches lagen in den Taschen des Volkes und in den Kassen der Wirtschaft 2750 Millionen. Englands Umlauf betrug rund 2500 Millionen. Die Goldmünzen in den Vereinigten Staaten von Amerika waren auf über 2500 Millionen Mark zu schätzen.

In der ganzen Welt mag es Goldstücke im Werte von 17 Milliarden Mark gegeben haben.

Neben diesen im Verkehr befindlichen Goldstücken waren aber die Schätze von entscheidender Bedeutung, die in den Tresoren der Staatsbanken ruhten und das ausgegebene Papiergeld decken sollten. Bei der Reichsbank in Deutschland lagen über 1430 Millionen Mark, in England 2370 Millionen, in Frankreich 2850 Millionen. Die Zentralbanken der Vereinigten Staaten besaßen 5370 Millionen, also mehr als das Doppelte der umlaufenden amerikanischen Münzen.

Faßt man das goldene Geld der Welt um 1913 — umlaufende

Münzen und die Vorräte der Notenbanken — zusammen, so ergibt sich die beträchtliche Summe von 41267 Millionen Mark. Sie verteilte sich mit 24279 Millionen auf Europa, mit 7937 Millionen auf die Vereinigten Staaten und mit 9151 Millionen auf die sonstigen Gebiete.

Die zwei Milliarden Menschen, die nun den Erdball bevölkerten, hatten sich die Natur unterworfen. Ihre Techniker und Chemiker haben die Lebensräume mit einer erstaunlichen Wohnlichkeit ausgestattet; ihre Organisatoren haben für Menschen und Güter gesicherte Bahnen geschaffen; ihre Wirtschaftler haben vermocht, daß alle Erdteile in fast reibungslosem Zusammenspiel alle Waren miteinander austauschen konnten.

Das war zweifellos etwas Großes, nie Erreichtes und — wie die Nachkriegszeit gezeigt hat — schwer wieder Erreichbares. Eine der Wurzeln dieses über alle früheren Maße hinausgewachsenen Lebensbaumes der Völker war schon angedeutet: der Kreditverkehr, der die Kraft der Nationen jedem beliebigen Unternehmen zuführen konnte.

Natürlich hätten die 41 Goldmilliarden nie ausgereicht, alle Unternehmer auf der Welt, die auf der Jagd nach Kredit waren, mit dem sie ihre Arbeit finanzieren wollten, mit Geld zu versorgen. Gehört es doch gerade zu den Kennzeichen des kapitalistischen Zeitalters, daß alle Vermögenswerte zu Geld gemacht werden sollten, wenn nicht durch Verkauf so doch durch Beleihung. Wenn auf jedem Grundstück, auf allen Rohstoffen oder Waren eine Hypothek oder ein Darlehn lag, mit dem weitergearbeitet werden sollte, so mußte das Hunderte und Tausende von Milliarden erfordern — Summen, die sich durch Gold niemals hätten darstellen lassen.

Somit war es wieder das Papiergeld, das neue Bedeutung gewann. Seltsamerweise hat gerade die Epoche der allein als gesetzliches Zahlungsmittel geltenden Goldmünze die moderne Banknote begründet. Gewiß war ein Papierschein, der das Versprechen der Staatsbank enthielt, ihn auf Verlangen in Gold einzulösen, seinem Besitzer genau so lieb wie das Gold selbst. Er war ihm in mancher Hinsicht sogar noch angenehmer; denn ein Tausendmarkschein trägt sich leichter als hundert Goldstücke.

Als die Reichsbank, die zunächst nur Tausendmarkscheine gedruckt hatte, dazu überging, auch kleineres Geld, zum Beispiel Zwanzigmarkscheine, in den Verkehr zu bringen, flossen die Goldstücke in reichem Maße in die Kassen der Bank zurück; das Publikum begnügte sich mit dem Papier und stieß die Goldstücke ab.

Man konnte also unbedenklich dazu übergehen, mehr Banknoten auszugeben, als Gold im Keller lag. Die Bankpräsidenten sagten sich, es werde niemals allen Leuten gleichzeitig einfallen, die Noten umzutauschen. Es genüge daher im Tresor eine kleinere Goldmenge, die für alle Fälle bereit gehalten werden müsse. In der Regel wurden doppelt soviel Banknoten ausgegeben, wie Goldstücke hätten ausgehändigt werden können. Daß hierin bei skrupellosem Verhalten eine Gefahr für die Allgemeinheit lag, zeigten dann freilich die amerikanischen Skandalgeschichten, über die man jedoch schnell wieder zur Tagesordnung übergegangen war.

Doch auch diese Vermehrung des Geldes hätte nicht ausgereicht, wenn nicht inzwischen der bargeldlose Verkehr langsam, aber mit großer Stetigkeit seine Herrschaft angetreten hätte. Wenn der Goldgräber vom Notendrucker in der Herstellung des Geldes abgelöst worden ist, so ist der Drucker bald überflügelt worden vom Buchhalter der großen Banken. Die Guthaben, die in den Büchern von einem Konto auf das andere wandern, sind seit der Zeit unserer Großväter das ausschlaggebende Geld der Welt, das Buchgeld oder, weil es im Kreis der Bankkunden wandert, das Giralgeld.

Über allem aber thronte das Gold als letzter Wert. Der Glaube an das Gold hatte sich noch übersteigert zu dem Glauben, die übrigen Geldarten, das Papiergeld sowohl wie das Giralgeld, seien letzten Endes auch aus Gold, weil sie theoretisch jederzeit in Gold umgewandelt werden könnten.

Über allem thronte das Gold auch als Wertmesser. Das Silber war verloren. Es hatte seinen Nimbus als wertbeständiges Metall endgültig eingebüßt. Das Gold aber leuchtete um so mehr als das gleichbleibende Maß aller Dinge. Doch auch dieser Glaube war trügerisch. In den letzten Jahrzehnten vor dem

Weltkrieg ist die Lebenshaltung überall bedenklich teuer geworden. Für die wichtigsten Lebensgüter sind in den vier Jahrzehnten vor dem Kriege die Preise um 40 % gestiegen. Die Goldwährung hat zweifellos nicht erreicht, daß sich das Volk stets die gleiche Ware zu gleichen Preisen kaufen konnte. Sie hat namentlich die zähe Teuerung der Lebensmittel nicht verhindert. Mit anderen Worten: Das Gold hatte sich entwertet.

Trotz allem: Der Handel der Welt blühte. Der Außenhandel erreichte im Jahr vor dem Weltkrieg den gewaltigen Betrag von 160 Milliarden Mark. Aus allen Teilen der Welt strömten Rohstoffe, Lebensmittel und Kostbarkeiten nach Europa. Europa wiederum versorgte die übrigen Kontinente mit den Erzeugnissen seiner Fabriken und lieferte das Material zum Aufbau von Werkstätten, Eisenbahnen, ja des gesamten technischen Betriebes.

War im Zeitalter der Entdecker und Eroberer die Sehnsucht nach der Ferne wichtige geistige Gestaltungskraft, so war die Menschheit der Vorkriegszeit erfüllt von der Beherrschung der Weite. Sie baute in allen Erdteilen. Sie war bestrebt, alle Zonen zu einem bewohnbaren Lebensraum auszugestalten, wenn auch dabei unendlich viele zugrunde gehen mußten, die dem Wettbewerb aller gegen alle nicht gewachsen waren. Noch gab es keine Schranken. Jeder konnte sein Geld an einem beliebigen Ort des Erdballs anlegen, in Wolle in Australien oder im Eisenbahnbau Rußlands, an der Londoner Börse in Minenaktien, in einem Stahlwerk der Ruhrindustrie oder in einem Eckhaus der jäh aufschießenden Vororte Berlins, in Missionsreisen in China oder in einem Kunstwerk, ausgegraben aus dem Boden der Antike.

Das Geld war freizügig. Seine Anklammerung an das Gold, das trotz der säkularen Entwertung immerhin als das Beständigste gelten konnte, was sich im Zeitalter des freien Spiels der Kräfte denken ließ, ermöglichte Pläne auf lange Sicht. Der Kreditapparat der Banken sorgte dafür, daß die Weltwirtschaft bei ihrer Finanzierung kaum andere Risiken zu befürchten brauchte, als sie mit der Tätigkeit des Unternehmers ohnehin verbunden sind.

Das war — wirtschaftlich gesehen — gewiß befriedigend. Jene Generationen haben es immerhin erreicht, eine doppelte Zahl von Menschen auf der Welt, zwei Milliarden um 1913, gegen nur eine Milliarde um 1800, zu ernähren, zu bekleiden und ihr gleichzeitig die Errungenschaften der Technik, wie Eisenbahnen, Straßen, moderne Häuser, Beleuchtung, schnellste Nachrichtenübermittlung, zu sichern.

Freilich wäre es falsch, diesen Aufschwung nun der Goldwährung zuzuschreiben. Im Gegenteil, der goldene Automat konnte nur arbeiten, weil die Welt in einer wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung stand und weil die Wirtschaft der wichtigsten Nationen einigermaßen ausgeglichen war. Er konnte arbeiten, weil diese Staaten am Weltmarkt eine annähernd gleiche Rolle spielten, weil ihre handelspolitischen Interessen sich einigermaßen ergänzten. Infolgedessen brauchte es nicht zu Störungen im goldenen Rechnungswesen zu kommen.

Wehe aber, wenn das wirtschaftspolitische Gleichgewicht der Welt einmal gestört werden würde. Das Gold war geeignet, kleine Unstimmigkeiten beiseitezuräumen. Ob aber das gehortete Gold auch in anhaltenden Notzeiten ausreichen würde, war eine zunächst nicht beantwortbare Frage.

Als sich ein paar Jahre vor dem Weltkrieg der politische Horizont verfinsterte und die internationale Diplomatie in verfänglichen Eifer geriet, begann in der Wirtschaft schon der Kampf gegen politische Sorgen. Die Stimmung schwankte zwischen der Befürchtung schlimmster kriegerischer Verwicklungen und der Hoffnung auf Durchhalten des Friedens, um schließlich aber in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen jede neue Färbung des politischen Weltbildes zu geraten. Die Balkanwirren von 1912 und 1913 ließen die Zuversicht in das ausgleichende Spiel des Goldes sogar noch stärker werden. Der verwüstete Balkan brauchte Geld. Die Hochfinanz sprang mit schnellen Anleihen ein. Der goldene Apparat arbeitete sich durch die politischen Wirrnisse, die noch auf kleinen Raum begrenzt blieben, glänzend hindurch. Freilich war das Geld teuer geworden. Alle Staatsbanken nahmen überhöhte Zinssätze für die Kredite, die die Wirtschaft begehrte. Das lag ja auch im Sinne der automatischen Goldwäh-

rung, die bei Schwierigkeiten in der Wirtschaft die »Diskontschraube« anzuziehen befahl, um durch die Verteuerung und Verknappung des Kredits überall zur Vorsicht zu mahnen.

Und im August 1914 kam dann die Katastrophe, die das Ende einer ganzen Welt gebracht hat: jener Weöt des unbekümmerten Dahintreibens auf allen Gebieten und besonders auf dem der Wirtschaft.

Der Zusammenbruch der Goldwährung ist nicht eigentlich die Folge des Weltkrieges. Die Goldwährung hätte vielleicht selbst einen so langen, fast alle Länder der Erde in Mitleidenschaft ziehenden, einen so verelendenden Krieg überstanden, wie denn auch ein paar kurze Jahre nach dem Krieg noch einmal ein hektisches Aufflackern der Goldwährung brachten. Der Zusammenbruch, der sich dann doch nicht mehr vermeiden ließ, ist erfolgt durch die Verschiebung des weltwirtschaftlichen Gleichgewichts, die durch das Friedensdiktat von Versailles heraufbeschworen war.

Der Kapitalismus, der unsichtbar den Vertrag von Versailles mit unterschrieben hat, hat damit in unfaßbarer Kurzsichtigkeit eine seiner wichtigsten technischen Grundlagen selber zerstört. Er hat mit dem Versailler Diktat die Welt in einen ewigen Wirtschaftskrieg hineingetrieben, durch den die Goldwährung und schließlich das Gold selbst problematisch geworden sind.

ZWISCHENSPIEL DER NACHKRIEGSJAHRE

Zusammengebrochen war mit dem Weltkrieg die Idee der freien, jedermann zugänglichen Weltwirtschaft. Sie war aufgebaut gewesen auf dem ewigen Weltfrieden und der freundschaftlichen Gesinnung aller gegen alle, die nur ein Kampfmittel gekannt hatten, nämlich das Gold als Waffe aller gegen alle.

Das Gold war zweifellos das Mittel zur Niederkämpfung des Wettbewerbers, zur Beschlagnahme lebenswichtiger Gebiete der Wirtschaft. Aber es war doch auch ein Mittel der Zusammenarbeit im wirtschaftlichen Geschehen, des friedlichen Warenaustausches, das immer wieder das ewige Spiel der Wirtschaftskräfte begleitet hatte.

Nun war dieses Spiel unterbrochen. Die Welt hatte sich verkrampft, in ein paar große Interessengruppen gespalten, die eine einheitliche Wirtschaftsausübung auf dem Erdball nicht mehr zuließen.

Deutlich zeichnen sich die Linien dieser Aufspaltung am Gold ab. Denn fortan tritt an die Stelle der Freizügigkeit mit ihrer einheitlichen, ja automatischen Regelung des internationalen Wirtschaftslebens durch das Gold die künstliche Grenze. Das Schicksal der Nachkriegsjahre gestaltet sich aus der Aufteilung der Weltwirtschaftsmächte in drei sich nur noch widerwillig überschneidende Kreise. Im Osten liegt das Deutsche Reich, nicht nur seines Goldes, nicht nur seiner Auslandsguthaben von 20 Milliarden Mark, sondern überhaupt seiner internationalen Kraft beraubt. Im Westen liegen die Vereinigten Staaten von Amerika, die Kriegsgewinnler des Goldes. Dazwischen stehen das Britische Empire und Frankreich, beide bemüht, Deutschland niemals wieder an der Gemeinschaft einer Weltwirtschaft teilnehmen zu lassen. Ist es doch bezeichnend, daß ein englischer Kapitän einem deutschen Dampfer, der erstmals in der Nachkriegszeit wieder auf der Fahrt nach Afrika war, zufunken ließ: »Dann ist ja der ganze Weltkrieg umsonst gewesen.«

Die Grenzen waren gezogen, und das Gold sollte sie nicht mehr in seiner alten Wirksamkeit überschreiten können, wenn auch die Nachkriegsjahre eine Renaissance der Goldwährung zu bringen schienen.

Wieder in goldenen Ketten

In unerhörte Armut war durch den Weltkrieg Deutschland zurückgefallen. In den vier Jahren eines tragischen Raubbaus waren die wirtschaftlichen Grundlagen erschüttert. Die Mittelmächte, von der volksmordenden Blockade ausgehungert, hatten keine Lebensmittel, keine Rohstoffe mehr. Ihre Fabriken, vier Jahre lang fast ohne Erneuerung in gewaltigem Tempo für den Krieg beschäftigt gewesen, waren in einen trostlosen Zustand geraten, ihre Organisation durch die Selbstzerfleischung der marxistischen Revolution verfallen.

Noch hätte eine Besinnung bei den Ententemächten, denen der Sieg durch die Aushöhlung der deutschen Heimatfront zugefallen war, die schlimmsten Folgen des Zusammenbruchs verhindern können. Deutschland und vielleicht auch manche anderen an menschlichen Idealismus glaubenden Kreise hatten mit aller Zuversicht der Landung des wie ein Weltheiland gefeierten amerikanischen Präsidenten in Bordeaux entgegengesehen. In die Hand dieses Woodrow Wilson war die künftige Gestaltung der Welt gelegt. Eine Aufgabe von einem Ausmaß und einer schicksalhaften Bedeutung, wie sie in der Weltgeschichte selten einem Menschen zufällt. Aber zu den Friedensberatungen in Paris war nicht der Weltheiland erschienen, sondern der Repräsentant des internationalen Goldkapitalismus. Wilson, ein unfähiger Kopf von durch nichts berechtigter Überheblichkeit, der weder die volklichen noch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Europas auch nur von weitem kannte, ließ sehr schnell sein Evangelium der Weltgerechtigkeit fallen. Er war gänzlich in die Abhängigkeit der rachsüchtigen und beutegierigen Politiker Englands und Frankreichs geraten. Er ließ einen Raubzug der feindlichen Mächte im mitteleuropäischen Raum zu, der die wirtschaftliche Katastrophe immer weiter treiben mußte.

Dem deutschen Volk wurden die ungeheuerlichsten Tribute in Gütern und in Gold auferlegt. Der Siegesrausch der Westmächte ging über in eine kapitalistische Ausbeutung. Damit aber mußte auf die Dauer auch die Idee der Goldwährung zusammenbrechen. Denn die Goldwährung konnte nur mit Erfolg arbei-

ten, wenn sich alle wirtschaftlichen Vorgänge in voller Freiheit abspielten.

Natürlich hatte schon der Krieg selbst dem Gold die erste große Schlappe gebracht. In den kriegführenden Ländern mußte die Staatsführung darauf sehen, den Goldbesitz der Bevölkerung in die Hand zu bekommen, um mit dieser internationalen Kaufkraft die Beschaffung von Lebensmitteln und Rohstoffen aus anderen Gebieten finanzieren zu können. Fast überall war daher im Kriege der entscheidende Schritt getan, der die Goldwährung praktisch aufhob. Die Pflicht, die Banknoten in Gold einzulösen, wurde beseitigt. Goldmünzen kamen natürlich nicht mehr neu in Umlauf. Die Besitzer von Gold wurden aufgefordert, ihre Schätze abzuliefern: »Gold gab ich für Eisen!«

Nach dem Krieg ließ die Katastrophe der Inflation zunächst einmal überhaupt alle Geldbegriffe nebelhaft verschwimmen. Das verarmte Deutschland trieb dem tödlichen Zahlenrausch der Milliarden und Billionen der Papiermark entgegen.

Alle wirklichen Werte hatte der Krieg aufgezehrt. Die Lager waren entleert, Rohstoffe nicht mehr vorhanden. Während das Volk hungerte und darbte, war Geld im Überfluß vorhanden. Händler und Fabrikanten hatten gegen Geld ausverkauft. Der Staat hatte ja jeden Preis gezahlt, den die Kriegslieferanten forderten. Er hatte sich von den kapitalistischen Kreisen einschüchtern lassen und wagte nicht, der Wirtschaft Opfer aufzuerlegen, wie sie vom Frontsoldaten jederzeit erwartet wurden. 150 Milliarden Mark hatte die Kriegführung gekostet. Statt aber durch Besteuerung der Kriegsgewinnler das Geld wieder hereinzubringen, war der Krieg fast ausschließlich durch Kriegsanleihen und sonstige Kreditaufnahmen finanziert worden. Kaum 9 Milliarden Mark waren es, die durch zusätzliche Steuern in den vier Kriegsjahren gedeckt wurden, ein Betrag, der knapp ausreichte, die Zinsen der Kriegsanleihen wettzumachen. Als der Krieg zu Ende war, lagen die Geldscheine in dicken Bündeln in den Brieftaschen der Großverdiener. Auf 30 Milliarden Mark war der Umlauf an Papiergeld gestiegen, für die man sich noch dazu in einem durch Gebietsraub verkleinerten Land verzweifelt nach einer Deckung umsah.

In diesem Augenblick hätte eine entschlossene Regierung für gerechte Besteuerung sorgen und das Währungssystem so umbauen müssen, daß es bei der Unmöglichkeit, vorerst wieder einen goldenen Hintergrund zu schaffen, nicht mehr vom Gold abhängig war. Daran dachte aber niemand. Es hätte sich wohl auch bei der damaligen politischen Ohnmächtigkeit nicht durchführen lassen. Unerträglich mußten so die Reparationen lasten, die in Gold zu zahlen waren. Auf den unvorstellbaren Betrag von 132 Milliarden Mark war der Tribut festgesetzt, in jährlichen Raten von zwei und mehr Milliarden zahlbar. Und sie sind gezahlt worden, bis in der großen Wirtschaftskrise 1932 die Konferenz von Lausanne die Reparationen beseitigte, weil es überhaupt nicht mehr anders ging.

Die Reparationen bedeuteten entweder Abtransport von Gold oder aber den Zwang, jährlich für mindestens zwei Milliarden Mark zusätzlich deutsche Erzeugnisse ins Ausland zu verkaufen. Beides war nicht möglich. Gold war nicht mehr vorhanden, und der Weltmarkt wollte deutsche Ware nicht mehr aufnehmen.

In der letzten Stunde der Inflation, des Todeskampfes der deutschen Wirtschaft, erstand die Rentenmark. Sie brachte die Rettung und zog gleichzeitig die argwöhnischen Kapitalmächte auf den Plan, nicht etwa, weil sie endlich die Stabilität des Geldes brachte, sondern weil sie dieses Kunststück ohne das Gold versucht hatte. »Die europäischen Länder werden die Kunst lernen, auch ohne ausgleichende Golddeckung ihr wirtschaftliches Gleichgewicht zu halten. Dann könnten sie das gelbe Metall, wenn es ihnen einmal angeboten wird, einfach ablehnen. Dann wird alles Gold, das man jetzt so ängstlich thesauriert, einen großen Teil seines Wertes dauernd verloren haben, weil die Welt gelernt hat, einen der Hauptverwendungszwecke auszuschalten.« Das schrieb der Gouverneur der Bank von England, Sir Josiah Stamp.

Dieser ängstliche Ruf der Goldbesitzer, denen nichts größeren Schrecken einflößt als die Möglichkeit, Geld ohne Gold stabil zu halten, könnte genau so im Jahre 1940 aus Amerika zu hören sein. Damals schrieb man aber erst 1924, das Jahr, das auf die Beendigung der Inflation gefolgt war.

Deutschland mußte zur Goldwährung zurückgerufen werden. Sie kam von Gnaden des Dawes-Ausschusses, der der deutschen Regierung für 800 Millionen Mark Gold beschaffte, natürlich nur leihweise und zu hohen Zinsen.

Dawes war Teilhaber des größten Bankhauses der Welt, der Firma Morgan. John Pierpont Morgan — aber nicht mehr der gleiche John Pierpont der goldenen Machtkämpfe vor dem Weltkrieg, sondern sein Sohn, der 1913 den Millionär-Vater beerbt hatte —, Freund der Entente und hartnäckigster Vorkämpfer des goldenen Kapitalismus, hatte sich beeilt, die Anleihe zu vermitteln. Neues Gold kam in die Keller der Reichsbank.

Die Reichsmark war wieder von einer goldenen Gloriole umgeben. Daß der Strahlenglanz des neuen Geldes nur ausgeliehen war, störte zunächst nicht weiter. Die meisten deutschen Wirtschaftler, Theoretiker und Praktiker, hielten ihn für unerläßlich und hatten längst vergessen, daß schon im Weltkrieg Ketzer der Goldwährung dargelegt hatten, klug sei derjenige, der den Goldwahn der anderen ausnütze. Gold müsse nur als Exportware angesehen werden. Es könne ruhig ausverkauft werden, solange das Ausland es auf Grund einseitiger ökonomischer Theorien abnimmt. Derjenige gewönne, der Gold verliert. Denn er bekommt nützliche Güter, während der im Goldwahn Befangene schließlich nur ein nutzloses Metall erhält. Schon war prophezeit worden, daß sich die Demonetisierung des Goldes allmählich wie beim Silber mit zunehmender Einsicht in das Geldwesen von selbst vollziehen werde.

Aber das ohnmächtige Deutschland stand ganz unter dem Einfluß der westlichen Kapitalmächte. Im Westen war das Gold aufgehäuft. Dort hatte man alles Interesse daran, daß kein Volk aus der goldenen Hürde ausbrach und damit vielleicht das ganze System, auf dem sich die Hochfinanz aufbaute, hohl werden könnte. Bei der internationalen Verfilzung der mit jüdischem Geist durchsetzten Banken wurde nun jede Anleihe, die aus Amerika kam, frohlockend begrüßt. Reich, Länder, Gemeinden, Industriekapitäne — sie alle nahmen amerikanisches Gold und verpfändeten unbedenklich die künftigen Steuereingänge, Eisenbahnen, Fabriken. Sie merkten kaum, wie glücklich die Gold-

besitzer in der Welt waren, endlich wieder etwas Gold loszuwerden, das sonst nutzlos in den Stahlkammern lag, und sogar noch hohe Zinsen dafür zu bekommen. Und das Gold kam ja durch die Reparationen, die an Frankreich und England gezahlt werden mußten, ohnehin auf schnellstem Wege zurück. Was blieb, war also nur die Zinslast, die das deutsche Volk auf sich nehmen mußte.

Das tote Metall war also noch einmal recht lebendig geworden. In fast allen Ländern herrschte nun die Goldwährung. 80 Staaten von den 84 Ländern, die am Welthandel beteiligt waren, hatten ihre Währung mit dem Gold verkoppelt. Rein äußerlich betrachtet, war um 1929 der Siegeszug des Goldes vollständig; die Goldwährung hatte den ganzen Erdball erobert.

Sie hielt fürs erste die Währungssysteme der Nachkriegszeit in Reih und Glied. Gab es doch nunmehr 22 verschiedene Währungssysteme allein in Europa, da zu den 9 Systemen der Vorkriegszeit — deutsche Reichsmark, britischer Sterling, Franken der romanischen Länder, holländischer Gulden, skandinavische Kronen, österreichische Krone, russischer Rubel, türkisches Pfund, portugiesischer Eskudo — die Währungen der neuen, namentlich aus dem Gebiet der Mittelmächte herausgebrochenen Länder hinzugekommen waren.

Goldstücke gab es freilich nicht mehr wieder. Die Goldmünze ist seit dem Weltkrieg verschwunden. Die heutige Generation hat kein Goldstück mehr zu sehen bekommen. Die goldene Münze, die seit den Zeiten der »Warnenden Juno« durch alle Länder und Jahrhunderte gegangen war, an die zu allen Zeiten Menschen ihr Lebensglück glaubten hängen zu müssen, war für ewig verloren. Nur in den Vereinigten Staaten von Amerika blieb noch eine Zeitlang goldenes Geld unter den Leuten; doch es waren nicht mehr entscheidende Mengen.

Das Gold war den Augen der Menschen verborgen. Es lag im unterirdischen Gewahrsam der Banken und »deckte« die Banknoten. Im Jahre 1925 besaß in Deutschland die Reichsbank 1200 Millionen Mark Gold, allerdings nur geliehenes. Die Bank von England hatte 3000 Millionen Mark, die Bank von Frankreich ebensoviel.

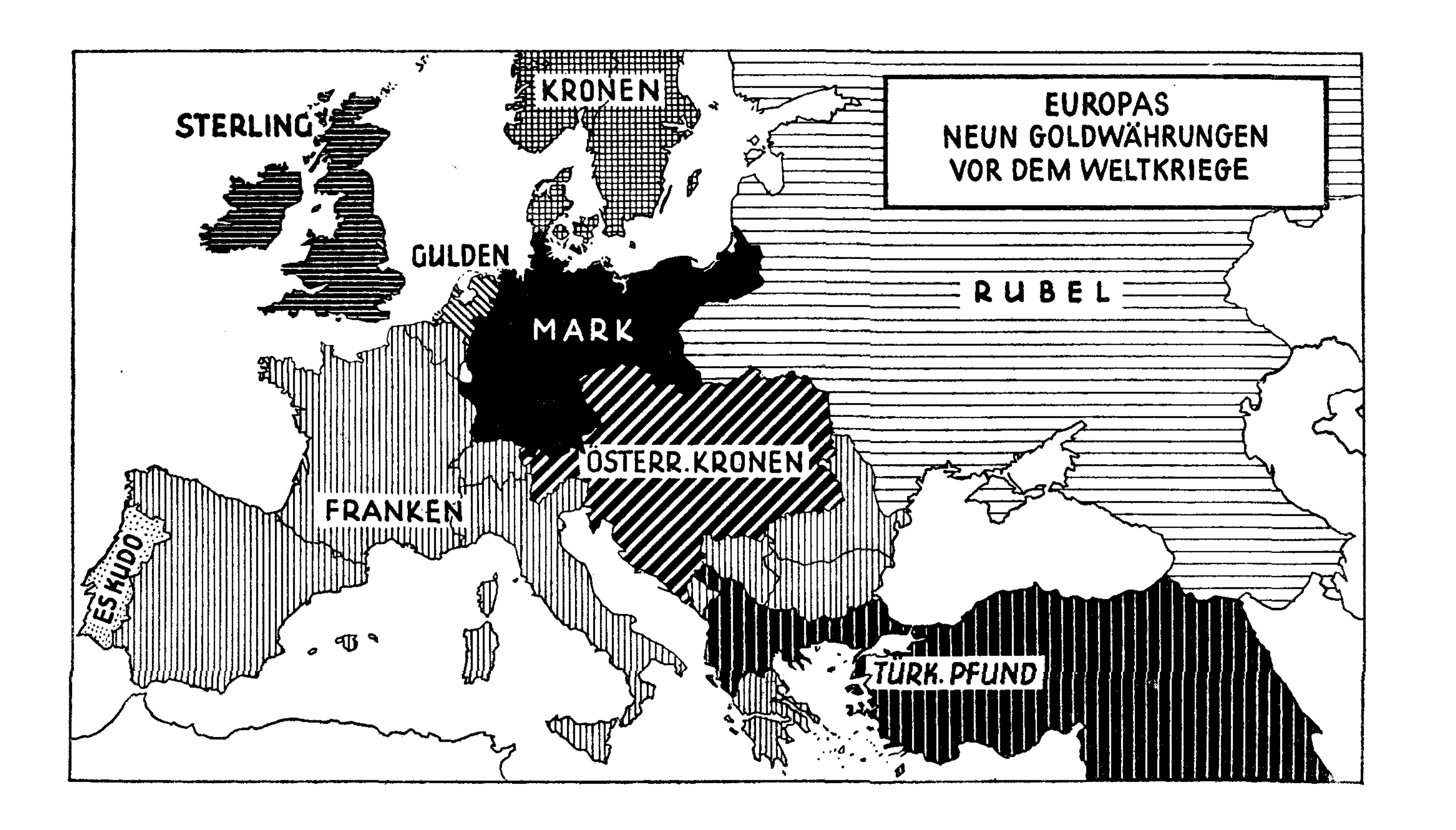
Gegliedert nach der politischen Aufspaltung der Wirtschaftsmächte, ergab sich: Mitteleuropa hatte für 2000 Millionen Mark Gold, Neutraleuropa für 4000 Millionen, Entente-Europa für über 7000 Millionen, zusammen also über 13 Milliarden Mark. In den Vereinigten Staaten stellte sich der Goldschatz auf mehr als 18 Milliarden Mark.

So hatte sich die Verteilung des Edelmetalls zwischen Europa und Amerika bereits bedenklich verschoben. Die amerikanischen Kriegslieferungen hatten den Goldstrom in breiten Bächen vom alten nach dem neuen Kontinent geleitet.

Für die deutsche Regierung war die Dawes-Anleihe natürlich nur ein Tropfen auf den allzu heißen Stein gewesen. Von Jahr zu Jahr war es schwieriger geworden, die Reparationen in Gold oder Devisen aufzubringen. Selbst den hartnäckigen Ausbeutern der Entente blieb nichts anderes übrig, als abermals eine Pause in dem laufenden Aderlaß der Reparationen zu gewähren. Wieder gab es eine Anleihe für die tributpflichtige deutsche Regierung, damit das alte Spiel der goldenen Abzahlungen überhaupt fortgesetzt werden konnte.

Diesmal kam ein anderer Partner des Hauses Morgan, Owen D. Young, nach Europa, und im Haag wurde 1929 der Young-Plan unterschrieben, der die Jahreszahlungen neu festsetzte, eine neue Anleihe brachte, damit Deutschland noch einmal über den toten Punkt hinwegkommen könne. Gleichzeitig enthielt er jedoch auch die feierliche Verpflichtung Deutschlands, die Reichsmark werde unter allen Umständen an das Gold gebunden bleiben.

So war Deutschland vollends an die goldene Kette gelegt. Als Wache für die Einhaltung der finanziellen Verpflichtungen war schon früher Parker Gilbert — auch er ein Morgan-Partner — in die Reichsbank entsandt worden. Jetzt sollte auch eine neue internationale Bank dafür sorgen, daß nirgendwo die goldenen Ketten gesprengt würden. Die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich, bald als Reparationsbank bezeichnet, wurde errichtet, eigens mit der Aufgabe, die Innehaltung der Goldwährung in Deutschland und anderen mitteleuropäischen Ländern zu kontrollieren.


EUROPAS
NEUN GOLDWÄHRUNGEN
VOR DEM WELTKRIEGE
STERLING
KRONEN
GULDEN
RUBEL
MARK
ÖSTERR. KRONEN
FRANKEN
ESKUDO
TÜRK. PFUND

Recht bezeichnend für die tiefe Bedeutung, die die internationale Hochfinanz der Bindung der Welt an das Gold beimaß, ist ein kleiner Nebenumstand aus der Zeit dieser Gründung. Sitz der Reparationsbank wurde Basel, was der auf Fremdenverkehr eingestellten Stadt recht vorteilhaft erschien. Als Dank wurde aber von der Schweizer Regierung verlangt, sie müsse stets der Goldwährung treu bleiben.

Die Goldwährung sollte herrschen; aber das Gold reichte in den verarmten Ländern niemals aus. Wenn auch wirklich die ganze Welt noch einmal in das System der Goldwährung verflochten war, war es doch nur ein Torso. Die goldenen Münzen waren ja verschwunden, die Einlösungspflicht für das Papiergeld aufgehoben. Von der goldenen Frucht war nur noch ein Kern wirklich aus dem kostbaren Stoff: der verhältnismäßig kleine Metallschatz in den Staatsbanken. Die Goldwährung war zur Goldkernwährung geworden.

Es war längst nicht mehr so, daß für jeden Papierschein, den irgend jemand in seiner Tasche trug, tatsächlich ein genau entsprechendes Goldklümpchen in der Reichsbank lag. Doch bestand noch die gesetzliche Vorschrift, daß für jede Reichsbanknote wenigstens ein Teil ihres Wertes in Edelmetall vorhanden sein mußte. Die Note sollte nach dem Gesetz zum mindesten zu 40 % durch Gold gedeckt sein.

Damit war die Ausgabe von Papiergeld begrenzt. Sie mußte sich nach dem unterirdischen Goldschatz richten. Wurde der Metallvorrat kleiner, was bei den Tributzahlungen an die Entente ohne Aufbürdung von immer neuen Anleihen gar nicht zu vermeiden war, so mußte das Noteninstitut dafür sorgen, daß die Banknoten aus dem Verkehr zurückgezogen wurden. Die Zinssätze mußten also unerträglich hoch bleiben, damit die Unternehmer die Lust verloren, Kredite, also Geld, für ihre Arbeitsbeschaffung in Anspruch zu nehmen.

Hierin lag die wirtschaftliche Tragik der deutschen Nachkriegszeit. Die Geldschöpfung war in den klirrenden Ketten des Goldes befangen und verängstigt durch den Wachhund des Zinses. Jede Lockerung war von der Gnade des Auslandes abhängig und mußte teuer mit einem Wechsel auf die Zukunft be-



Ein Riesenrad in einem südamerikanischen Bergwerk führt goldhaltiges Gestein an Arbeiterinnen vorüber, die es schnell zu sortieren haben. (Hanns D. Rahs)

Schwimmender Goldbagger im Tal von Sacramento in Kalifornien. (Associated Press)

zahlt werden; denn nichts anderes bedeutete die Aufnahme der internationalen Anleihen, die die deutsche Wirtschaft zu einer Scheinblüte aufpulverten.

Krise der Weltwirtschaft

Eine kurze Reihe von Jahren erhob sich die Welt und auch das marxistische Deutschland zu einer wirtschaftlichen Blüte. Hinterher, als die Krise bereits schwerste Opfer gefordert hatte, war sich die Welt einig, daß es nur eine Scheinblüte gewesen ist. Hinterher erfüllt es auch mit Verwundern, daß im Zeitgeschehen selbst noch nicht der Charakter einer Scheinblüte allseits erkannt worden war. Denn allzu verdächtig waren doch von vornherein die künstlichen Krücken, auf die sich das rege Treiben, die Arbeit, der Verdienst stützten.

Vor dem Weltkrieg war die Marschroute der Wirtschaftsvölker ziemlich eindeutig gegeben. Die alten, technisch hochstehenden Kulturländer der Welt, die ihren europäischen Wohnraum zu einer staunenswerten Werkstatt für alle Erzeugnisse, zu denen die sichere Hand, die durchdachte Maschine, der ordnende Geist als Schöpferkraft gehörten, ausgebaut hatten, waren die Kolonisatoren. Sie hatten die Wohngebiete jenseits ihres Erdteils erst eigentlich wohnlich gemacht und dafür die Rohstoffe der fremden Welt, die Nahrungsmittel anderer Kontinente und die Genußmittel der tropischen Zonen erhalten. Das war ein gesicherter Austausch von Gütern, der noch dazu genügend Spielraum zur Ansammlung von Ersparnissen ließ. Denn als solche konnte man getrost das Gold auffassen, mit dem die kolonialen Gebiete einen nicht unbedeutenden Teil ihrer Einkäufe in Europa bezahlten. Damit war auch das arbeitsreiche Europa der Kreditgeber der übrigen im Aufbau befindlichen Weltteile. Amerika selbst hatte den Aufstieg seiner Lebenshaltung stärker beschleunigt, als die eigene Schaffenskraft es eigentlich gestattet hätte. Es war hoch an Europa verschuldet.

Das Deutsche Reich stand in der ersten Reihe der Gläubiger der Welt. Es konnte sich mit 20 Milliarden Mark Forderungen an das Ausland und einem großen Goldschatz zu den entscheidenden Finanzmächten zählen.

Im ganzen war das Schuldensystem der Vorkriegszeit nicht weiter bedenklich. Die erfahrenen Bankiers der europäischen Börsenstädte hatten die Sturm- und Drangperiode früherer Generationen, die sich mit Eifer in unbedachte Auslandsspekulationen, in den Minenschwindel oder in übereilte Eisenbahnbauten gestürzt hatten, doch wohl überwunden. Bei allen kapitalistischen Schönheitsfehlern, bei allen Wirren, die mitunter von skrupellosen Angehörigen der Finanzwelt heraufbeschworen wurden, war die Generallinie auf eine gewisse Solidität abgestellt, war Europa mit Übersee durch Gold, Anleihen, Wechsel verbunden, die auf das wirtschaftliche Gleichgewicht Rücksicht nahmen.

Dieser Schwebezustand der Wirtschaft war mit dem Krieg gründlich verfallen. Zuviel war aus dem Kreislauf herausgebrochen. Die hundert Millionen Menschen der europäischen Mitte, fleißige Arbeiter, geschickte Organisatoren, waren ausgeschaltet aus dem Getriebe. Das war es aber nicht allein. Rußland hatte sich nach der Revolution verkapselt, jenes Rußland, das für die westwärts gelegenen Industriestaaten noch ein halb koloniales Land gewesen war, wohin die Ware aus den Fabrikstädten der industriellen Länder strömte, wohin auch die überseeischen Länder viele Rohstoffe, wie Textilien, Gummi oder Kohle, gesandt hatten, um von dort mit Lebensmitteln oder auch mit Gold bezahlt zu werden.

Doch auch hiermit noch nicht genug. Plötzlich hatte sich überhaupt das alte patriarchalische Verhältnis der letzten Jahrhunderte gewandelt. Die Räume in Übersee, wohin der Europäer ausgewandert war, wo er eine neue Heimat erobert, neue Nationen gebildet hatte und von wo er doch immer noch auf den alten Kontinent als den eigentlichen Spender der Kraft, den Träger der Kultur, der Werkstatt aller höheren Lebensgüter zurückblickte, waren im Krieg neuen Entwicklungsgedanken zugänglich geworden. Sie waren dabei, sich endgültig von der großen Mutter zu lösen, sich wirtschaftlich selbständig zu machen. Sie beeilten sich, ihrerseits Industrien zu gründen, und beschworen damit jenen Handelskrieg herauf, der ein paar Jahre später die kritische Lage der Weltwirtschaft so verschärfen sollte.

Als die Vertreter der europäischen Firmen in der Nachkriegszeit mit Entsetzen feststellten, wieviel sie schon an Terrain verloren hatten, war zunächst noch der überall durch die Lahmlegung des Verkehrs im Weltkrieg aufgestaute Bedarf der große Erwecker der Scheinblüte, die das Jahrzehnt von 1920 bis 1929 kennzeichnet. Die Bestellungen, die zu der Scheinkonjunktur in den europäischen Ländern führten, konnten jedoch schon eine gewisse trügerische Grundlage erkennen lassen. Denn an Stelle der Ausfuhr von Fertigwaren nach Übersee war nun vom kolonialen Auftraggeber die Maschine, das Produktionsmittel begehrt, also das Instrument, mit dem die kolonialen Gebiete die wirtschaftliche Abhängigkeit von den europäischen Industrieländern immer lockerer werden lassen konnten.

Die Finanzmächte, die immer noch von den ewigen Ketten des Goldes, die um eine aufeinander angewiesene Geldwirtschaft zu legen wären, träumen mochten, werden die Gefahren wohl erkannt haben; aber sie lagen miteinander in zu heftigem Wettbewerb, um eine einheitliche Linie zu verfolgen. Der goldene Kredit aus den Finanzzentren Amerikas, Englands und Frankreichs floß in zwiespältiger Tendenz. Er floß sowohl den Unternehmen zu, die in den überseeischen Gebieten Konkurrenzfabriken gegen Europa gründeten, wie auch den Besitzern der eigentlichen überseeischen Produktion. Auf Kredit bereiteten die amerikanischen Baumwollfarmer Rekordernten vor, dehnten die Brasilianer ihre Kaffeeplantagen unangemessen aus, wuchsen die Gummibäume schneller als der Bedarf des motorisierten Zeitalters. Ein Überwachstum erhob sich auf allen Gebieten, an sich wohl geeignet, eine friedliche, kameradschaftlich zusammenarbeitende Welt mit einem Hochstand an Lebensgütern zu versorgen. In der Zerrissenheit der Nachkriegszeit konnte dieses tropische Wachstum jedoch von keiner Organisationskunst des wirtschaftlichen Ausgleichs mehr gemeistert werden. Denn das Gold, das in den früheren Jahrzehnten einen solchen Ausgleich erleichtert hatte, versagte nun.

Tatsächlich ist die Zuspitzung der Gefahrenmomente der Überspitzung der Goldfinanzierung zuzuschreiben. Zur Zeit der eigentlichen freien Goldwährung konnte das Kreditsystem gar

nicht von einer vorgeschriebenen Begrenzung abweichen — wieder einmal abgesehen von den Kurzschlüssen, wie sie mitunter durch die Eingriffe unverantwortlicher Elemente in das Goldwährungssystem verursacht wurden. In der neuen Zeit der künstlichen Goldwährung war nun die Kreditmöglichkeit über sich selbst hinausgewachsen. Da das ausgegebene Papiergeld nur zum kleinen Teil durch Gold gedeckt zu sein brauchte, weil auf Grund dieser Gelderweiterung Kredite ins Ausland gegeben werden konnten, die dort als Devisen galten und zu abermaliger Ausweitung des Geldverkehrs benutzt wurden, geriet die Welt in eine wahre Kreditinflation. Devisen sind ja schließlich nichts anderes als Geld, das seine Heimat außerhalb der Landesgrenzen hat und somit die gleiche Auslandskaufkraft besitztwie das Gold.

Ein Netz von internationalen Schulden verstrickte die Welt. Früher waren die einzelnen Volkswirtschaften allmählich in ihre internationalen Verpflichtungen hineingewachsen. Im Laufe mehrerer Generationen hatten sich die Gründerepochen auf bald ein Jahrhundert verteilt. Der Bau der Eisenbahnen, der Bergwerke, der Plantagen war organisch vor sich gegangen. Schätzungsweise waren die internationalen Schulden bis zum Weltkrieg auf insgesamt 110 Milliarden Mark gekommen. Dann aber brachte ein einziges Jahrzehnt die Verdoppelung auf 220 Milliarden und mehr.

Auch die Art der Kreditgewährung war anders geworden. Bislang hatten die durch lange Erfahrung vorsichtig gewordenen Bankleute der Londoner City, der Berliner Behrenstraße, des Pariser Börsenzentrums sich ihre Kunden genau angesehen, wobei der englische Bankier sich in der Hauptsache von seinem Empireinteresse, der Berliner Finanzmann von den Erfordernissen des Außenhandels und der französische Kreditgeber allerdings mehr von politischen Überlegungen hatte leiten lassen. Jetzt war wohl auch noch der Londoner Kapitalmarkt wichtig für die Verteilung der Kredite, aber schon hatte Wallstreet, das goldene Herz der Welt, mit überstürzter Eile ins Weltleihgeschäft eingegriffen.

Wallstreet hatte schon durch seine Kriegslieferungen einen großen Teil des europäischen Goldes an sich gezogen. So konnte

der goldene Überfluß auch mit leichter Hand wieder verteilt werden. Die New Yorker Bankiers schickten »Promotors« in alle Gegenden, wo sie ein Kreditbedürfnis vermuteten. Diese Agenten hatten die Aufgabe, wie Provisionsreisende zur Aufnahme von Anleihen zu animieren. Sie machten ihre Besuche in Mittel- und Südamerika ebenso wie in Westindien oder in Deutschland, wo sie Regierung, Gemeinden und Unternehmern Anleihen geradezu aufdrängten. Die Vermittlungsgebühren, die die Bankhäuser einstrichen, waren hoch genug, das Geschäft lohnend zu machen. Die Zinsen, die der Kreditnehmer für die Anleihe zahlen mußte, waren mit 8 bis 10% so reichlich, daß die geldflüssige Kundschaft der amerikanischen Bankhäuser sofort die von den ausländischen Kapitalhungrigen unterschriebenen Papiere übernahmen.

Während die Vereinigten Staaten vor dem Krieg noch ein Schuldnerland gewesen waren, das in Europa mit 25 Milliarden Mark in der Kreide gesessen hatte, waren sie nun in die Reihe der Gläubiger aufgerückt und konnten Schuldscheine über 60 Milliarden Mark vorweisen. Ein Drittel dieser Schuldscheine, letzten Endes lautend auf Gold, hatten verarmte Europäer unterschrieben.

Die hohen Zinsen hätten stutzig machen müssen. Denn sie waren nicht nur die Folge einer Knappheit an Kapital, sondern vor allem der Ausdruck dafür, für wie gefährdet man von Anfang an das neue System der internationalen Schuldverstrickung halten mußte. Hatte es sich doch zur Genüge erwiesen, daß Auslandsforderungen stets von der Politik abhängig sind, auch wenn sie von privaten Geldgebern an private Unternehmen gegeben worden waren. Rußland hatte mit einem Federstrich alle Schulden des Zarenreiches für null und nichtig erklärt, und das waren immerhin 30 Milliarden Mark, bei denen Hauptleidtragende die Franzosen waren. Die Freundschaft der französischen Einkreisungspolitiker mit dem Osten mußte Frankreich mit dem für seine Rentner bitteren Verlust der russischen Papiere büßen. Und die dem Deutschen Reich aufgebürdete Schuldenlast der Reparationen konnte nur die Kurzsichtigen darüber hinwegtäuschen, daß über kurz oder lang eine Zeit kommen mußte, in

der die Zahlungsverpflichtungen einfach nicht mehr eingehalten werden konnten.

Den Finanzleuten, die die neuen Anleihen vermittelten, wird zweifellos der Charakter der hohen Zinssätze als Risikoprämie klar gewesen sein. Das Publikum, das zur Anlegung seiner Ersparnisse in diesen Werten verlockt wurde, mochte ruhig von dem hohen Zinsversprechen berauscht werden; in die Zukunft wollte es nicht blicken.

Das Gold selbst lief zu dieser Zeit in einem geradezu magischen Zirkel. Aus den tiefen Schächten der afrikanischen Gruben oder der sonstigen Lieferanten kam es nach London, dem Goldmarkt der Welt. Es zog von dort, zur Bezahlung der alten Kriegslieferungen, nach Amerika. Dort hielt es sich nicht lange auf, sondern fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland als Anleihe. Die deutsche Regierung wiederum mußte es schleunigst als Reparationszahlung nach Paris oder London senden, von wo es abermals die Reise nach der Neuen Welt antreten konnte. Wenn auch nicht jeder Goldbarren die doppelte und dreifache Weltreise wirklich unternahm, liefen doch wenigstens die Verbuchungen diesen Weg. Und dieser Zirkel sollte zunächst darüber hinwegtäuschen, daß Deutschland von Jahr zu Jahr ärmer, Amerika von Jahr zu Jahr reicher werden mußte. Neben den politischen Tributen zogen ja auch die Zinsen für das geliehene Gold den gleichen Weg und verschärften die finanzielle Spannung zwischen den großen Wirtschaftsmächten.

So mußte sich von zwei Seiten her die Schlinge zur Vertrauenskrise zusammenziehen. Die wirtschaftliche Strukturwandlung der Welt ließ noch kein neues Gleichgewicht zu, und die finanzielle Verfilzung der Länder durch das ruhelos auf Kredit dahinziehende Gold endete in einer katastrophalen Störung.

Es war kein Wunder, daß in jenen Jahren stärkster wirtschaftlicher und finanzieller Unsicherheit in der ganzen Welt das Börsenspiel seinen Zauber entfaltete. Die Idee, das ganze Leben der Nationen auf Kredit aufzubauen, hatte sich tief hinein in das Volk gefressen. Selbst die höchsten Zinssätze schreckten nicht mehr ab. Sie sollten durch Spekulationsgewinne doppelt und dreifach überdeckt werden. Auslandskredite, mit denen eigent-

lich Fabriken gebaut werden sollten, damit sie wenigstens einen produktiven Sinn bekämen, wanderten zunächst einmal an die Börse. Die vermittelnde Bank machte mit ihnen ein Spielchen. Die Industriegesellschaft, für die der Kredit bestimmt war, verbaute ihn auch nicht gleich, sondern versuchte, an der Börse einen Zwischengewinn zu erhaschen. Das Publikum, das in den Vorzimmern der Bankdirektoren wartete, bekam auch noch einen Teil zur Anlage in Spekulationspapieren ab.

Die Überraschung der Spekulanten, die sich in wirrem Taumel aus jüdischen Finanziers und ihren Mitläufern zusammensetzten, war daher groß, als ein plötzlicher Eingriff von oben den Kreditrausch zu stoppen drohte. Die Verlierer des » Schwarzen Freitags« vom 13. Mai 1927 — für die abergläubische Welt der Spekulation ein trostloses Zusammentreffen von Datum, Wochentag und panikartigem Zusammenbruch der Berliner Börsenkurse — konnten es dem damaligen Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht nicht verzeihen, daß er gegen die Überflut der Auslandsanleihen kämpfte und dabei auch die Börsenkredite kürzte.

Aber eine kurze Zeit ging die Scheinblüte und mit ihr das Spekulationstreiben der Welt noch weiter. Der eigentliche schwarze Tag, der die alles bedrohende Weltwirtschaftskrise einleitete, kam erst 1929 mit der Börsenpanik in Wallstreet.

Noch mehr als in Deutschland war in den Vereinigten Staaten das ganze Volk am Spiel beteiligt. In den Hotelhallen liefen zur Börsenzeit die Kurse über leuchtende Bänder, damit niemand das Auf und Ab des Marktes zu versäumen brauchte. Der Straßenfeger legte seinen Wochenlohn erst schnell in einem Börsenpapier an, ebenso wie der Angestellte sein Gehalt, um am nächsten Tag ein paar Dollar Gewinn mit nach Hause zu nehmen. Alle stürzten sich mit einem unglaublich naiven Optimismus in jede spekulative Verpflichtung. Sie waren um so mehr erschrokken, als es plötzlich nicht mehr weiterging. Im Herbst 1929, als die Kreditlage der Welt schon alle Anzeichen des Mißtrauens verriet, setzte die Bank von England ihren Zinssatz derart in die Höhe, daß die internationalen Gelder von Wallstreet nach London zogen, daß sich das Geld in New York mit einem Schlag

verknappte und niemand mehr Wertpapiere durchhalten konnte. Der Zusammenbruch der Weltbörsen und der internationalen Schuldverpflichtung war da.

Im gleichen Augenblick brach auch die Ware zusammen. Überall dort, wo die Wirtschaft mit den aufgeblähten Krediten aufgebaut war, mußten die Unternehmer versuchen, sich bares Geld zu beschaffen; sie mußten verkaufen. An den Warenmärkten jagte ein Preissturz den anderen. Die Rohstoffländer Südamerikas, Südosteuropas, Australiens waren die ersten, in denen sich die Zahlungseinstellungen häuften.

In aller Eile wurde versucht, das Netz der Schuldverstrickung zu entwirren. Londoner und Pariser Kreise, die Guthaben bei den New Yorker Banken besaßen, riefen überstürzt ihr Geld zurück. Die Amerikaner kündigten ihre Forderungen, soweit sie nicht durch langfristige Verträge gebunden waren, in Deutschland und bei den sonstigen Schuldnern in Mitteleuropa oder in den anderen Teilen der Welt. Hier zerrann das Gold, lief nach Amerika. Der Geldumlauf mußte sich zusammenpressen. Er sackte vor allem in der deutschen Wirtschaft zusammen, und die Deflation, die die Kreditinflation ablöste, brachte große Konzerne wie kleine Handwerker, die auf Kredit angewiesen waren, in Masse zu Fall. Zinssätze rasten bis zu der tödlichen Höhe von 80 %. Die Banken mußten ihre Schalter schließen. Wochenlang stockte die Auszahlung von Geld.

Das Elend der Arbeitslosigkeit zog herauf, aus dem es keinen Ausweg mehr zu geben schien. Die Krise war zur Krise der gesamten Welt geworden, und damit war auch das Schicksal der Goldwährung, in deren Zeichen alle diese Wirrnisse gestanden hatten, besiegelt.

Der Abfall der Währungen

Es war der 21. September 1931, ein Datum, das festgehalten zu werden verdient. Überall war das Wirtschaftsleben in der Verzweiflung der Arbeitslosigkeit untergegangen. In Deutschland standen sechs Millionen Menschen vor den Stempelstellen der Arbeitsämter. In der ganzen Welt waren mehr als 20 Millionen

Arbeitsfähiger und Arbeitswilliger aus dem Wirtschaftsprozeß ausgeschaltet. Schon zeigten sich in den am meisten betroffenen Ländern Zeichen der Anarchie, die der wirtschaftlichen Auflösung folgen mußte. Der Welthandel war lahmgelegt.

An diesem Herbsttag lief über die Kabel der ganzen Welt die Nachricht: Preisgabe des Goldstandards in England.

Die Bank von England strich ihre Verpflichtung, ihre Noten in Gold einzulösen. Ihr Goldschatz war durch die lange Finanz- und Wirtschaftskrise zusammengeschmolzen. Das Entscheidende war nun, daß überhaupt der traditionelle, rechenmäßige Goldwert des Pfundes aufgegeben wurde.

Die englische Pfundnote, gedruckt auf dünnem, blütenweißem Papier, war ein Symbol der Stabilität im ganzen Erdenrund gewesen. Wohin man hatte kommen mögen, in die Hafenschenken Yokohamas oder in das Hamburger Sankt Pauli, in ein chinesisches Reisbauerndorf oder in die eleganten Läden südamerikanischer Hauptstädte — überall hatte man das Pfund mit einer seit Generationen geübten Selbstverständlichkeit entgegengenommen. Und nun sollte die Note, ausgegeben von der ehrwürdigen »Old Lady of Threadneedle Street«, plötzlich unsolide geworden sein. Man konnte mit ihr beträchtlich weniger kaufen als am Tage zuvor und morgen vielleicht noch weniger als heute. Wie würde das weitergehen?

Die erste große Abwertungswelle durchraste die Welt. Sofort mußten auch diejenigen Länder, die ihre Währung nach dem Goldwert des Sterlings ausgerichtet hatten, ihr Geld abwerten. Die skandinavischen Kronen fielen. Es folgten Portugal, Finnland, Japan, Österreich, Ungarn, Griechenland, Jugoslawien. Eine neue Unsicherheit war hereingebrochen: Das Geld schwankte.

Was war mit dem Gold geschehen? Die Goldwährungen waren zusammengebrochen; das Gold selbst aber hatte gesiegt. Es war kostbarer als je. Denn der Sturz der Warenpreise in der ganzen Welt und der darauffolgende Sturz des Geldes bedeuteten nichts anderes, als daß das Gold teurer geworden war. Man mußte für einen Goldbarren dem Besitzer eine größere Zahl von Wollballen oder Maschinen liefern als früher; man mußte für

diesen Barren mehr englische Pfunde oder schwedische Kronen anlegen als vordem. Das Gold hatte sich verknappt, übrigens trotz des anhaltenden starken Zuwachses aus den Gruben Südafrikas und anderer Goldgebiete. Es hatte nicht ausgereicht, bei der Entwirrung des Netzes der internationalen Schulden die Spitzen zu decken, die eines Tages irgendwo auftreten mußten. Das Irgendwo lag in Amerika, dem großen Gläubigerland der Nachkriegszeit. Dorthin hatte sich das Gold verzogen, dorthin mußte es auch künftig wandern. Wer es brauchte, um seine Schulden abzutragen, oder wer sein Vermögen in Metall anlegen wollte, mußte sich entschließen, höheren Preis — in Ware ausgedrückt oder in die Landeswährung umgerechnet — zu zahlen. In der kurzen Zeit von 1925 bis zur Aufgabe des Goldstandards in England mag der Wert des Goldes um ein Fünftel gestiegen sein.

Neben Amerika war es Frankreich, das zu der Goldverknappung beigetragen hatte. Das französische Rentnerland hatte in seinen wirtschaftlichen Beziehungen zur Welt an die Stelle des unternehmerischen Überblicks stets die politische Stimmung gesetzt. Wie es vor dem Weltkrieg aus politischen Ambitionen das Vermögen des Volkes in russischen Anleihen angelegt hatte, die dann zum größten Verlustgeschäft aller Zeiten geworden sind, so hat es in der Nachkriegszeit in der Sorge um Sicherheit abermals Grundfalsches getan. Es hat Gold gehamstert ohne Rücksicht darauf, daß diese Thesaurierung einen großen Teil seiner Wirtschaftskraft in Anspruch nahm.

In der unterirdischen Festung der Bank von Frankreich in Paris wurde das Gold gestapelt, eine Maginot-Linie der Wirtschaft, die ebensowenig den späteren Zusammenbruch aufhalten konnte wie die Maginot-Linie an seiner Ostgrenze. Nach den Ereignissen des Jahres 1940 wirkt es grotesk, wie man sich das Durchhalten des Goldes in Kriegszeiten gedacht hatte. Viele Meter unter dem Pflaster der Pariser Straßen war die Burg des Goldes gebaut. Stahl und Beton sollten sie gegen alle Angriffe sichern, Arbeitsräume, Wohnungen, Lebensmittellager in der Tiefe sollten die Wächter des Goldes eine lange Belagerung durchstehen lassen. Wie wenig man dann doch, als es ernst

wurde, dieser Sicherung traute, ist in dem überstürzten Abtransport von Teilen der unterirdischen Schätze nach Übersee in den ersten Kriegsmonaten zum Ausdruck gekommen.

Damals dachte man allerdings noch nicht so weit. Man hortete das Gold und trieb damit die Schwierigkeiten der internationalen Finanzwelt noch mehr auf die Spitze. Als die erste Welle der Währungsentwertung an den Weltmarkt schlug, lag in den Schatzkammern der Vereinigten Staaten Gold im Wert von 18 Milliarden Mark, bei der Bank von Frankreich im Wert von 14 Milliarden Mark. Auch die europäischen Oasen der Kapitalflüchtlinge, Holland, Schweiz und Belgien, hatten beträchtliche Mengen von Gold aufgespeichert, zusammen etwa 6 Milliarden. Von dem damaligen Goldbestand der Notenbanken der Welt waren über 70 % gehortet, gehamstert, dem Wirtschaftsverkehr entzogen, der für das internationale Zahlungsmittel nun immer höhere Preise bewilligen mußte.

Damit begann ein neues Zwischenstadium der Weltwirtschaft. Im Zeichen der freien Goldwährung aller Länder hatte die Wirtschaft der Erde ein einheitliches, zusammenhängendes System gebildet. Die Welt war der Wirtschaftsraum, zu dem jeder, der mit Gold anklopfte, Zutritt hatte. In der ersten Haßperiode der Nachkriegszeit war die Aufteilung in die verschiedenen Konstellationen der politischen Mächte erfolgt. Jetzt zog eine Reihe von Jahren herauf, in denen das Verhältnis zum Gold die Wirtschaft in Kreise einteilte, die schwer zu überspringen waren.

Zunächst einmal hatten sich die Vereinigten Staaten von der Welt zurückgezogen. Sie hatten ihre Wirtschaft mit einer chinesischen Mauer umgeben, die nur die wenigsten ausländischen Waren übersteigen konnten. Mit Hochschutzzöllen hatten sie ihre Gewerbetreibenden gegen die heranbrausende Flut der billig gewordenen Weltmarktsware geschützt.

Dann aber brach die Idee des Freihandels überhaupt zusammen. England hatte vor Generationen die Idee des freien Handels von Land zu Land gepredigt. England hat nun selbst diesen Hauptdarsteller der kapitalistischen Durchdringung der Welt zu Grabe getragen. Das Katastrophenjahr 1931 brachte nicht nur die Loslösung vom Goldstandard, sondern auch das Ende des

britischen Freihandels. Die englische Insel umgürtete sich mit hohen Zöllen und rief damit eine Gegenbewegung in all den Ländern hervor, die bisher noch am freien Austausch der Güter gehangen hatten.

Nun konnten sich nur noch die Länder zusammenfinden, deren Währungen dem Gold gegenüber ähnliches Verhalten aufwiesen. Die einzelnen Gebiete des Britischen Empires und die skandinavischen Staaten schlossen sich wirtschaftlich zusammen. Der Gedanke einer Großraumwirtschaft — ein immerhin bescheidener Gedanke im Vergleich mit der einstigen Anmaßung einer den ganzen Erdraum umspannenden Wirtschaft — wurde verwirklicht im »Sterling-Klub«, der die vom Goldstandard gelösten, aber durch Übernahme der englischen Währungsmethode einander genäherten Länder umfaßte.

Ein Jahr später holten die Vereinigten Staaten von Amerika zum Gegenschlag aus. Sie wollten es nicht mehr länger mit ansehen, wie die Kaufleute des Sterling-Klubs mit ihrem geringwertigen Geld die wenigen Chancen, die der Weltmarkt noch bot, zu monopolisieren suchten. Es war klar, daß der Kaufmann, der für ein Goldstück wesentlich mehr englische Pfunde als früher in die Hand bekam, britische Ware bevorzugte, die mit diesen entwerteten Pfunden bezahlt werden konnte, also billig war. Dieses Währungsdumping mußte paralysiert werden. Franklin Delano Roosevelt, der neue Präsident der Vereinigten Staaten, wertete im April 1933 den Dollar ab. Der Staat, der den größten Goldbesitz der Welt in seinen Grenzen beherbergte, löste sich vom Goldstandard.

Das war ein neuer erschütternder Zwischenfall im Weltgeschehen. Der Dollar hatte schon begonnen, den vom Pfund aufgegebenen ersten Platz im Range der großen Währungen einzunehmen. Nun hatte auch er dem Gold sein Opfer entrichtet und die Verteuerung des Edelmetalls durch sein Abgleiten anerkannt.

Die Dollarabwertung schuf den zweiten Großwirtschaftsraum; ein »Dollar-Block« umspannte die meisten Länder des amerikanischen Kontinents.

Was übrigblieb zwischen Sterling-Klub und Dollar-Block

waren die treu an der Goldwährung hängenden Länder des europäischen Kontinents, allen voran Frankreich mit seinen großen Schätzen in Paris. Ihre Absicht ging wohl dahin, das Spiel mit dem Gold fortzusetzen, als wäre nichts geschehen. Sie versuchten, in ihrer Gruppe einen freien Goldverkehr aufrechtzuerhalten, und beließen ihre Währungen in dem alten Wertverhältnis zum Gold. Dieser »Gold-Block«, dem neben Frankreich Italien, Belgien, Polen, Holland und die Schweiz angehörten, bildete einen dritten, von seiner Anhänglichkeit an das Gold im alten Stil geschaffenen Wirtschaftsraum, der sich in einer Folge von Krisen gegen die neuen Wirtschaftsmethoden zu halten suchte. Er führte ein Sonderdasein, bis neue Währungszusammenbrüche in aller Welt auch diesen goldenen Block sprengten und auch dessen Währungen dem Verfall entgegenstießen.

Wenn alle Währungen abgewertet waren, mußte eigentlich ein neues Gleichgewicht erreicht sein. Erreicht sein mußte dann eine neue Anerkennung des Goldes, eine neue einheitliche Ausrichtung des Geldes auf das Gold, so daß dann der alte Zustand wieder erreicht war. Die Opfer, die jedesmal in der Erschütterung des wirtschaftlichen Lebens durch die Entwertung gebracht worden waren, mußten umsonst gewesen sein und an den Vergleich erinnern, den ein bekannter Bankwissenschaftler findet: Es ist wie mit Leuten, die reihum wetten, sie könnten eine Kröte verspeisen. Am Ende hat jeder sein Opfer gebracht und jeder dabei genau soviel gewonnen wie verloren. Und als sie dies erkennen, sagen sie: Wozu haben wir eigentlich die Kröte gegessen?

Statt Gold nationales Geld

Sterling-Klub, Dollar-Block, Gold-Block — sie sind wieder zerfallen, ohne in ihren Räumen eine wirkliche und beständige Ordnung der Dinge aufgerichtet zu haben. Außerhalb dieser Wirtschaftsräume stand vom Anfang des goldenen Wirrwarrs an das deutsche Gebiet. Das Deutschland der Reparationen konnte aus wirtschaftlicher Ohnmacht an dem Dahintreiben der Weltwirtschaft, so wie sie als Torso verblieben war, nicht teilnehmen. Das Deutschland der Machterhebung brauchte es nicht

mehr, da es neue Gedanken entwickelte, die seine Einstellung zur Internationale der Wirtschaft bestimmten.

Zunächst war Deutschland das Land, das durch die Verteuerung des Goldes am schlimmsten betroffen war. Seit den Tagen, an denen die Sachverständigen in Paris die Reparationszahlungen in Gold festgesetzt hatten, war das Gold um 20 % im Wert gestiegen. Mithin mußten die Reparationen, so unerträglich sie schon an sich waren, um ein Fünftel schwerer lasten. »Unvorstellbar erscheint mir, daß die Tatsache der Goldaufwertung keine Rückwirkung auf die Höhe der Reparationszahlung haben sollte«, klagte Reichsbankpräsident Dr. Luther im Jahre 1930, als sich die verheerende Wirkung des Young-Planes erwies, der nicht einmal auf die Möglichkeit schwankenden Goldwertes Rücksicht genommen hatte.

Die Wirtschaftskrise fraß sich auch von anderer Seite rasch in den Goldschatz hinein, der noch bei der Reichsbank lag. Amerikaner, Engländer, Franzosen zogen ihre in Deutschland liegenden Gelder ab. Die Reichsbank mußte einen Goldbarren nach dem andern herausgeben. Während sie 1928 nach der Auffrischung durch das vom Ausland geliehene Metall für 2800 Millionen Mark Gold besessen hatte, waren nun überstürzt 2000 Millionen hiervon entschwunden. So kam es, wie es kommen mußte; die Zahlungen an das Ausland mußten eingestellt, die Reparationen aufgehoben werden. Die ausländischen Gläubiger mußten mit Zinsen und Fälligkeiten wohl oder übel »stillhalten«.

Gold und Devisen kamen unter Staatskontrolle. Sie werden seitdem zwangsbewirtschaftet. Ihr privater Besitz ist verboten, und ihre Verwendung steht unter den strengen Vorschriften der Devisengesetze.

Von der Goldwährung aber ist Deutschland in einem entscheidenden Punkte nicht abgegangen. In keinem Augenblick ist es dem Beispiel der angelsächsischen Länder gefolgt, die ihr Geld in einer ununterbrochenen Reihe von wirtschaftlichen Erschütterungen abwerteten. Seit 1924 ist es bei der Bewertung von einem Kilogramm Gold mit 2790 Reichsmark geblieben. Deutschland ist fast das einzige Land der Welt, in dem sich das Wertverhältnis zwischen Währung und Gold nicht verschoben

hat. Die Reichsmark hat also den Wertaufstieg des Goldes mitgemacht; Deutschland hat die »Kröte« nicht gegessen.

Das wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn sich die deutsche Wirtschaft dem wilden Reigen der Weltwirtschaft der letzten Jahre zugesellt hätte. Daß es sich heraushalten konnte, ist der großen nationalen Selbstbesinnung zu danken, die neben der politischen Einigung des deutschen Volkes auch die einheitliche Wirtschaftsführung nach neuen Methoden ermöglichte.

Die neue Wirtschaftspolitik hat nicht das Geld, sondern das Gut in den Vordergrund gestellt und immer wieder dargelegt, daß alle Werte des menschlichen Lebens nur aus der Arbeit erwachsen und auch nur aus der Arbeit des eigenen Volkes. War doch dieser Grundsatz in den vorangegangenen Jahren des Kredittaumels schon fast verlorengegangen. Ein Auslandskredit war höher bewertet worden als vielleicht der heimische Acker, der mit Getreide und Kartoffeln ein Volk ernähren kann. Man konnte ja mit dem geliehenen Geld Weizen in Übersee kaufen. Jetzt aber wurden alle Schleusen der schon halb versickerten Kräfte geöffnet. Die Arbeit in der Landwirtschaft wurde lohnend gemacht; die Fabriken wurden eingesetzt, ausländische Ware durch heimische Erzeugnisse zu ersetzen.

Das Gold wurde ausschließlich auf seine Rolle als Vermittler im Außenhandel verwiesen. Aber auch hierbei brauchte es nicht mehr gewichtig aufzutreten. Der »Neue Plan« organisierte die Sparsamkeit mit ausländischen Gütern. Es wurde nur so viel an Auslandsware hereingelassen, wie mit der Ausfuhr deutscher Erzeugnisse beglichen werden konnte.

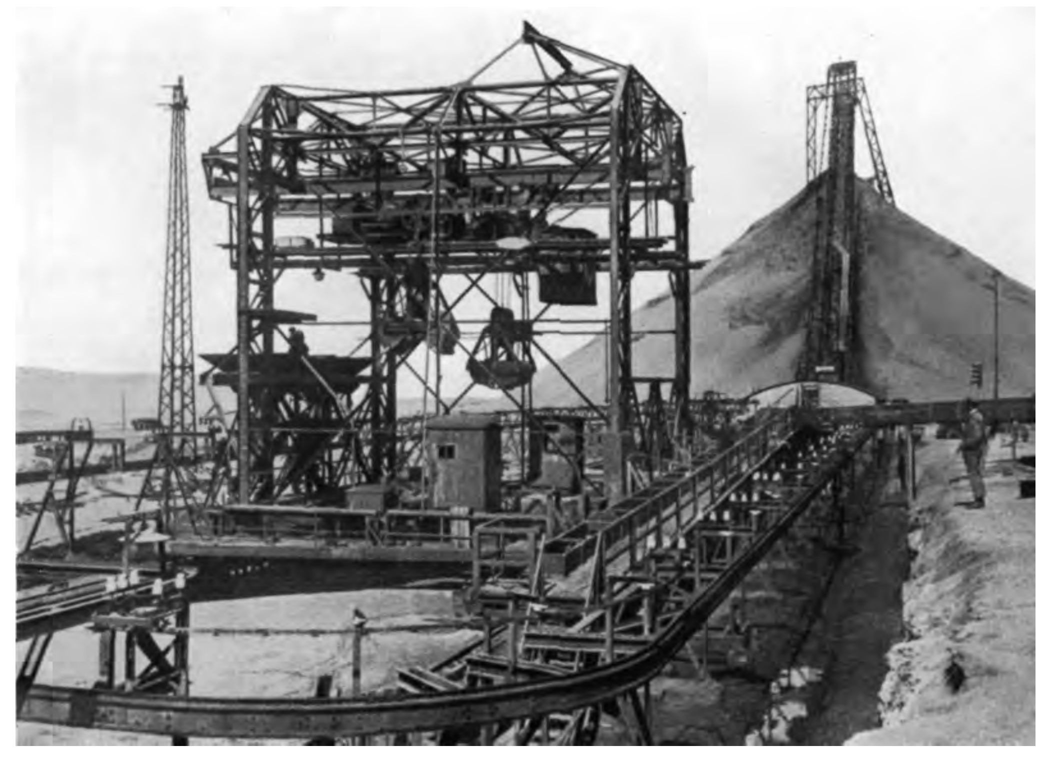
Damit war der Mechanismus des Goldes als internationales Zahlungsmittel veraltet. Da Deutschland nur so viel an das Ausland zahlte, sowohl für Zinsen oder fällig werdende alte Kredite wie auch für seine Zufuhren, wie es für seine Ausfuhr erhielt, wurde das Gold als Ausgleichsfaktor überhaupt nicht mehr gebraucht.

Und so erklärt sich, wieso gerade Deutschland — trotz äußerster Armut an goldenen Schätzen — den Goldwert seiner Reichsmark aufrechterhalten konnte. Eine Änderung des Geldwertes wäre nämlich fast belanglos gewesen. Gewiß wäre in dem Augen-

blick, in dem die Reichsmark, in Gold umgerechnet, billiger wurde, die Ausfuhr gestiegen. Der deutsche Exportkaufmann hätte seine Ware am Weltmarkt leichter an den Mann bringen können. Gleichzeitig wären jedoch die ausländischen Rohstoffe, die in Deutschland gebraucht werden, mit einer größeren Zahl von Reichsmark zu bezahlen gewesen. Sie wären im Einkauf teurer zu stehen gekommen. Vorteile und Nachteile hätten sich aufgewogen. Zwar hat in anderen Ländern die Abwertung tatsächlich größere Ausfuhrüberschüsse bewirkt. Für die deutsche Wirtschaft mußte aber eine solche Hoffnung doch recht fragwürdig erscheinen. Denn der Weltmarkt war nicht nur in Währungswirren, Absatzsorgen und Schwund der Kaufkraft verstrickt, er war überdies mit den politischen Spannungen und mit dem durch die jüdischen Kreise beeinflußten Boykott der nationalsozialistischen Erzeugnisse belastet.

Deutschland hat im Außenhandel den Weg gesucht und gefunden, der das Gold als Tauschmittel völlig ausschaltet.

Freilich war es anfangs nicht leicht, diesen neuen Weg zu gehen. Er schien zunächst doch einen Rückfall in den primitiven Tauschhandel längst vergangener Epochen zu bringen. Hatte doch das Gold eine charakteristische Eigenschaft gehabt. Es band keine Partner an den andern. Darauf war überhaupt die freie Weltwirtschaft aufgebaut gewesen. Der Kaufmann, der soeben eine Maschine nach Australien verkauft und dafür Gold erhalten hatte, war damit nun keineswegs der australischen Wirtschaft verhaftet. Er brauchte Wolle nicht aus Australien zu beziehen, sondern konnte z.B. mit den australischen Goldstücken in Ägypten Baumwolle einkaufen. Ein abgeschlossenes Geschäft blieb ein von allen übrigen Ereignissen getrennter Vorgang. Es zog nicht zwangsläufig ein zweites Geschäft nach sich. Der Warenverkehr ohne Gold setzte jedoch zwei Geschäfte mit dem gleichen Partner voraus. Hierbei ist nun noch einmal in aller Schnelligkeit die Handelsentwicklung der verschiedenen Kulturstufen der Menschheit durchlaufen worden. Am Anfang des neuzeitlichen entgoldeten Warenaustauschs war der Vorgang tatsächlich so primitiv wie in den Anfängen der Weltgeschichte. Der privaten Initiative zweier Kaufleute war es über-



Gewaltige Abraumanlagen und tote Schutthügel bestimmen das Gesicht der afrikanischen Bergbau-Landschaft.

(Associated Press)



Die Crown-Minen stehen an der Spitze der südafrikanischen Goldförderung. Aus der Tonne Gestein werden 8,4 Gramm Gold herausgeholt. Der Ertrag der Crown-Gruben stellt sich jährlich auf rund 32000 Kilogramm reines Gold. (Weltbild)

lassen, Ware und Gegenware herauszufinden. Vielleicht ein paar Sack Kaffee aus Brasilien gegen das Erzeugnis einer deutschen Maschinenfabrik. Der Maschinenbauer mußte dann sehen, wie er den Kaffee loswurde, um sich bezahlt zu machen.

Aber diese »urwüchsige« Art des goldlosen Verkehrs blieb doch auf Einzelfälle beschränkt. Sehr bald ist das Verrechnungssystem zwischen jeweils zwei Staaten entstanden. Nun konnte der Kaufmann Ware aus Brasilien beziehen und zahlte den Rechnungsbetrag in Reichsmark bei der Deutschen Reichsbank ein, und der Brasilianer konnte sich in Deutschland einen beliebigen Lieferanten auswählen, der im Rahmen der Guthaben, über die die Verrechnungsstelle verfügt, Ware liefern mochte.

Doch auch bei diesem zweiseitigen, wenn auch schon unpersönlichen Rechnungsverkehr, ist die Entwicklung nicht stehengeblieben. Im Europa des Jahres 1940 ist das Verrechnungswesen bereits so ausgebaut, daß die Geschäfte mit Partnern in verschiedenen Staaten abgeschlossen werden können. Entscheidend ist aber nicht nur, daß hier der technische Weg zum Handelsverkehr ohne Gold gefunden ist, entscheidend ist vielmehr die Lenkung durch den Staat. Der Staat bestimmt, welche Güter im Ausland gekauft werden dürfen, und hat damit die Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln auch von der Seite des Außenhandels her in der Hand.

Bei alledem hat Deutschland mit an erster Stelle zur Entwirrung des internationalen Schuldensystems beigetragen. Zu Beginn der Weltkrise lagen weit über sechs Milliarden Mark kurzfristige Auslandskredite in Deutschland. Trotz aller Schwierigkeiten des Außenhandels und der Versorgung mit Gold oder Devisen sind diese Schulden im Laufe weniger Jahre fast ganz abgebaut worden. Das Deutsche Reich hat also selbst bei diesen Schuldverpflichtungen, die zwar äußerlich rein privatwirtschaftlichen Charakter trugen, letzten Endes aber doch auf die durch die politische Ausbeutung heraufbeschworene Verelendung zurückzuführen waren, seine Aufgabe als ehrlicher Kaufmann erfüllt. Erleichtert wurde übrigens die Schuldenrückzahlung zum Teil gerade durch die Verteuerung des Goldes, denn die Schulden lauteten vielfach auf amerikanische Dollar oder englische

Pfunde und konnten daher mit abgewertetem Geld zurückgezahlt werden, als die Gläubigerstaaten von der früheren Goldwährung abgegangen waren.

Deutschland hat als erstes Land der Welt die Arbeitslosigkeit, die seit dem Zusammenbruch der Weltwirtschaft jenes erschrekkende Ausmaß erreicht hatte, restlos überwunden. Es hat die Arbeit organisiert und auf den Ertrag dieser Arbeit sein Geld aufgebaut.

Die Reichsmark ist seit dem Herbst 1932 nicht mehr durch Gold gedeckt. Der geringe Schatz, der in den Kellern der Reichsbank liegt, hat als Notendeckung keine Bedeutung mehr. Von den drei Aufgaben, die dem Gold einst zugesprochen wurden, war nun eine längst erledigt. Es sollte das ewige und beständige Geld verkörpern, internationales Tauschmittel und schließlich Wertmaßstab sein. Als Geld ist es aus der nationalen Volkswirtschaft nun rücksichtslos verdrängt. Das Goldstück ist entschwunden und wird von niemand vermißt. Die goldene Unterlage des Papiergeldes ist ebenfalls entzogen, und niemand wird diesem imaginären Begriff nachtrauern.

Es gibt die hübsche Geschichte von jenem Notenbankgouverneur, der eines Tages mit Entsetzen feststellte, daß sich aus den Tresoren der Goldschatz, der die Noten deckte, verflüchtigt hatte. Er entschloß sich, den Mund zu halten und niemals das Entschwinden des Goldschatzes zu verraten. Und weil niemand im ganzen Land auf den Gedanken kommen konnte, das Vertrauen zu den Banknoten, die nur noch durch eine fixe Idee gedeckt waren, zu verlieren, ging das wirtschaftliche Leben tatsächlich ungestört weiter.

Das nationale Geld in der geschlossenen Volkswirtschaft ist jedoch durch noch stärkere Werte, als der Glaube an ein mythisches Metall darstellt, vollauf gedeckt. Die Wechsel, die für jede ausgegebene Banknote im Portefeuille der Reichsbank ruhen, verkörpern die Arbeitsleistung eines großen, tätigen Volkes und die Wirtschaftslenkung einer verantwortlichen Staatsführung. Seit dem Jahre 1939 ist die Reichsbank, die einst von den internationalen Kapitalmächten abhängig war und in deren Kontrollorganen die Mitglieder der dem Golde verschworenen

Hochfinanz saßen, ausschließlich den Weisungen des Führers des Deutschen Reiches unterstellt. Das bedeutet, daß die Staatsführung die Aufgabe übernommen hat, den Wert des Geldes und der Ersparnisse des Volkes stets so zu regeln, wie es den Gesamtinteressen des Staates entspricht. Die Methode der Regelung des Geldwertes wird sich dabei immer nach den Zeitumständen richten. Wenn Aufsicht über Produktion und Verbrauch, über Preise und Arbeitslöhne als Regulator eingesetzt ist, so ergibt sich, daß das neue nationale Geld viel sorgfältiger auf die ewig schwankenden Bedürfnisse des Wirtschaftslebens abgestimmt werden kann, als es bei schematischer Einstellung auf das von unsicheren internationalen Faktoren abhängige Gold je geschehen könnte.

Auf alten Malteser Münzen findet sich eine Inschrift, die das Wesen des Geldes besser erfaßt als jede Goldtheorie und die wie eine Vorahnung späterer Wirtschaftsgestaltung anmutet: non aes, sed fides. Nicht das tote Metall macht den Wert aus, sondern das Vertrauen. Das Vertrauen nämlich, morgen werde man für das Geld wieder kaufen können, was man heute dafür hingegeben hat. Letztlich also das Vertrauen auf Sicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse.

DIE RUCKFLUT NACH DEM WESTEN

Durch Jahrtausende ist das Gold nach dem Osten abgeflossen. Aus dem alten Römerreich ist es in das Morgenland gezogen, aus dem Erdteil der Indianer nach Europa gekommen. Seit dem Weltkrieg läuft erstmals der Strom des Goldes in westlicher Richtung. Amerika ist das Sammelbecken für das Gold geworden, das bislang Europa durchflutete.

Aber das Gold führt kein Eigenleben. Es ist nur das Spiegelbild einer wirtschaftlichen Entwicklung in der Nachkriegszeit, die den Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zu einem Land mit größter Eigenwirtschaft gebracht hat. In bunter Fülle finden sich die Rohstoffe in amerikanischer Erde. Weite Landstriche erzeugen einen Überfluß an Nahrungsmitteln. Seine Mittellage zwischen Abend- und Morgenland hat es in den Handel der ganzen Welt eingeschaltet. Seine Finanzleute, durch die Kriegslieferungen reich geworden, können beweglich in die internationalen Geschäfte eingreifen. Aber sie sind die Partner im Spiel, die jedesmal aufhören, wenn sie gewonnen haben und den Gegner nicht zum letzten Zug kommen lassen. Denn die amerikanische Wirtschaft, die es nicht vermocht hat, im Innern einen Ausgleich der wirtschaftlichen Spannungen zu finden und mit dem Arbeitslosenproblem fertig zu werden, arbeitet im Verkehr mit der übrigen Welt mit Überschüssen. Nicht anders als in Gold können die Überschüsse eingeholt werden, und so ziehen seit zwei Jahrzehnten unaufhörlich die Goldbarren in den Häfen der Neuen Welt ein. Sie sind schon längst nicht mehr nur Rückkehrer. Längst ist die Menge des Goldes, das einst in den Zeiten der Eroberer und des kalifornischen Rausches den jungen Erdteil verlassen hatte, überholt. Längst sind auch die Schätze aus afrikanischer und australischer Erde in der Neuen Welt gelandet. Besitzen doch im Jahre 1940 die Vereinigten Staaten bereits über vier Fünftel des gesamten monetären Goldbestandes der Welt.

Die Länder Europas aber sind entgoldet.

> Ihr sprecht vom Gold: wir hatten viel gesammelt,
> In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt.
> Das Arimaspenvolk hat's aufgespürt;
> Sie lachen dort, wie weit sie's weggeführt.

In Wirklichkeit haben die Amerikaner sehr wenig über die unsinnige Häufung des toten Metalls zu lachen, die durch die politische und wirtschaftspolitische Haltung ihrer Regierung heraufbeschworen ist. Der Goldbesitz macht ihnen mehr Sorge als anderen Ländern der Nichtbesitz an Gold. Denn das Gold, das nicht um die Erde rollt, hat seine Aufgabe verfehlt.

Handelskrieg statt Handelspolitik

Ganz allgemein ist in der Nachkriegszeit die Wirtschaft der Welt vom Gedanken der Autarkie durchzogen. Zwar wurde der Vorwurf, Autarkie zu treiben, gegen die autoritären Staaten und hier wieder in erster Linie gegen Deutschland erhoben, wo zweifellos die Methoden, Volksernährung und Rohstoffbeschaffung von anderen politischen Mächten unabhängig zu machen, am besten durchdacht und am folgerichtigsten durchgeführt waren. In Wirklichkeit aber ist die ganze Welt von einer Abkehr vom Weltmarkt erfüllt. Die Lossagung Englands vom Freihandel beim Ausbruch der Weltwirtschaftskrise war das deutliche Eingeständnis, wie in allen Ländern der Rückzug auf die heimische Wirtschaft oder doch auf Austausch in begrenzten Wirtschaftsräumen vorbereitet war. Die einstige stolze Parole: »Mein Feld ist die Welt!« gehört längst der Vergangenheit an.

Länder, die in zu stürmischer Entwicklung zum Industrierevier ihre Landwirtschaft vernachlässigt hatten, bauten die Pflege von Ackerbau und Viehzucht wieder aus. In erster Reihe und am erfolgreichsten hat hierbei wieder Deutschland gearbeitet, das mit seinem Reichsnährstand Erzeugungsschlachten zur Hebung der Eigenversorgung schlug. Aber auch andere Länder betrieben eine Reagrarisierung, und dort, wo die Zeichen der Zeit unbeachtet gelassen worden sind, wie auf der britischen Insel, hat sich dann die Fahrlässigkeit, keine Politik der Eigenversorgung geführt zu haben, im Krieg mit seiner Blockade bitter gerächt. Gleichzeitig sind aber auch die Monopole der Rohstoffbesitzer durchbrochen worden. Auch hier ist Deutschland vorangegangen, das in seinem Vierjahresplan die Fabriken für synthetische Treibstoffe, Gummi, Spinnfasern aufbaute.

Andererseits haben sich die großen Agrarländer der Welt bemüht, sich eine eigene industrielle Grundlage zu schaffen. Die Reihe dieser Länder, die aus ihrer agrarischen Monokultur hinausdrängten, beginnt mit dem südamerikanischen Erdteil und reicht bis nach Japan und China. Sie alle, die zunächst nur während des Weltkrieges Ersatz für die fehlenden europäischen Lieferungen gesucht hatten, wollten nun sich selbst in die Rolle der europäischen Fabrik hineinspielen.

Es ist klar, daß diese Strukturwandlungen der Weltwirtschaft die Spannungen am Weltmarkt wesentlich verstärkt haben. Der Welthandel mußte auf den Austausch vieler Güter verzichten, mit denen vor dem Weltkrieg die Überseedampfer schwer beladen von Hafen zu Hafen zogen.

Trotzdem brauchte der Welthandel nicht in den apathischen Zustand zu verfallen, der ihn seit der Weltwirtschaftskrise kennzeichnet. Aber auch hier war Deutschland mit ganz klaren Grundsätzen ein Prediger in der Wüste. Es hat immer wieder erklärt, daß die nationale Selbstbesinnung der Völker auf wirtschaftlichem Gebiet sich nicht gegen den Außenhandel als solchen zu wenden brauche. War es doch in Deutschland, wo von höchster Regierungsstelle das Wort geprägt wurde: »Exportiere oder stirb!« und wo die Unsinnigkeit der Rohstoffländer, Kaffee, Getreide, Baumwolle, Gummi lieber zu verbrennen, ins Meer zu schütten oder in Preisstürzen verkommen zu lassen, als eine Politik des Ausgleichs im Welthandel zu treiben, am schärfsten kritisiert worden ist.

Zu der Umkehrung der Handelspolitik in den Handelskrieg haben die Methoden der Vereinigten Staaten von Amerika am meisten beigetragen und damit den Strom der internationalen Kaufkraft, des Goldes, so einseitig werden lassen, daß schließlich der Wert des Goldes überhaupt fragwürdig werden mußte.

Die Vereinigten Staaten haben ihren Handelsverkehr mit der Welt von den beiden unwirtschaftlichen Faktoren der inneren Schwäche und der politischen Stimmung beeinflussen lassen. Vergeblich hat die Regierung Roosevelt die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen versucht. Die Vereinigten Staaten haben ein Arbeitslosenheer von zehn Millionen Menschen jahrelang durchzu-

schleppen gehabt. Eingriffe in die Wirtschaft nutzten nichts und Wurden überdies um ihren Erfolg gebracht durch die demokratische Einmischung und durch das Quertreiben gegen solche Maßnahmen, die die Machtstellung der Hochfinanz hätten einschränken können. Das mag nun eine innerpolitische Angelegenheit der Neuen Welt sein. Sie hat sich jedoch auf den Welthandel sehr schmerzhaft ausgewirkt. Wegen der ewig unsicheren Wirtschaftslage im eigenen Land haben sich die Vereinigten Staaten mit jener Zollmauer umgeben, die das Eindringen ausländischer Ware verhinderte, und in jene Abwertung des Dollars eingelassen, die die amerikanischen Erzeugnisse mit zur billigsten Ware des Weltmarktes machte.

So ist der welthistorische Zug zur Eigenwirtschaft besonders spürbar in der Entwicklung der Vereinigten Staaten. Auch sie sind um 1913 noch ein junges, dem kolonialen Zustand kaum entwachsenes Gebiet. Bis zum Weltkrieg hängen sie noch mit großer Gläubigkeit an der fortgeschrittenen Zivilisation des alten Kontinents, so sehr auch schon die amerikanischen Finanzmächte zur eigenen Großwirtschaft hingetrieben hatten. Der Ausbau zum Industrieland, das schließlich gigantische Leistungen im Technischen hervorbringen sollte — nicht nur die himmelstürmenden Wolkenkratzer der Millionenstädte, sondern auch die überschnell produzierende Maschine mit dem laufenden Band —, ist durch die wirtschaftliche Ohnmacht Kriegs-Europas zum mindesten beschleunigt worden. Und dieser Ausbau hat die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Union vom Weltmarkt bekräftigt, was nicht ausschließt, daß die Amerikaner überdies zum größten Teilnehmer des Welthandels geworden sind.

Im letzten Jahrzehnt haben die Vereinigten Staaten alljährlich zwischen zwei und drei Milliarden Mark mehr Ware ausgeführt, als fremde Erzeugnisse aufgenommen. Der Unterschied mußte in bar nach Amerika fließen. Er verstärkte noch den Zustrom an Gold, der sich schon dadurch ergab, daß Amerika als Hauptgläubiger der Welt aus allen Erdteilen Zinsen und Kapitalrückzahlungen beanspruchte.

Das hat den Handelskrieg aller gegen alle auf seinen Höhepunkt getrieben. Amerika wollte oder konnte nicht so viel

fremde Ware aufnehmen, wie nötig gewesen wäre, den Rest des Welthandels in ein Gleichgewicht zu bringen. Und damit noch nicht genug, hat es in handelspolitischer Kurzsichtigkeit seine Einstellung gegen die autoritären Staaten in eine unverblümte Handelssperre ausarten lassen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat einseitig die Zölle auf deutsche Waren so erhöht, daß eine Ausfuhr nach diesem größten Staat des amerikanischen Kontinents nicht mehr möglich war. Es hat sich jeder Vertiefung der Handelsbeziehungen widersetzt. Der Weg über den Ozean war unendlich weit geworden. Im April 1939 erfand dann Amerika sogar »Strafzölle« für deutsche Erzeugnisse, die den deutsch-amerikanischen Handel gänzlich vernichteten.

Zur Begründung dieser handelszerstörenden Maßnahmen wurden allerhand wirtschaftstechnische Vorwürfe aufgetischt. Deutschland, so wurde von Amerika behauptet, treibe Dumping, indem es seine Ausfuhrfirmen finanziell unterstütze. Nicht erwähnt wurde freilich dabei, daß die Abwertung des Dollars längst eine Dumpingmaßnahme war. Der wirkliche Hintergrund für die feindliche Einstellung gegen den Handel mit Deutschland war denn auch der politische Boykott, der von den jüdisch durchsetzten Kreisen der Hochfinanz von Wallstreet ausstrahlte, während die Farmer in den Mittel- und Oststaaten den Sinn der Boykottpolitik nicht einsehen wollten. Im Jahre 1939 erklärte ein Kongreßmann: »Der amerikanische Farmer ist berechtigt, den Grund für den Verlust dieses Ausfuhrmarkts zu erfahren. Er kann verlangen, daß Washington sich ernstlich mit der Tatsache beschäftige, daß einer unserer besten Fettabnehmer, der früher fast ein Drittel des gesamten Exports übernahm, jetzt völlig als Kunde ausgefallen ist.«

Deutschland hatte sich erboten, die innere Krise der amerikanischen Wirtschaft dadurch zu erleichtern, daß es die Farmer von der schweren Last von Millionen von Baumwollballen erlöste. Es war alles vergebens. Die führenden Politiker der Vereinigten Staaten jagten dogmatischen Phantomen nach und ließen darüber die Möglichkeit verfallen, Außenhandel zu treiben, ohne den fruchtlosen Goldschatz zu verstärken. Denn Deutsch-

land wollte nicht gegen Gold, sondern gegen gute Ware verkaufen.

So beschränkten sich die Vereinigten Staaten selber auf jenen Handelsverkehr mit der Welt, der sich noch auf den Trümmern der zerstörten Währungen durchführen ließ. Hat doch die Einseitigkeit der amerikanischen Handelspolitik weiterhin die Währungssysteme in aller Welt Schwankungen ausgesetzt. Die letzten Jahre vor dem Ende des europäischen Friedens haben erneut das Geld in vielen Ländern in den Abgrund der Entwertung gerissen, wobei nur die Reichsmark ihrem alten Wechselkurs gegen das Gold treu blieb.

Totentanz des Goldes

So verrät ein wilder Totenreigen des Goldes in dem Jahrzehnt, das den neuen kriegerischen Wirren des Abendlandes vorausgeht, die schweren Spannungen der Weltpolitik und der Weltwirtschaft. Nicht nur die wirtschaftlichen Hintergründe sind es, die die internationalen Zahlungsmittel von Europa nach der Neuen Welt verlagern. Mehr noch treibt die Angst, die den Kapitalismus vor dem Marschtritt der neuen Zeit befällt, zur Flucht der beweglichen Vermögen.

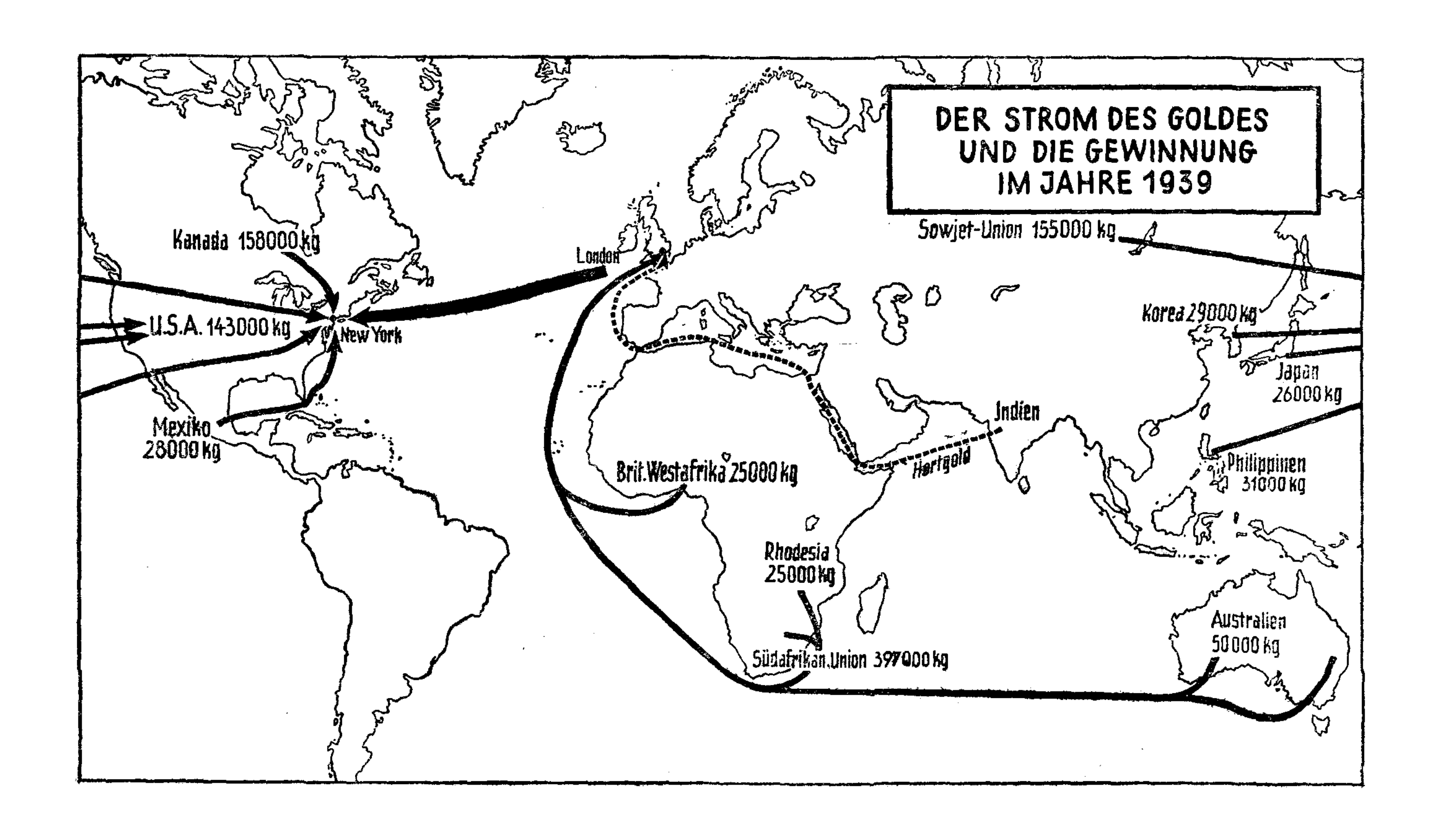
Deutschland hat die Kapitalflucht schon erlebt, als die international eingestellten Glücksritter, die seine Wirtschaft bevölkerten, die Machterhebung des Nationalsozialismus noch kaum ahnen konnten. Was sie jedoch voraussahen, war der schwere wirtschaftliche Zusammenbruch, der in der großen Krise in dem Anschwellen des Arbeitslosenheeres zum Ausdruck kam, sämtliche Produktionsgrundlagen unsicher werden ließ und gefährlichste innerpolitische Unruhe heraufbeschwor. Damals zeigten jüdische Kapitalisten und andere Großvermögensbesitzer sofort, daß ihre Heimat nur dort sein könne, wo sie ihr Vermögen in Sicherheit glaubten. In die Direktionszimmer der Großbanken stürmten sie, Scheingrößen aus Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft, zu ängstlichen Beratungen. Der Erfolg war meist, daß am nächsten Tag ein Telegramm der Bank an ihre überseeische Geschäftsverbindung abging, das für den besorgten Kunden

ein Konto bei den Bankhäusern von Wallstreet eröffnete, oder daß Kuriere mit sorgfältig verschlossenen Dokumentenmappen die Schnellzüge über die Grenze nahmen und daß Depots von Gold und sonstigen Wertsachen versiegelt auf die Überseedampfer in Hamburg und Bremen gebracht wurden.

Bevor die Devisengesetze die Grenze gegen das Verschieben der Vermögen schlossen, sind Milliardenwerte abgewandert, zum großen Teil durch Abtransport von Gold durch die Banken, die mit dem Währungsmetall für ihre Auftraggeber die Überweisung von Guthaben ins Ausland ausgleichen mußten. Auch noch nach Aufnahme der Gold- und Devisenbewirtschaftung fanden sich Volksschädlinge, Lücken im Gesetz oder heimliche Übergänge an der Grenze oder Verstecke für Schmuggelgut auszunutzen, bis die Bewachung und Bestrafung der unsozialen Elemente immer stärker wurde. Seitdem ist schon der Besitz von Goldstücken oder Goldbarren ebenso wie von Devisen verboten. Was internationale Kaufkraft hat, ist in Deutschland bei der allein zuständigen Stelle zentralisiert worden, die für den finanziellen Ausgleich des Außenhandels zu sorgen hat, bei der Reichsbank.

In den westlichen Ländern hat die Kapitalflucht zwar etwas später angefangen, dann aber um so länger vorgehalten. Sie hat zunächst Frankreich ergriffen.

Frankreich hat im letzten Jahrzehnt in einem unseligen Schwanken seiner Sozialpolitik und seiner Wirtschaftstheorie gestanden. Seine kurzlebigen Kabinette mußten ein Notgesetz nach dem andern erlassen, in stetem Kampf mit den überspitzten Forderungen einer marxistisch-radikalisierten Arbeiterschaft und der Nüchternheit der wirtschaftlichen Tatsachen. Ein rein doktrinäres Streben nach Besserung der Lebensbedingungen des Arbeiters fand sich nicht mit der tatsächlichen Produktionsgrundlage zusammen. Die verfehlte, vorübergehende Einführung der Vierzig-Stunden-Woche, die die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft in drastischer Weise herabminderte, war der treffendste Ausdruck für die Wirtschaftsfremdheit der führenden Advokaten. Der Staatshaushalt schwankte in unaufhörlichem Defizit. Man versuchte, die Fehlbeträge durch Kunstgriffe bei der Wäh-



DER STROM DES GOLDES
UND DIE GEWINNUNG
IM JAHRE 1939
Kanada 158000 kg
U.S.A. 143000 kg
Mexiko
28000 kg
New York
London
Sowjet-Union 155000 kg
Korea 29000 kg
Japan
26000 kg
Philippinen
31000 kg
Indien
Hartgold
Brit. Westafrika 25000 kg
Rhodesia
25000 kg
Südafrikan. Union 397000 kg
Australien
50000 kg

rung auszugleichen, statt die Fehler in den Grundlagen des Systems zu suchen. Das Geld wurde in einer Reihe von Katastrophen abgewertet. Der unterirdische Goldschatz der Bank von Frankreich erkletterte daraufhin höhere Zahlen, wenn man seinen Wert in Papiergeld ausdrückte. Es war schon ein befremdlicher Gedankengang, letzte Gehirnarbeit einer im Geldwahn befangenen Führerschicht, wenn die durch die Notenentwertung erzielte Aufwertung des Goldschatzes nun als Gewinn gebucht und als volkswirtschaftliche Leistung gefeiert wurde.

So geriet das wirtschaftliche Leben in steigende Unsicherheit, die mit altbewährter Automatik bei den Kapitalbesitzern den Gedanken zur Flucht ihrer Vermögen reifen ließ. Der französische Rentner, wie er im Buche steht und als Sinnbild des nur auf konstruktive Sicherung des Lebens bedachten Frankreichs gelten mochte, war freilich nicht international und nicht geschäftstüchtig genug, sein Kapital zu retten. Er hielt seine Staatsrenten fest, wenn auch in dumpfer Beklommenheit, was die Zukunft bringen werde. Höchstens entschloß er sich, solange die Bank von Frankreich noch Gold herausgab, etwas Edelmetall zu hamstern und in seinem Garten zu vergraben.

Die französischen Regierungen hatten ja lange genug geglaubt, beim System des freizügigen Goldes bleiben zu können. So hat auch der kleine Bourgeois mitunter sein Geld in Gold umgewandelt. Aber die goldene Freiheit kam doch in der Hauptsache den kapitalistischen Kreisen zugute, die internationale Verbindungen und geschäftliche Gewandtheit besaßen. Es waren vor allem die Kreise, die für den Franzosen unter den Begriff der »Zweihundert Familien« fallen, jene finanzkräftige Oberschicht, die so unselig die Geschicke der Bank von Frankreich und der französischen Währung leitete. Sie brachte ihr Geld nach London in Sicherheit, von wo aus es den Weg allen Goldes ging, den Weg nach Amerika. Ein großer Teil der Schätze der Vereinigten Staaten ist emigriertes Gold aus Frankreich.

Dieser Totentanz des Goldes hat bis zum letzten Augenblick des französischen Staatslebens alten Stils angehalten. Noch bevor das Land dem militärischen Zusammenbruch entgegentrieb,

eilte ängstliches Gold aus den schon schwer gefährdeten Häfen nach Übersee. Als die große Flucht vor den deutschen Truppen einsetzte, rafften die Nutznießer des kapitalistischen Systems ihre letzten Schätze zusammen, um sie ins Ausland zu retten, allen voran der letzte Rothschild, der mit Milliardenwerten über die spanische Grenze ging. Noch in den Koffern des verhafteten Ministerpräsidenten Reynaud wurden Goldbarren gefunden, die einen letzten Teil der einstigen Herrlichkeit retten sollten.

Das britische Kapital hat sich auf seiner Insel noch lange Zeit verhältnismäßig sicher gefühlt. Gewiß hatte auch dort in all den letzten Jahren eine Flucht der privaten Vermögen eingesetzt; aber noch war die Abwanderung des Goldes mehr wirtschaftlich bedingt, als durch die Nervosität der besitzenden Schichten hervorgerufen. Noch stand London, das einstige Finanzzentrum der Welt, das London der großen Banken mit ihren trutzigen Mauern, die Empire-Stadt mit ihrer Anhäufung von Kostbarkeiten aus den von den Briten eroberten Weltteilen. Erst der Krieg hat, dann aber in wilder Todeshast, das Gold davongetrieben. Der britische Hochadel, Großgrundbesitz, Großkaufmann haben nun beschleunigt ihre beweglichen Vermögenswerte über den rettenden Ozean gebracht, darunter viel Gold, für das Schiffsraum trotz aller Schwierigkeiten der britischen Flotte stets vorhanden war.

Aus Polen waren die verunglückten Politiker mit goldenem Raub geflüchtet. Der norwegische König hat Goldmillionen bei seiner Ausreise mitgenommen. Die holländischen Emigranten sind ebenfalls nicht ohne goldene Versorgung enteilt.

Ein wildes Strudeln des Goldes! Sogar die indischen Märchenschlösser haben sich geöffnet. Im letzten Jahrzehnt ist aus den indischen Horten Gold im Wert von vier Milliarden Mark neu aufgetaucht und hat den Strom des Weltgoldes, der von Land zu Land zog, vergrößert. Doch ist hierbei weniger an Kapitalflucht zu denken als vielmehr an eine Flucht aus dem Gold. Die indischen Bazare haben aufmerksam beobachtet, daß sich aus dem Steigen des Goldwertes und dem neuerlichen Fallen des Silberpreises ein gutes Geschäft machen läßt. Da nach wie vor das Geld des indischen Volkes aus Silber besteht und das

Mißtrauen in das von den Briten kontrollierte Währungssystem zum Umtausch von Banknoten in Silber trieb, konnten Zwischenhändler des Metalls ein gutes Aufgeld bezahlen. Damit wurde ein Teil der verborgenen Goldmengen aus den Horten des Morgenlandes gelockt, von denen man nicht weiß, wo sie im einzelnen stecken, wie groß sie sind und welche Bedeutung sie noch in Zukunft haben werden.

Rein technisch gesehen, hat sich der ganze tolle Reigen der Flucht des Goldes nach Amerika am Londoner Goldmarkt abgespielt, der seit Jahrhunderten den Anspruch erhob, der Weltmarkt des Goldes zu sein.

Gold ist, sobald es von Land zu Land unterwegs ist, eine Ware. Wenn auch die Notenbanken oder zuletzt mindestens das Schatzamt der Vereinigten Staaten feste Preise für das Edelmetall haben, so bildete sich doch ein freier Handel mit eigenen Preisgesetzen. Nach London ist das neu gewonnene Gold aus Afrika und Australien gekommen, um dort verhandelt zu werden. In einer Art Tempeldienst wurde in alter Tradition der Preis am offenen Londoner Goldmarkt jeden Morgen um 11 Uhr von der Firma N.M.Rothschild and Sons festgesetzt und den Händlern bekanntgegeben. Selbst wenn beispielsweise das Schatzamt der Vereinigten Staaten einen festen Ankaufspreis hat, so ist dieser Satz noch nicht der wirkliche Wert, den das Gold zu einer bestimmten Stunde und an einem bestimmten Ort aufweist. Vieles ist zu berücksichtigen: Die Frachtkosten, die sehr unterschiedlich sein können; die Versicherungsgebühren, die in spannungsreichen Zeiten beträchtliche Höhen erreichen; die Maklerverdienste und Prüfungsgebühren, ferner Gebühren, die von verschiedenen Regierungen erhoben werden, und schließlich die Frage der Zinsen. Geld, das in Gold angelegt ist, bringt keine Zinsen. Die vermittelnden Bankhäuser müssen also Zinsverluste für die Zeit vom Ankauf der Goldbarren bis zur Abgabe an die Beauftragten des amerikanischen Schatzamtes berücksichtigen. Die Hauptsache bleibt dann aber noch, die Währungskurse der Länder, zwischen denen das Gold wandern soll, bei all diesen Kalkulationen zu beachten.

So kommt ein schwieriges Rechenexempel zusammen, das

auch noch den letzten grausigen Reigen des Goldes, aufgeführt zwischen den verschiedenen Kontinenten, mit seinen händlerischen Raffinessen begleitet.

Das Grab im Fort Knox

Bei all diesem gespenstischen Treiben von Politik und Wirtschaft um das Gold scheinen die Märchenträume von den Schatzkammern der persischen Könige, den goldenen Schlössern der indischen Fürsten, den blanken Schätzen der abendländischen Kirchen längst versunken. Doch erhebt sich, was sonst nur die Phantasie um die Vergangenheit webte, gerade in dieser Zeit zu wahrhaft gigantischer Realität. Die Schätze, die Amerika anhäuft, lassen noch einmal eine durch Technik und Ausmaß alles Einstige übertrumpfende Burg des Goldes erstehen, zu der der Zug des Goldes in überhasteter Feierlichkeit geht.

Ein Dampfer nach dem andern hat in den aufgeregten Jahren des letzten Jahrzehnts seinen Kurs mit Goldladung nach New York genommen. Jedes dieser großen Schiffe hat mehr Edelmetall an Bord, als manche früheren Jahrhunderte überhaupt je besessen haben. So wird jeder Dampfer im Hafen der Neuen Wekt mit einer Aufmerksamkeit und einer Sicherung durch bewaffnete Truppen empfangen, wie sie sonst nur den Besuchen von Königen gilt.

Die wertvolle Last kommt in die Stahlgewölbe der Wallstreet-Banken oder an einen sicheren Ort im Innern des Landes. Panzerwagen sind aufgefahren, von schwer gerüsteter Begleitmannschaft umgeben. Maschinengewehre werden in Stellung gebracht, Handgranaten und Tränengasbomben bereitgestellt, wenn die Goldbarren ausgeladen werden. Ist es doch schon vorgekommen, daß eine Gangsterbande den Transport überfallen hat.

Kaum wird den Wachmannschaften, die die Millionenwerte verteidigen sollen, Vertrauen entgegengebracht. Die Führer der Panzerwagen wissen nicht im voraus, wohin sie zu fahren haben. Bei der Abfahrt erhalten sie in verschlossenen Briefen die Befehle, welche Straßen sie nehmen sollen. Zwischen den Befehls-

zetteln findet sich dann ein Umschlag, der eine Münze enthält. Das ist die Aufforderung, sich am Fernsprecher bei der Bankleitung neue Weisungen über die einzuschlagende Fahrt zu holen. Die Straßen, die durcheilt werden, werden bewacht, mitunter für den Verkehr völlig gesperrt. An wichtigen Ecken stehen Posten mit Maschinengewehren — und alles nur, um einen Haufen totes Metall in sicheres Gewahrsam zu leiten.

Für das Gold hat die Regierung der Vereinigten Staaten eine Festung ausbauen lassen. Im Waldgebiet des Staates Kentucky liegt das Fort Knox, wo die Milliarden gestapelt werden, ein moderner Tempel des goldenen Götzen, in Form und Größe erinnernd an die sagenhaften Tempel vorantiker Kulturen.

Dorthin bringen Eisenbahnzüge das Gold unter starker Militärbedeckung. Das Fort, dem ein großes Truppenlager zugehört, gilt als erdbebensicher. Tiefe Gewölbe sind in den Fels eingesprengt, die Wände der Felskammern durch Stahl verstärkt. Eine gewaltige Tür aus Stahl und Kupfer schützt den Zugang zu den Räumen, die nur von wenigen hohen Beamten und einigen Offizieren betreten werden dürfen. Sie kann in wenigen Minuten festgeschmolzen werden, falls es einmal zu einem Sturm auf die Keller kommen sollte. Geöffnet werden kann die Tür nur von sechs Männern gleichzeitig, von denen jeder eine Zahl an den Kombinationsschlössern einzustellen hat, bevor die Schlüssel passen.

Maschinengewehrnester und Kanonen für Gasgranaten sichern die Festung vor jedem Angriff. Strahlenfallen, an verborgenen Stellen angebracht, melden das Eindringen jedes Unbefugten, und ein Spiegelsystem läßt alle Winkel des Forts und der Schatzkammern überblicken. Warnsignale, Scheinwerfer treten von selbst in Tätigkeit, wenn es Überraschungen geben sollte.

Der eigentliche Lagerraum der kostbaren Metalle umfaßt eine Fläche von etwa tausend Quadratmetern. Er besteht aus mehreren Kammern aus Stahl und Beton, die bis zu zwölf Meter hoch und zwanzig Meter breit sind. Dort liegt das Gold der Welt oder doch wenigstens ein großer Teil des Weltbestandes, Denn schon



Eine verlassene »Geistergrube« aus der Zeit der ersten Goldfunde in den Vereinigten Staaten von Amerika lockt noch einmal die Prospektoren an. Quarzgänge leuchten auf, die sich als unvermutet stark goldhaltig erweisen. (Weltbild)



Die Goldflucht nach Amerika nahm in den Jahren der politischen Spannung in Europa stärkstes Ausmaß an. Ein Augenblicksbild vom Kai von Southampton, wo vor Ausbruch des Krieges britische Goldbarren an Bord der »Bremen« gebracht wurden, um nach New York verschifft zu werden. (Weltbild)

sind selbst die gewaltigen Räume des Forts Knox, das nicht nur Schatzkammer des Goldes, sondern auch des von den Vereinigten Staaten zu Milliarden gehorteten Silbers ist, zu eng geworden für die immer neu eintreffenden Zufuhren.

Doch wird diese Schatzkammer eines Riesen in nichts den goldenen Schlössern der Märchen gleichen. Kein Glänzen, kein Leuchten von Zierat mag die Räume erfüllen. Eintönig liegt das Metall, ausgegossen in kleine Barren von vierkantiger Form, wenn sie amerikanischen Ursprungs sind, oder — fast ein Symbol des ewigen Begrabenseins des Goldes — in Gestalt eines kleinen Sarges, wenn sie aus britischen Gebieten stammen.

Das Gewicht der Edelmetalle wird nach englischen Unzen bemessen. Dadurch ergeben sich verwunderliche Normalgewichte der Barren. Goldbarren wiegen gewöhnlich 6345 Gramm oder 12440 Gramm; die schwereren stellen einen Wert von rund 35000 Mark dar. Sie sind kein reines Gold, sondern haben zur Härtung eine Beimischung von Kupfer. Die Silberbarren sind meist auf ein Gewicht von 31265 Gramm abgestimmt. Gold und Silber aber haben ihren Glanz verloren. Mit dunkler Farbe sind die Barren gestrichen, meist auch noch in Säcke eingenäht.

Und es taucht eine Vision auf, den Wahnsinn des Goldglaubens grell beleuchtend:

Aus den tiefsten Schächten Afrikas wird in mühseliger Arbeit das Gold herausgesprengt. Es wird bezahlt mit allen wertvollen Gütern des Lebens. Es wird mit größter Ängstlichkeit und Vorsicht, unter Benutzung aller neuzeitlichen Verkehrseinrichtungen in stürmischer Eile in einen Felsenkeller im fernen Amerika gebracht, wo sich hinter ihm für immer die stählernen Tore schließen. Außer von den wenigen Mannschaften, die seine Reise begleiten, wird es von keinem Menschen erblickt. Es erweist keinem Menschen einen Dienst, versinkt wieder in die Grabesruhe eines in die Erde hineingebauten Gewölbes, nachdem es Jahrmillionen in dem festen Gestein des Erdinnern geruht hatte. Die Arbeit, die — so sagte ja Plinius — »leicht die Arbeit der Giganten übersteigen möchte«, ist umsonst getan. Sie hat einzig dazu gedient, die dem Unterirdischen abgewon-

nene Materie in die Grabkammer des Forts Knox zu verschließen.

Die Schätze, die im Fort Knox bewahrt werden, sind kein Währungsmetall mehr. Amerika hat dieses Gold sterilisiert. Denn die Gefahr ist zu groß, daß sich bei der üblichen bankmäßigen Behandlung des Goldes die Kreditinflation in den Vereinigten Staaten ins Übermäßige ausdehnen würde. Zahlen doch schon die Banken wegen der Massenansammlung des Geldes für die täglichen Einlagen ihrer Kunden keinerlei Zinsen mehr, und ein Finanzhaus wie Morgan & Co. hat mindestens 400 Millionen Mark in bar in seinen Kassen, weil sich keine Verzinsungsmöglichkeit bietet. Mit Hilfe einer besonderen Finanztechnik wird erreicht, daß das Gold, das dem Schatzamt zuströmt, nicht mehr die Zauberkraft hat, neue Banknoten oder neue Kredite zu schaffen. Es ist also auch bankmäßig unfruchtbar gemacht und wartet nun in seinem Grab, ob noch einmal eine neue Zeit mit neuen Aufgaben für das Edelmetall anbrechen wird.

So mußte die Entthronung des Goldes als Währungsmetall von zwei Seiten her erfolgen. Länder, die ihren metallenen Währungsschutz dahinschwinden sehen, lösen das Geld vom Gold, weil sie nicht genug internationale Kaufkraft mehr besitzen. Und als Groteske tritt auf der andern Seite ein: das Land, das am meisten Gold an sich gezogen hat, muß wegen seines Reichtums dem gehorteten Metall die Währungseigenschaft absprechen. Der »goldene Mittelweg« ist der Weltfinanzwirtschaft durch die Irrungen und Wirrungen seit dem Weltkrieg restlos verschüttet.

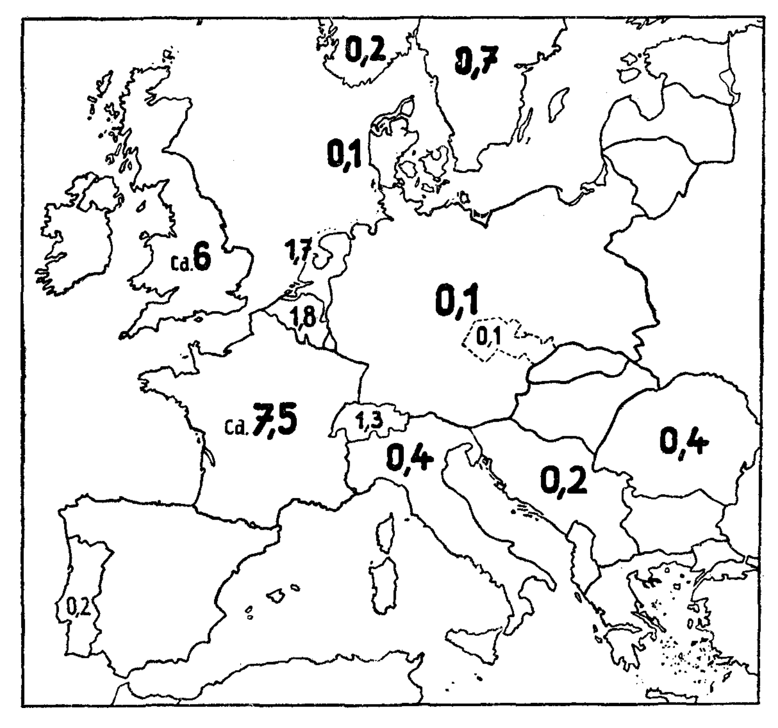
Denn schon im Sommer 1939 ist die Verteilung der Goldschätze ganz eindeutig und einseitig geworden. Um diese Zeit besitzt das Schatzamt der Vereinigten Staaten von Amerika bereits 40 Milliarden Mark, während alle übrigen Länder in ihrem Währungsfonds und Ausgleichsfonds zusammen zwischen 27 und 28 Milliarden Mark als letzte Reserve haben.

Die Verteilung der monetären Goldbestände spiegelt wenige Monate vor Ausbruch des Krieges in Europa getreu die Aufteilung der politischen Mächte in reichste, reiche und arme Länder wider:

Vereinigte Staaten ..	40000	Millionen	Mark
Frankreich	7700	„	„
England	6900	„	„
Holland	2000	„	„
Schweiz	1800	„	„
Belgien	1500	„	„

Das sind die Hauptgläubiger der Welt mit zusammen 59900 Millionen Mark. Die übrige Welt besitzt demgegenüber insgesamt nur noch für 7700 Millionen Mark Gold, darunter Deutschland mit 117 Millionen Mark.

Die Entgoldung Europas liegt schon deutlich vor aller Augen. In rasender Eile aber setzt sie sich fort, als der Krieg, der im Herbst 1939 zum Ausbruch kommt, nicht nur die Flucht des Edelmetalls aus den gefährdeten kapitalistischen Ländern zu



Staatliche Goldbestände Europas im Kriegsherbst 1939 (in Milliarden Mark)

einem letzten Höhepunkt treibt, sondern auch dem Gold noch einmal seine alte Rolle als Einkäufer von Kriegsmaterial zuweist. Seit jenen Herbsttagen mußte sich der Totentanz des Goldes noch einmal zu makabrer Größe erheben. Und wieder ist es Amerika, daß das Ziel dieser letzten Abwanderung des Goldes aus Europa bedeutet, das sich bewußt mit seiner Wirtschaftskraft auf die Seite der kapitalistischen Mächte Europas stellt.

Man muß daran erinnern, daß das Fiasko des Weltkreditsystems, das zur Weltwirtschaftskrise geführt hatte, zum großen Teil den Kriegsschulden der Katastrophe von 1914 entsprungen ist. England und Frankreich hatten, als aus Deutschland keine Reparationen mehr herauszuholen waren, die Zahlung ihrer Kriegsschulden an die Vereinigten Staaten sofort eingestellt. Frankreich hat 1931 zum letztenmal seine Rate an Amerika gezahlt, England stellte die Schuldenrückzahlung nach 1933 ein. Seitdem hängen noch die alten Kriegsschulden. Der einzige Staat, der seine Verpflichtungen gegenüber Amerika erfüllte, war Finnland, dem die Amerikaner dafür auch eine schöne Dankadresse gewidmet haben. Rund 30 Milliarden Mark muß Amerika als uneinbringlich abschreiben, wovon der Hauptteil auf Großbritannien mit 14 Milliarden und auf Frankreich mit 10 Milliarden entfällt.

Die Vereinigten Staaten haben also ihre seinerzeitigen Kriegslieferungen verschenkt. Und es ist bezeichnend, daß sich Anfang 1940 der britische Lord Beaverbrook dahin äußerte, die Kriegskredite der Vereinigten Staaten an die Alliierten seien als nicht rückzahlbarer Beitrag Amerikas für die gemeinsame Sache an Stelle von Soldaten und Waffen anzusehen. England sei von Präsident Wilson und anderen amerikanischen Persönlichkeiten in dem Glauben bestärkt worden, die Kriegsschulden würden gestrichen werden.

So hat der Weltkrieg für die Amerikaner als ein finanzielles Abenteuer größten Stiles geendet. Das kommt in dem unerhörten Anwachsen ihrer Staatsschuld zum Ausdruck, die im Jahre 1940 angesichts der neuerlichen Aufrüstung auf über 120 Milliarden Mark gestiegen ist. Im reichsten Lande der Welt ist also jeder Staatsangehörige im Durchschnitt mit einer Staats-

schuld von tausend Mark behaftet, die der Staat für ihn gemacht hat.

Trotz dieser bösen Erfahrungen haben sich die Vereinigten Staaten seit Ausbruch des neuen Krieges wieder an dem gefährlichen Spiel mit dem Kriegsmaterial beteiligt. Ihre Ausfuhr an Rohstoffen und industriellen Erzeugnissen ist in steigendem Umfange den Westmächten zugute gekommen, obwohl man versuchte, den Schein einer Neutralität aufrechtzuerhalten. Die alten, unbezahlten Kriegsschulden der Alliierten schreckten allerdings ab, die amerikanischen Wirtschaftskreise noch einmal in eine unsinnige Kreditgewährung zu treiben. Daher war bald nach Kriegsbeginn die berühmte Cash-and-Carry-Klausel aufgekommen. Die kriegführenden Mächte durften Ware aus den Vereinigten Staaten nur beziehen, wenn sie sie mit eigenen Schiffen abholten und wenn sie den Kaufpreis gleich in bar erlegten.

Das war das Signal für schleunigste Verschiffung der Goldschätze Frankreichs und Englands nach Amerika, wobei natürlich, da das Gold selbst nicht mehr allzu weit reichen konnte, namentlich die britischen Kapitalisten ihre sonstigen Auslandswerte, wie Beteiligungen an amerikanischen Unternehmungen oder amerikanische Schuldverschreibungen, ebenfalls über den Ozean schicken mußten, um die amerikanischen Lieferungen bar bezahlen zu können.

Seit Kriegsbeginn ist daher wieder Goldschiff über Goldschiff in den Häfen der Neuen Welt eingetroffen mit der letzten goldenen Last des alten Erdteils. Zu Beginn des Jahres 1941 hat der Goldschatz der Vereinigten Staaten von Amerika den für alle bisherigen Zeiten höchsten Stand mit

55 Milliarden Mark

erreicht. Bis Anfang 1941 hat der Krieg also den amerikanischen Schatz von 40 Milliarden auf 55 Milliarden hinaufgetrieben. In wenig mehr als einem Jahr sind diese neuen 15 Milliarden über den Atlantischen Ozean, über den Stillen Ozean oder über die Grenze Kanadas in die Stahlkammern der Union geflossen — eine Menge, die die gesamte Ausbeute der Menschheit vom

Anbeginn der Kultur bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übersteigt. Aus allen Erdteilen ist das Gold herbeigeströmt auf Geheiß der ihre letzten Kräfte aufbietenden Londoner Finanzwelt: neben den welken Beständen der Währungsbanken auch die neue Förderung aus den südafrikanischen Bergwerken, den australischen Sandwüsten oder den kanadischen Eisgebieten und sogar aus den uralten Horten der indischen Fürsten.

Die Hetzjagd des Goldes über das Weltmeer erreichte ihre größte Eile in der Zeit des Zusammenbruchs Frankreichs. Allein in den kritischsten zwei Wochen kam über eine Milliarde Mark Gold über das Weltmeer.

Cash and carry — das war die amerikanische Neutralitätsformel, die den Verkauf von Ware an die kriegführenden Mächte gegen Kredit verboten hat, bis Präsident Roosevelt nach seiner zweiten Wiederwahl von Ende 1940 mit neuen Spitzfindigkeiten die Belieferung Großbritanniens ohne Zahlung von goldenen Gegenwerten durchsetzte. Aber war denn das Gold überhaupt noch Barzahlung? Haben sich nicht mit der Monopolisierung des Goldes in einem einzigen Land die Begriffe vollkommen gedreht? Ob Großbritannien, das Kriegsmaterial von den Vereinigten Staaten bezogen hat, jemals gegen Lieferung von Gütern das Gold wird zurückkaufen können, ist genau so unsicher wie seine Willigkeit als Schuldner gegenüber den amerikanischen Forderungen aus dem Weltkrieg.

Ja, das ist vielleicht die erschütterndste und alles umstürzende Erfahrung nach Ablauf einer vieltausendjährigen Epoche, die für den Einkauf der Ware, für die Bezahlung der Leistung, für die willige Hingabe des Menschen kein höheres und besseres Geld gekannt hat als das Gold. Wenn Amerika im Jahre 1940 gegen Gold verkaufte, dann verschenkte es seine Ware, seine Leistung, seine volkswirtschaftlichen Werte. Eine bedenkliche Erkenntnis auch in politischer Hinsicht; bedeutete sie doch, daß Kriegsmaterial von einem neutralen Land nicht nur verkauft, sondern sogar verschenkt worden ist.

Ist doch eines sicher: Gold hat nur so lange seinen Wert, wie die Aussicht besteht, es wieder gegen irgendwelche anderen Güter einzutauschen.

Findet sich niemand, der gegen Gold Ware hergibt, dann ist das Gold kein Tauschmittel mehr. So aber liegen die Dinge außerhalb Amerikas schon längst. Denn die außeramerikanische Welt sucht Rohstoffe und nützliche Erzeugnisse der menschlichen Arbeit. Sie verkauft eigene Ware nur, wenn sie andere nützliche Werte dagegen erhält. Mit Gold aber kann man keine Maschine treiben, keinen Hungrigen satt machen und keinen Bedürftigen kleiden.

Ist überdies der Goldbesitzer gar nicht gewillt, fremde Ware entgegenzunehmen, dann ist das Gold erst recht kein Tauschmittel mehr. Die Vereinigten Staaten wünschen gar keine übermäßige Zufuhr von ausländischen Gütern, weil es in ihr Wirtschaftssystem, das die Politik der Isolation mit dem alten kapitalistischen Stil verbindet, nicht hineinpaßt.

Wenn nicht als Tauschmittel begehrt, dann wird das Gold wertlos. Es ist nur noch ein an einer Stelle im Überfluß vorhandenes und zudem überflüssiges Metall, mit dem keiner etwas Rechtes anfangen kann. Es wird ihm, wenn die angebahnte Entwicklung zum Äußersten treibt, weiter nichts übrigbleiben, als den gleichen Leidensweg zu gehen, den schon ein paar Jahrzehnte vorher das Silber einschlagen mußte, weil es aus dem Währungsgetriebe der Welt ausgeschaltet und damit entwertet wurde.

Kein Ausweg für das Gold

Bei der Umwertung so vieler Werte in der jüngsten Geschichte der Völker tritt eine Seltsamkeit nach der andern zutage. Heute sind es nicht mehr die »armen« Länder, die dem Gold nachtrauern; sie haben längst das deutsche Beispiel gesehen, die Wirtschaft ohne Edelmetall zu steuern. Heute ist es der große Monopolbesitzer Amerika, dem die unlösbare Aufgabe zugefallen ist, einen Ausweg aus der goldenen Sackgasse zu finden. Das Gold kann nicht mehr denjenigen in Sorge bringen, der es nicht besitzt; es verursacht vielmehr eine bittere Zukunftsangst den Schatzhütern in den Vereinigten Staaten ebenso wie den Schatzhebern in den vielen Goldgruben der Welt.

Für Amerika ist die uralte Sage vom König Midas, die die antiken Völker des Mittelmeers in tiefer Erkenntnis vom Wert des Goldes geformt hatten, zu neuer Wirklichkeit geworden. Der phrygische König, besessen von der »verfluchten Gier nach dem Golde«, hatte sich gewünscht, alles in Gold verwandelt zu sehen, was er berührte. Und die Götter gewährten ihm die Erfüllung des leichtfertigen Wunsches so sehr, daß die Welt für ihn nur noch aus Gold bestand und er an vergoldeter Speise zu ersticken drohte.

Die Amerikaner mögen mit dem Gold anfangen, was sie wollen; es kann nicht gut ausgehen für den Goldbesitz.

Wenn eines Tages die Nachricht die Welt durcheilt, das Schatzamt der Vereinigten Staaten setzt den Ankaufspreis herab, was geschieht dann?

Im Weltkrieg hatten schon einige Länder die große Gefahr erkannt, die ihrer Wirtschaft aus zu reichlicher Anhäufung von Gold drohen konnte. So hat damals Schweden den staatlichen Ankauf des Edelmetalls eingestellt. Diesmal hat sich aber das Gleichgewicht des goldenen Weltvorrats derart verschoben, daß Amerika nicht ohne weiteres das gleiche tun kann. Wenn das amerikanische Schatzamt erklärt, es kaufe Gold nur noch zu einem niedrigeren Preis, dann müßte in der ganzen Welt der Wert des Goldes auf den Preis fallen, den Amerika bietet. Denn es ist sonst kein Käufer auf dem ganzen Erdenrund vorhanden. Alle

wollen Ware haben, die dringlicher ist als die Anhäufung von totem Metall.

Fällt der Preis, so muß der Haufen Gold nach, der im Fort Knox und anderen Schatzgewölben der Vereinigten Staaten gespeichert ist. Er entwertet sich. Die Amerikaner müssen ein paar Milliarden vom Volksvermögen abbuchen. Und der Strom des Goldes nach den Vereinigten Staaten wird dadurch doch nur wenig gehemmt. Die übrige Welt nimmt notfalls — besonders in Kriegszeiten — mit weniger Ware für das Gold vorlieb, dessen Ausverkauf täglich weitergehen muß. Ihr ist die Hauptsache, überhaupt für Gold noch Rohstoffe zu erhalten. Der Strom des Goldes wird dann so lange weiterfließen, wie der Vorrat reicht. Die Amerikaner hätten höchstens die Genugtuung, den Rest des Weltgoldes etwas billiger bekommen zu haben.

Allerdings würde der Strom etwas langsamer fließen, da die Goldgräber ihre Arbeit einschränken müßten. Die weniger goldhaltigen Erze würden nicht mehr abgebaut werden, weil der geringere Erlös die Kosten der Aufbereitung nicht mehr deckt. Eine schlechte Zeit würde für die vom hohen Goldwert der Nachkriegszeit zu fieberhafter Tätigkeit gebrachten Bergwerke anbrechen.

Noch schwerer wird die Katastrophe, wenn das amerikanische Schatzamt überhaupt kein Gold mehr annehmen, wenn dieser letzte Hüter des Goldwertes die gesetzliche Ankaufspflicht gänzlich aufheben sollte.

Dann hat das Gold vollends ausgespielt. Dann wird sein Wert in eine Tiefe stürzen, die es endgültig aus dem finanzwirtschaftlichen Geschehen auslöscht. Dann können die Wächter des Forts Knox abziehen, weil im gleichen Augenblick der Schatz in dieser modernen Drachenburg kein Gold mehr ist, sondern altes Eisen.

Freilich wird der Zustrom von Edelmetall zur Neuen Welt sofort aufhören. Europa und die übrigen Erdteile werden aus Amerika nur noch geringfügige Mengen von Rohstoffen und Ware beziehen können, soweit nämlich die ihnen noch verbliebenen amerikanischen Devisen ausreichen. Bald muß jedoch dieser spärliche Vorrat erschöpft sein, und die Welt wird in den

Vereinigten Staaten nur noch so viel Ware kaufen können, wie die Vereinigten Staaten ihrerseits aufnehmen.

Gleichzeitig können sich die Vereinigten Staaten um 55 Milliarden Mark ärmer nennen. Denn sie müssen den wertlos gewordenen Schatz nun völlig abbuchen. Und 55 Milliarden Mark sind immerhin, um einen Vergleich zu ziehen, mehr als das gesamte Steueraufkommen des Großdeutschen Reiches in zwei Jahren.

Wie von einem Erdbeben getroffen, brechen in der ganzen Welt die Goldgruben zusammen. Wenn kein Staat mehr das Gold für Währungszwecke braucht, können die Bergwerke in Südafrika schließen. Die Südafrikanische Union, ihre Wirtschaft, ja ihr Staatsleben versinkt in schwerste Agonie; denn es ist auf den Erträgen der Goldindustrie aufgebaut. Die lärmende, reiche Stadt Johannesburg verödet und nicht nur sie, sondern mit ihr die vielen goldenen Orte Australiens und vor allem auch in Amerika selbst. Plötzlich bricht eine Arbeit, auf die sich Millionen von Existenzen gründen, als sinnlos geworden zusammen. Ein neuer Kreis der Armut muß erstehen, erfüllt von Bankerotten und Selbstmorden. Zu dem Heer der arbeitslos gewordenen Bergarbeiter, Goldgräber, Techniker, Börsenleute, Abenteurer und Minenbesitzer kommen noch Millionen von Menschen in aller Welt hinzu, die ihre Ersparnisse in Gold angelegt haben. Die Schreckenslinie der Entwertung zieht sich bis zu den indischen Maharadschas, die freilich ihre Schätze für ein weiteres Jahrtausend verschließen können, ohne deshalb ärmer geworden zu sein.

Die wirtschaftlichen und politischen Folgen sind kaum auszudenken. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß zum erstenmal seit Jahrtausenden die Bergwerke und Wäschereien ihren Betrieb einstellen müßten, nicht wegen des Raubbaues, der im 20. Jahrhundert getrieben wird, sondern wegen der Unverkäuflichkeit des Goldes, das von einem Höchststand des Preises auf ein Nichts zusammensinkt. Mit den Blicken eines Kolumbus, eines Pizarro und Cortez gesehen, denen nichts als das Gold und immer wieder das Gold vor Augen stand, ist dann die Entdeckung der Neuen Welt »nutzlos« gewesen.

Jedenfalls läßt sich denken, wie heftig sich alle Goldinteressenten gegen eine solche Politik der Verneinung verschworen haben. Hochfinanz und Minengesellschaften tun, was sie können, um keinen solchen weltbewegenden Entschluß zur Durchführung kommen zu lassen.

Somit scheint nur übrigzubleiben, weiterhin an der traditionellen Goldpolitik festzuhalten. Das Schatzamt muß dann Gold kaufen, soviel ihm angeboten wird, muß den Preis von 35 Dollar für die Unze (= 31,10 Gramm), wie er seit der großen Dollarabwertung besteht, immer weiterzahlen. Das Gold wird ihm so lange angeboten werden, wie überhaupt noch freie Vorräte in der Welt vorhanden sind. Zunächst werden die letzten geringen Reserven der Notenbanken abwandern. Dann werden die europäischen Völker ihren goldenen Schmuck ablegen und ihn eingeschmolzen nach Amerika verfrachten, wo die letzte große Welle des Goldstroms noch einmal alles überfluten wird.

Wenn dann die Vereinigten Staaten das letzte wirtschaftlich verwertbare Gold übernommen haben, ist das Spiel aus. Nun ist das Gold, nachdem der eine Käufer es monopolisiert hat, die anderen Partner in der Welt aber kein Interesse mehr am Spiel haben können, genau so wertlos geworden, wie es bei einer Herabsetzung des Ankaufspreises oder gar der völligen Einstellung des Ankaufs geworden wäre.

Das ist freilich für das Gold besitzende Amerika eine erschreckende Zwangslage, und es ist verständlich, wenn man sich bis Anfang 1941 zu keinem endgültigen Entschluß aufraffen konnte, sondern die Dinge treiben ließ. Doch schält sich eine Tatsache bereits heraus. Da das amerikanische Volk für Ware, die es gegen Edelmetall abgibt, keinen wirklichen Tauschwert mehr erhält, ist alle Ware und alle Arbeit, die gegen Gold verkauft wird, so gut wie verschenkt. Gold ist kein Bargeld mehr, das lacht, sondern bestenfalls noch ein Kreditinstrument, das seinem Besitzer äußerst fragwürdig erscheinen muß, wenn kein verantwortlicher Schuldner mehr vorhanden ist, der es wieder einlöst.

Denn das ist das Entscheidende: Wer Gold besitzt, muß den Schuldner, der wieder Ware dagegen hergeben soll, erst suchen.

Er hat gegen keinen Menschen und gegen keinen Staat einen Rechtsanspruch, wenn nicht das unbedingte System der Goldwährung in der Weltwirtschaft wieder eingeführt werden sollte. Ohne eine solche Legalisierung bleibt das Gold aber stets darauf angewiesen, Freiwillige zu suchen.

Freiwillige für das Gold finden sich vielleicht, wenn es ihnen geschenkt wird. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn ernsthaft die Frage erörtert wird, ob es für die Zukunft des Goldes nicht das beste sei, die Vereinigten Staaten würden einen Teil ihres Besitzes einfach verschenken. Sie könnten ihren Schatz in eine internationale Bank einbringen, aus der es sich andere Nationen unter bestimmten Voraussetzungen holen könnten. Aber ebensogut könnte Amerika seine Rohstoffe verschenken; es käme auf das gleiche heraus.

Das Gold ist nun einmal stets nur die Gegenbewegung des Warenverkehrs, daher könnte auch die sinnvollste Neuordnung des Goldbesitzes nichts nützen, solange nicht überhaupt die Weltwirtschaft in ein neues Gleichgewicht gebracht ist.

Damit ist das Edelmetall, einst sicherster Wertbehälter, zum fragwürdigen Objekt geworden. Die Folgen zeigen sich immer deutlicher. So hat im Herbst 1940 die Schweizer Nationalbank den Ankauf von Gold aus Privatbesitz eingestellt. Die schwedische Reichsbank hat ihre frühere Gewohnheit aufgegeben, anfallende Devisen in Gold umzuwandeln. Devisen sind Zahlungsmittel oder Guthaben, die in einem fremden Lande gültig sind, und die Staatsführung jedes Landes ist verantwortlich für die Tauschfähigkeit dieses Geldes in Ware. Die Devise gilt heute als sicherer als das Gold, sofern ihr Ursprungsland überhaupt als geordnetes Staatswesen angesehen wird.

Das ist freilich ein überraschender Wandel aller kapitalistischen Anschauungen. Er wirkt um so mehr grotesk, als dieses Ende des internationalen Goldglaubens zusammenfällt mit dem höchsten Wertstand, den das Gold je gehabt hat. Das System hat sich überschlagen. Es überläßt die Entwirrung der staatlichen und überstaatlichen Geldwirtschaft einer neuen Zeit, die vom Mythos des Goldes weitab führt zu einer rationalen Ordnung des wirtschaftlichen Geschehens.

Vom Sinn des modernen Geldes

Um zu erkennen, mit welch tiefer Notwendigkeit der alte Mythos vom Gold abstirbt, bleibt noch übrig, letzten Fragen des Geldes nachzudenken. Wenn einst nur Gold oder Silber bares Geld war, wenn noch zu Zeiten der Großväter unter Barzahlung nicht etwa die Hingabe von Banknoten oder die Überweisung auf ein Konto, sondern nur die Aushändigung von Münzen aus Metall verstanden wurde, so kommt auch darin zum Ausdruck, wie sehr jener Epoche noch das Bewußtsein fehlte, daß das Leben der Nation darauf hinausläuft, von jedem Mitarbeit an den Aufgaben der Gemeinschaft zu fordern. Das moderne Geld jedoch ist hierfür treffendes Symbol.

Kennzeichen der neuen Zeit ist ja der Aufbau der Wirtschaft auf dem System des Kredits. Nur dadurch, daß die Kräfte des Volkes geballt jedem nützlichen Unternehmen zur Verfügung gestellt werden, sind die Hochleistungen auf allen Gebieten möglich, wie sie in früheren Jahrhunderten, die die Organisation des Kredits nicht bewerkstelligen konnten, nicht möglich gewesen sind.

Der Unternehmer, der Fabriken und Maschinen besitzt und die Güter herstellen will, die in Zukunft gebraucht werden, muß zunächst Kräfte zur Mitarbeit finden. Er muß sie bezahlen, obwohl erst die Zukunft seine Vorleistungen wieder ersetzt. Er braucht Kredit, und auf diesen Kredit gründet sich die Ausgabe des Geldes. Der Unternehmer bezieht Geld — ganz gleichgültig, ob es Noten oder Bankguthaben sind — von der Bank, die ihm seine Fabrik, seine Vorräte und sonstige Werte beleiht. Für jede Note, die die Reichsbank ausgibt, liegt ein Wechsel oder ein sonstiger Schuldschein vor, unterschrieben von Banken, Fabrikanten, Kaufleuten oder auch von Staatsstellen, die sich verpflichten, nach einiger Zeit den Schuldschein wieder einzulösen. Sie lösen ihn ein mit der Rückgabe der Noten oder der Rücküberweisung einer Bankgutschrift. Sie können ihn einlösen, da sie inzwischen durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse ihre verausgabten Leistungen wieder hereingeholt haben.

Unaufhörlich entsteht also neues Geld; unaufhörlich vergeht

es auch wieder, nämlich in dem Augenblick, in dem der Schuldner den Kredit zurückzahlt. Das Geld, das morgen im Umlauf ist, ist ein ganz anderes Geld als dasjenige, das heute die Taschen und die Bankbücher füllte. Denn inzwischen hat sich bereits die lange Reihe der Schuldner, die letzten Endes mit ihren Grundstücken, mit ihren Maschinen, mit ihrer Produktion die Noten decken, anders zusammengesetzt. Der eine Unternehmer hat den Kredit zurückgezahlt, und ein anderer ihn neu aufgenommen.

Man könnte also mit Recht sagen, die moderne Wirtschaft ist aufgebaut auf ihren Schulden. Man kann aber viel besser feststellen, daß sie aufgebaut ist auf Forderungen. Das Geld, das jeder in der Hand hat, stellt eine Forderung dar an die Volksgemeinschaft. Für jeden Geldschein und ebenso für jedes Bankguthaben liegen irgendwo in der Wirtschaft recht greifbare Werte, die ihn decken. Wer das Geld hat, hat das Recht, diese wichtigen Werte des menschlichen Lebens zu fordern.

Wenn das heutige Geld aus Forderungen besteht, so ist es abgestimmt auf die vorhandenen realen Güter, und die Aufgabe der Notenbank und damit des Staates ist es, für das angemessene Verhältnis zwischen Geldmenge und Gütermenge zu sorgen. Wenn in besonderen Zeiten, wie etwa im Kriege, dieses Verhältnis nicht eingehalten werden kann, muß durch Kaufverbote, Warenzuteilung und Preisvorschriften erreicht werden, daß trotzdem kein Mißverhältnis zwischen Geld und Gut fühlbar wird.

Das Geld ist zwar gedeckt durch die ihm verpflichteten Werte an Land, Baulichkeiten, Anlagen und Güter aller Art. Aber lebendig wird es erst durch die Arbeit. Angenommen, eines Tages kämen alle Unternehmungen auf die Idee, die Arbeit einzustellen. Sie müßten, um ihre Schulden zu bezahlen, ihre Güter verkaufen. Käufer können nur die Besitzer der Banknoten sein; sie müssen also alle vorhandenen Güter übernehmen, gleichgültig, ob es ihnen paßt oder nicht. Denn es gibt dann nichts anderes mehr für das Geld zu kaufen. Das Geld wandert von seinem Besitzer an den Verkäufer der Sachwerte, der es wiederum bei der Notenbank zur Abdeckung seines Kredites einreichen muß. Das Geld ist nun ausgelöscht. Alle Partner sind

befriedigt, keiner ist zu kurz gekommen, und doch sind alle miteinander zum Tode verurteilt. Denn nun kann niemand mehr mit den Produktionsgütern etwas anfangen. Es werden keine neuen Werte mehr für den nächsten Tag geschaffen. Das Wirtschaftsleben ist erstorben.

So wird deutlich, daß es richtiger ist, von den Forderungen der Wirtschaft als von ihren Schulden zu sprechen. Erst dadurch, daß jeder etwas fordert, daß jeder immer wieder neue Werte von der Volksgemeinschaft für seinen Gebrauch fordert, steigert sich das Wirtschaftsleben zu der Höhe, die in der modernen Geschichte erreicht worden ist.

Diesem Prinzip der Forderung entspricht das Geld der heutigen Zeit. Das Gold jedoch ist in diesem Zusammenspiel der Kräfte ein von außen hineingetragenes zufälliges Element.

Die Banknote entsteht und vergeht organisch mit dem Ablauf des Wirtschaftsprozesses. Ihr Umlauf kann sich automatisch den Bedürfnissen des Handels anpassen. Braucht das Wirtschaftsleben mehr Geld, weil es in ein gesteigertes Tempo gekommen ist, dann können sich wie von selbst mehr Banknoten bilden. Die steigende Produktion, die neu errichteten Fabriken, die neu erstandenen Häuser bilden hinreichend Deckung für das erweiterte Papiergeld.

Das Gold aber ist starr an seine einmal gegebene Menge gebunden. Die Völker müssen mit dem Vorrat auskommen, der vorhanden ist, auch wenn es zu einer lebhafteren Erzeugung von Gütern gekommen ist. Andererseits wird aber auch neues Edelmetall plötzlich in das Getriebe hineingestoßen, hervorgeholt aus den tiefen Schächten der Bergwerke, und zwar auch dann, wenn es vielleicht im Augenblick gar nicht mehr in die Bedarfslage der Wirtschaft hineinpaßt. Das Gold ist nicht notwendig mit der Wirtschaftsleistung der Völker verbunden, auch wenn sich die Neuproduktion in gewissem Umfange der sich wandelnden Nachfrage nach Geld anpassen kann. Wird doch in Zeiten lebhafter Wirtschaftstätigkeit das Gold stärker begehrt, wird knapper und infolgedessen höher bezahlt, so daß die Bergwerke durch Abbau der ärmeren Erze die Ausbeute steigern. Allerdings kann sich dieser Vorgang nur schleppend abspielen. Eine Pro-

duktionsänderung der Goldgruben muß notgedrungen den Veränderungen im Geldbedürfnis der Völker stets erheblich nachhinken. Dauert es doch geraume Weile, bis die Bergwerksdirektoren von der Nachhaltigkeit der gesteigerten Nachfrage nach Gold überzeugt sind und verstärkte Arbeit in den Gruben organisiert haben. Zudem sind die Grenzen eng, bis zu denen vermehrte Arbeit in den Bergwerken Früchte tragen kann.

Und schließlich enthält das Edelmetall den großen Unsicherheitsfaktor, daß es Geld und Schmuck zugleich sein kann. Von den 120 Milliarden Mark, die es in der Welt an Gold gibt, sind knapp 68 Milliarden Währungsgold, aufbewahrt in Notenbanken und heute monopolisiert in Amerika. Die vielen übrigen Milliarden aber treiben sich unkontrolliert in der ganzen Welt umher. Sie stecken in Millionen von Ringen und Ketten, in goldenen Uhren und in den Geräten der reichen Häuser und der Kirchen und Tempel. Sie stecken im Bauernhaus wie im Königsschloß. Sie können willkürlich und ohne jede Rücksicht auf die Wirtschaftslage, auf die Leistungsfähigkeit von Industrie und Landwirtschaft auftauchen und zu Geld werden, zu Geld also, das Anspruch darauf erhebt, sich in Güter umwandeln zu lassen.

So seltsam es den Goldgläubigen auch klingen mag, so ist doch gerade dasjenige Geld, das auf goldener Grundlage geschaffen wird, ein Geld, das den Charakter der Inflation in sich trägt. Denn Inflation ist schließlich die Ausgabe von Geld, das nicht durch Lebensgüter gedeckt ist. Wenn eine Notenbank in Südafrika Gold kauft und daraufhin in ihrem Land Papiergeld in Umlauf bringt, hat sie Geld in den Verkehr gesetzt, obwohl die Menge der im Land vorhandenen Güter nicht größer, sondern im Gegenteil, wegen der Bezahlung des Goldes durch Ausfuhr, kleiner geworden ist. Bei dieser Beleuchtung können freilich die einstigen Grundsätze des Merkantilismus keineswegs mehr als gesundes Staatsprinzip erscheinen.

Gold ist ein teures Geld. Es ist von groteskem Widersinn, wenn das Ausfertigen einer Quittung genau soviel kostet wie die gekaufte Ware. Geld ist aber nichts anderes als eine Quittung über erfolgte Leistung, die nun als Bescheinigung gilt, von einem anderen eine entsprechende Leistung zu fordern. Wie



Das Schatzamt der Vereinigten Staaten von Amerika ist zum größten Goldbesitzer der Welt geworden. Es hat im letzten Jahrzehnt, in dem der amerikanische Ankaufspreis den höchsten je vom Gold erreichten Wert darstellt, das Edelmetall aus allen Erdteilen empfangen. Auf der auf große Genauigkeit eingestellten Waage werden die eingeführten Goldbarren, bevor sie in den Schatzgewölben verschwinden, ausgewogen. (Weltbild)



Fort Knox, das Grab des Goldes in den Vereinigten Staaten von Amerika. In dieser Waldfestung im Staate Kentucky liegt der größte Teil des Goldschatzes der Welt. (Weltbild)

unsinnig wäre es, wenn die Druckkosten eines Tausendmarkscheines tausend Mark ausmachen würden. So ist es aber beim Gold; denn der Hersteller des goldenen Geldes läßt sich für seine Mühe so viel bezahlen, wie nachher das goldene Geld überhaupt gilt.

Die Menschheit gibt alljährlich rund drei Milliarden Mark aus, um neues goldenes Geld aus der Erde herauszuholen. Und dieses neu gewonnene Geld wiederum ist ebenfalls drei Milliarden Mark wert. Man stelle sich vor, daß die Reichsdruckerei in Berlin für die Herstellung von Banknoten, die über drei Milliarden Mark lauten, ihren Direktoren, Angestellten und Arbeitern Gehälter und Löhne von drei Milliarden Mark zahlen würde.

Beim Gold erscheint jedoch — da der Blick verschleiert ist durch die uralte Legende vom Eigenwert des Metalls — die Tatsache, daß die Produktionskosten des Geldes ebenso hoch sind wie sein Benutzungswert, noch als ganz natürlich, bis freilich eines Tages der Schleier zerreißt. Die wichtigsten industriellen Länder der Welt, Deutschland, England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, hatten in der letzten Friedenszeit ein gesamtes Volkseinkommen von rund 600 Milliarden Mark im Jahr, und davon haben sie drei Milliarden Mark, also immerhin ein halbes Prozent, nur für die Neugewinnung von Gold ausgegeben.

So kommt es zum mindesten zu der Erkenntnis, daß ein Staat, der einen Goldschatz anlegt, um darauf sein Währungssystem zu bauen, Verschwendung treibt. Er zieht Güter aus dem Wirtschaftsleben heraus und gibt sie dem Verkäufer des Edelmetalls, macht also das eigene Volk ärmer. Was er gewinnt, ist ein wenig gebrauchsfähiges Metall, und dieses Metall hat nun auch für die Stabilität der Währung keine Bedeutung mehr. Denn die Währung ist eine staatliche Einrichtung, die der Staatswille ohne jedes Gold in Ordnung halten kann.

Die wirtschaftliche Neugestaltung

Ein Volk, das sich dem Gold unterordnet, liefert sich internationalen Mächten aus. Es ist abhängig von den Machenschaf-

ten der Interessenten des Edelmetalls, also von der internationalen Hochfinanz ebenso wie von den Bergwerkskönigen. Es begibt sich in die Gefolgschaft der internationalen Politik, sofern es nicht selbst zu den Besitzern des Edelmetalls gehört. Währung, Preise, Außenhandel und schließlich das gesamte Wirtschaftsleben hängen dann von Faktoren ab, deren Wert und deren jeweilige Funktion von ausländischen Kräften bestimmt wird.

Die deutsche Reichsmark ist aus diesen Gefahren herausgelöst. Wenn auch nach wie vor ein Goldpreis von 2790 Reichsmark für ein Kilogramm Metall von der Reichsbank eingehalten wird, ist doch die Währung selbst nicht mehr an das Gold gebunden. Bei der Ausgabe von Geld wird auf keinerlei Golddeckung mehr Rücksicht genommen, und die Bildung der Preise hängt ebenfalls nicht mehr von irgendeinem imaginären Metallwert ab. Das ist um so bedeutsamer, als ja der Preis des Goldes am Weltmarkt einen Höchststand erreicht hat wie nie zuvor. Anders ausgedrückt: Die Preise der meisten Güter am Weltmarkt sind, am Gold gemessen, in die Tiefe gestürzt. Waren doch die Goldpreise der Waren 1939 nur noch etwa halb so hoch wie zehn Jahre vorher. Sie waren auf einen Punkt gesunken, der noch unter dem niedrigsten Stand seit vollen zweihundert Jahren liegt.

In Deutschland aber ist die Gestaltung der Wirtschaft und der Preise allein vom politischen Willen abhängig, der nach volkswirtschaftlichen Erwägungen eingesetzt wird. Er lenkt das Wirtschaftsleben in bewußter Planung. Und in einer derartig geplanten Wirtschaft hat das Gold keinen Platz mehr. Man würde sich, selbst wenn es reichlich vorhanden wäre, vergebens nach einer Aufgabe für das Gold im Raum der nationalen Wirtschaft umsehen.

Nun greift aber jede Wirtschaftsform zwangsläufig über die nationalen Grenzen hinaus. Sie fordert nach dem uralten Gesetz des Lebens eine ganz bestimmte Einstellung in den anderen Ländern heraus, sie fordert Gegenmaßnahmen oder doch überhaupt Maßnahmen. Wenn erst ein bedeutender Wirtschaftsraum dazu übergegangen ist, seinen Außenhandel unter staatliche Aufsicht

zu bringen, bleibt den Partnern am Weltmarkt nichts weiter übrig, als ihrerseits eine gewisse Gesetzmäßigkeit in ihren Handelsverkehr zu bringen. Es ist ähnlich der bekannten Erfahrung, daß in dem Augenblick, in welchem ein Land von der monarchischen zur republikanischen Regierungsform übergeht, in allen Nachbarländern die Könige um ihren Thron bangen.

Das gilt auch für das Gold. Wenn ein Land aus dem Kreis der Goldanhänger ausscheidet, seine Ware nur gegen andere Ware hergibt oder fremde Güter nur im Austausch gegen eigene Erzeugnisse übernimmt, dann wird für seine ausländischen Geschäftspartner das Gold ebenfalls ein Ladenhüter, der verstaubt in der Ecke stehenbleiben muß.

Neue Wirtschaftsgrundsätze sind sehr ansteckend. Sie gewinnen Einfluß auf das Wirtschaftsdenken in allen übrigen Gebieten der Welt. Und im Jahre 1940 kann man feststellen, daß bereits der gesamte kontinental-europäische Wirtschaftsraum von dem neuen, zuerst in Deutschland entwickelten Gedanken der planmäßigen und entgoldeten Arbeit erfaßt ist.

Deutschland hat zuerst und am klarsten die angeblichen geheimen Kräfte des Goldes als eine Fiktion erkannt, dem es eine neue Welt der Realität entgegensetzt. Für die deutsche Wirtschaftsführung ist stets das Wirtschaftsleben selbst das Primäre und die Währung stets das Sekundäre. Der berühmte Automatismus des Goldes war aber gerade auf dem gegenteiligen Prinzip aufgebaut. Das Gold sollte die Entscheidungskraft haben, und mit dem Gold sollte es die Währung sein, die das Wirtschaftsleben lenken sollte. Das Gold, sein Zufluß und seine Abwanderung über die Grenzen sollten nach den einstigen Anschauungen automatisch die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft beeinflussen.

Im europäischen Block ist jedoch bereits die Methode, Leistung gegen Leistung zu stellen und die Fragen der Währung als eine rein technische Angelegenheit zu behandeln, über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen.

Es war vielleicht in seiner weltweiten Auswirkung noch gar nicht tief genug erkannt, als die deutsche Wirtschaftsführung ein paar Jahre vor dem Krieg, der im September 1939 begann,

neue Wege der internationalen Wirtschaftsbeziehungen im europäischen Südostraum beschritten hatte. Den Auftakt bildete hierzu der damals von der übrigen Welt stark angefeindete Wirtschaftsvertrag zwischen Deutschland und Rumänien, der die moderne Politik internationaler Zusammenarbeit einleitete. Das Gold war hierbei ausgeschaltet. Aber auch der Güteraustausch geht in dieser neuen Zeit über den Rahmen eines Tauschgeschäftes hinaus. Er wird zu überstaatlicher Zusammenarbeit. Mit Rumänien wurden auf Jahre hinaus geplante Lieferungen vereinbart. Der rumänische Bauer kann daraufhin seine Landbestellung und seine Viehzucht modernisieren, wobei ihm sogar von deutschen Fachleuten geholfen wird. Hätte er seine Ernte, wie üblich, gegen Gold verkauft, so hätte er zwar einmal einen Gewinn eingeheimst, für die Zukunft jedoch das Risiko beibehalten, jedesmal erneut einen Käufer am Weltmarkt suchen zu müssen. Und auf ein solches Risiko hin läßt sich keine Modernisierung des Agrarwesens und keine Erweiterung der Produktion durchführen. Erst durch den Vertrag mit einem arbeitsreichen Nachbarland ist es möglich geworden, Agrarpolitik auf lange Sicht zu treiben; denn der Abnehmer ist gesichert und damit auch der Lieferant für die auf dem Balkan benötigten industriellen Erzeugnisse; Deutschland verpflichtete sich, die Bezahlung der rumänischen Produkte in guten Industriefabrikaten vorzunehmen.

Die deutsche Wirtschaft steckt in das Geschäft mit Rumänien oder mit seinen anderen Handelsfreunden Arbeit hinein, sogar eine mühselige Kleinarbeit, wie sie auf dem Balkan unerläßlich ist, aber von den früheren britischen Geschäftspartnern niemals ernsthaft unternommen worden war. Daher die starken Anfeindungen, die die deutsche Südostpolitik von britischer Seite erfuhr. Während des Krieges versuchten dann die Engländer noch einmal, das Gold spielen zu lassen. Sie hatten mit großen Mitteln eine britische Handelsgesellschaft auf dem Balkan aufgezogen, um mit Gold Rumänien und andere Länder des Südostens für ihre Zwecke einzuspannen. Die militärischen Entscheidungen in Europa haben freilich sehr schnell mit dem letzten britischen Einfluß aufgeräumt. Aber auch ohnedies hatten

die Engländer schon erkennen müssen, daß die Zeit des Goldes vorbei war. Nur vereinzelt konnten die britischen Agenten noch mit der goldenen Verlockung Erfolge erzielen. Der Balkan hat aber im Kriege besonders drastisch zu spüren bekommen, daß nur die Ware lebenswichtig ist und nicht das Gold. Und die Ware konnte ihm kein britischer Agent mehr liefern. Die britische Wirtschaftsoffensive in Südosteuropa, die mit den goldenen Kugeln durchgeführt werden sollte, mußte schon aus innerer Notwendigkeit zusammenbrechen.

Europas Zukunft wird im Zeichen der neuen wirtschaftlichen Zusammenarbeit stehen. Seine vielen Länder werden sich zu einer Wirtschaftsgemeinschaft zusammenfinden, in der jedem Gebiet sein Aufgabenbereich zugewiesen wird. Gütererzeugung und -verbrauch werden aufeinander abgestimmt werden, und es kann ein reger Handel von einem europäischen Land ins andere gehen, ohne daß auch nur ein einziges Goldstück benötigt wird.

Die über die Grenzen rollenden Waren werden verrechnet, nicht mehr wie in den Anfangsjahren des Clearingsystems nur zwischen jeweils zwei Ländern, sondern in einem allgemeinen europäischen Giro. Bei der politischen und wirtschaftlichen Führerstellung Deutschlands ist es klar, daß die Verrechnungsstelle Berlin ist, was nicht nur eine örtliche Bedeutung hat, sondern was besagt, daß die Abrechnung in Reichsmark erfolgt. Für Europa ist mithin die Reichsmark an die Stelle des Goldes getreten, das bisher der Rechenwert für die Währungen und damit der Buchhalter des internationalen Warenaustauschs gewesen ist. Und diese Reichsmark ist — nach einem Ausspruch von Staatssekretär Landfried — besser als das Gold, denn hinter ihr steht das ganze Können und die Arbeitskraft eines 90-Millionen-Volkes.

Die künftige Weltwirtschaft wird nun überhaupt im Zeichen der Aufteilung in politisch gebundene Räume stehen. Es herrscht nicht mehr die Idee der Freizügigkeit, die im Zeitalter des Goldes zur Weltwirtschaft führte, sondern die Auffassung, daß der politische Wille auch die Gestaltungskräfte der Wirtschaft innerhalb des Volksbereiches bindet. Er hält sie in dem nationalen

Raume fest und schafft eine neue Ethik, wenn er dem Individuum zu verstehen gibt, daß es mit tausend Banden an das Wirtschaftsleben des eigenen Volkes gefesselt ist. Anders als der Mann mit dem Goldsack, der nichts anderes war als die Personifizierung jenes unbändigen Egoismus, der das 19. und den ersten Teil des 20. Jahrhunderts erfüllte. »Jener Mann mit dem Goldsack«, so sagte in einem Vortrag in Berlin der frühere rumänische Minister Manoilesco, der wegen seiner wissenschaftlichen Betätigung als der rumänische Friedrich List bezeichnet wird, »jener Mann konnte überhaupt nicht einsehen, daß sein Vermögen nur dank der Arbeit der gesamten Volksgemeinschaft geschaffen wurde und daß sein Gold das kollektive Arbeitsopfer der Nation vertritt.«

Die Weltwirtschaft von morgen wird nicht mehr in erster Linie auf dem Geschäftsgeist des einzelnen Unternehmers aufgebaut sein, sondern auf den staatlichen Bündnissen. Die Goldherrscher sind abgelöst von den Beauftragten des Staates, und was einst in den Direktionskabinetten der Banken vereinbart wurde, wird mehr und mehr zum Verhandlungsproblem am Tisch der Diplomaten.

Die Rolle des Goldes hierbei beschreibt der Präsident des italienischen Industriellenverbandes Volpi folgendermaßen: »Es ist vorauszusehen, daß nach den Erfahrungen, die Deutschland und Italien mit ihrer neuen Methode des Außenhandels gemacht haben, das Problem des internationalen Handelsaustausches eine neue stabile Lösung finden muß. Hierbei wird auch die Frage des Goldes auftauchen, die viele als einen der dunkelsten Punkte der Nachkriegszeit ansehen, die für uns aber nicht dringlich ist. Entweder werden die gegenwärtigen Besitzer des Goldes durch Käufe an der neuen Wirtschaftsordnung in Europa teilnehmen und dafür sorgen, daß es gradweise wieder in Umlauf kommt, so daß das Gold seiner natürlichen Aufgabe als Hilfsmittel nachkommen kann, oder es wird in der neuen Wirtschaftsordnung Europas früher oder später vom System des Handelsaustausches ausgeschlossen.«

Mit diesen Worten reiht sich Italien in die Linie der Neugestaltung einer Weltwirtschaft ein, die vom Gold nicht mehr be-

einfiußt zu werden wünscht. Nur auf die Wirtschaftssolidarität der Staaten kommt es an, auf den Geist, der die Welt erfüllt. Das ist eine treffende Feststellung, die Reichswirtschaftsminister Walther Funk macht. Er hat auch dem Bedeutungswandel des Goldes in einem anschaulichen Bild Ausdruck gegeben: »Wenn man im übrigen das ganze Gold, das in Amerika in einem Fort eingesperrt liegt, auf eine Insel brächte und diese Insel durch eine Naturkatastrophe im Meer versinken würde, dann würde im Wirtschaftsleben der Völker überhaupt keine Änderung einzutreten brauchen!«

Eine Legende verklingt

Spielerisch hatte das Gold vor ein paar Jahrtausenden begonnen, sich in die Herzen der Menschen zu schmeicheln. Von einem Zeitalter zum andern hat es seine Rolle als Lenker der politischen und wirtschaftlichen und damit der menschlichen Geschicke zu größerer Leidenschaftlichkeit gesteigert. Es hat sich vom Diener, der den Tausch der Ware erleichtern sollte, zum Herrn der Welt aufgeschwungen. Und nicht erst in der Zeit des Hochkapitalismus haben die Einsichtigen betroffen vor der Erkenntnis gestanden, wie eine goldene Kette sich um die Menschheit legt und die wirtschaftlich Schwachen bindet, ob es sich bei diesen Schwachen nun um einzelne Menschen oder um ganze Völker handelt.

Doch vorerst mußten alle Gedanken zur Sprengung der goldenen Ketten eine Utopie bleiben, ähnlich jener Utopie, die um das Jahr 1500 der Humanist Thomas Morus schrieb und worin die Empfehlung enthalten war, wie die Völker das Gold heimlich vom Thron stoßen könnten: Seine Utopier essen und trinken von tönernem und gläsernem Geschirr, das zwar sehr geschmackvoll aussieht, aber billig ist. Aus dem Gold aber lassen sie allerorten Nachtgeschirre und lauter für niedrige Zwecke bestimmte Gefäße anfertigen. »Ferner werden die Ketten und Fußschellen zur Fesselung der Sklaven aus Gold hergestellt. Endlich werden allen denen, die irgendein Verbrechen ehrlos macht, goldene Ringe an die Ohren gehängt, goldene Finger-

ringe angesteckt, ein goldenes Halsband umgetan und um den Kopf ein goldener Reif gelegt. So sorgen die Utopier mit allen Mitteln dafür, in ihrem Lande Gold und Silber in Verruf zu bringen, und auf diese Weise wird erreicht, daß diese Metalle, die andere Völker sich nur mit großen Schmerzen nehmen lassen, als sollten sie sich ein Stück vom Leibe reißen, bei den Utopiern nichts gelten.«

Erst mußte sich der Goldrausch und die Macht der Golddiktatoren überschlagen, erst mußte das Gold für einige Generationen Ausdruck der Wirtschaftsweise der gesamten Welt werden, erst mußte sein Wert so hoch steigen, daß es nicht mehr wirtschaftlich ist, für das teure Metall eine unverantwortlich große Menge guter Waren herzugeben, bevor die Goldherrschaft ihrem Ende entgegengehen konnte.

Wenn nunmehr das Gold — durch welche Konstruktionen der Währungstechnik oder durch welche politischen Abreden auch immer — noch einmal aus seinen Horten in die Weite der Welt, in die lebendige Geschichte der Menschheit zurückkehren sollte, so wird es in keinem Falle mehr eine selbstherrliche Macht sein. Vielleicht findet sich noch ein Ausweg, das Edelmetall noch einmal in den Verkehr einzuschalten. Doch wird dann stets eine übergeordnete Macht diesen Weg überwachen und das Gold als ein rein technisches Mittel behandeln: die Macht des Staates, für den der Ablauf der Wirtschaft das Entscheidende und das Geldzeichen nur ein untergeordneter Funktionär ist.

Wenn aber das Gold endgültig aus dem Kreislauf des nationalen und internationalen Werteaustauschs ausgeschaltet ist, wenn es zurückfällt in seine ursprüngliche und primitive Bedeutung, dem Menschen als Schmuck zu dienen, dann mag noch einmal das Bild des alten Inkareiches, zerstört von den spanischen Eroberern, in der Neuen Welt erstehen. Tempel und Paläste waren golden. In Gold glänzten die Gerätschaften. Gold war gebräuchliches Metall für Bau- und Kunstwerk und hatte keine andere Bedeutung, als sie ein im Überfluß vorhandenes Material zu haben pflegt. Der Inkakönig »staunt über die Goldgier der Fremden«, heißt es. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, was dem weißen Mann am Gold so kostbar erscheinen mochte.

So aber könnte es geschehen, wenn die goldenen Milliarden der amerikanischen Festungsgewölbe eines Tages nur noch ein Werkmaterial darstellen. Gewiß wird es dann viele Menschen geben, die froh sind, auf billige Weise zu einem goldenen Schmuck zu kommen. Aber schon tragen ja jene, die es sich leisten können, lieber das Platin als Schmuck, nur weil es teurer ist. Was übrigbleibt, wird Güterzüge füllen, die das Material aus den Schatzgewölben in das Wolkenkratzerviertel der größten Stadt der Welt nach jener Wallstraße bringen, die sich einst das goldene Herz der Welt nennen durfte. Dort können die Hallen der Bankpaläste wie die Empfangsräume der großen Vergnügungsstätten mit goldenen Platten belegt werden, und die Amerikaner können über die seltsame Fügung nachdenken, die ihren von Europa entdeckten Erdteil zum Grab des Goldes gemacht hat, derjenigen Materie also, um derentwillen die Neue Welt dereinst entdeckt worden war.

Die Arbeit aber wird über den vergoldeten Boden hinwegschreiten, ohne ihn sonderlich zu achten, so wie es jene Utopie des noch fast mittelalterlichen Humanisten einst wahrhaben wollte. Die Arbeit wird ihre Organisation, an deren Spitze einst das Gold stand, den Mächten überlassen, die Wert und Unwert besser abzuschätzen wissen, als es das willkürlich gehandhabte Gold je vermochte. Und vielleicht lernen die Menschen noch einmal eine von neuen, starken Impulsen getriebene Weltwirtschaft kennen und die Kunst, die Güter der Erde zu einem gerechten Verbrauch einzuteilen. Neuem Zusammenklang der Wirtschaft von Erdteil zu Erdteil, ohne den Pendelschlag des Goldes, folgen sie. Und hören kaum, wie eine Legende, nun ganz erfüllt von vielen Gesichten, langsam verklingt.

ENDE

ANHANG

Zeittafel des Goldes seit 1493

Seit der Entdeckung Amerikas ist das Gold statistisch erfaßt. Die Gewinnung von Gold hat in den einzelnen Zeitabschnitten folgende Mengen und Werte erreicht, wobei die jeweils errechnete Jahresdurchschnittsziffer die gewaltige Steigerung der herbeigeschafften Mengen besonders deutlich erkennen läßt.

Goldgewinnung

Zeit	Goldgewinnung			Zeitereignisse
	Millionen Mark	Menge in Tonnen	Jährl. Durchschnitt in t	
1493—1520	453	162,4	5,8	Mit den Fahrten des Kolumbus nach Amerika (1492—1502) und der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien (1498) beginnt die Golddurchpulsung.
1521—1544	479	171,8	7,2	Cortez öffnet das Goldland Mexiko (1521), Pizarro erobert Peru (1532). Spanien, wohin die Edelmetalle strömen, steigt zur Weltmacht auf.
1545—1560	380	136,2	8,5	
1561—1580	382	136,8	6,8	Im Kampf um die Seemacht leitet der Untergang der spanischen Armada (1588) die Beteiligung anderer seefahrender Staaten Europas an der kolonialen Welt mit ihren Goldschätzen ein.
1581—1600	412	147,6	7,4	
1601—1620	475	170,4	8,5	Während Mitteleuropa durch den Dreißigjährigen Krieg verwüstet wird (1618 bis 1648), wendet sich England gegen den holländischen Welthandel und begründet mit Cromwells Navigations-Akte (1651) seine Beherrschung der Meere. Im gleichen Zeitalter setzt mit dem Umtrieb des neuen Goldes überall der Gesinnungswechsel zum Kapitalismus ein.
1621—1640	463	166,0	8,3	
1641—1660	489	175,4	8,8	
1661—1680	517	185,2	9,3	
1681—1700	601	215,3	10,8	Die Bank von England wird errichtet (1694), gibt ihr erstes durch Gold gedecktes Papiergeld aus.
1701—1720	715	256,4	12,8	Mit der Entdeckung der Goldfelder Brasiliens (1696) beginnt ein Jahrhundert überraschender Goldausbeute. Frankreich erlebt erste Papiergeld-Katastrophe (1718—1720).
1721—1740	1065	381,6	19,1	
1741—1760	1373	492,2	24,6	In Sibirien nehmen die Goldminen ihre Arbeit auf (1745).

Zeit	Goldgewinnung			Zeitereignisse
	Millionen Mark	Menge in Tonnen	Jährl. Durchschnitt in t	
1761—1780	1155	414,1	20,7	Die Vereinigten Staaten von Amerika erklären ihre Unabhängigkeit (1776), was auch für die künftige Goldpolitik bedeutsam wird.
1781—1800	993	355,8	17,8	Frankreich bricht zum zweitenmal mit dem Assignaten-Schwindel (1790—1797) der Revolutionsjahre, bei dem Versuch, Geld ohne Gold zu schaffen, zusammen.
1801—1820	815	292,2	14,6	Die Goldgruben der ganzen Welt werden müde, und der verminderte Goldzufluß bewirkt Wirtschaftskrisen in den europäischen Ländern, um so mehr als England nach der napoleonischen Kontinentalsperre durch seinen aktiven Handel große Mengen von Gold vom Kontinent auf seine Insel bringt.
1821—1830	397	142,2	14,2	
1831—1840	566	202,9	20,3	
1841—1850	1528	547,6	54,8	In Kalifornien bricht das große Goldfieber aus (1849). Die Peelsche Bankakte bedeutet Einführung der Goldwährung in England.
1851—1855	2781	996,9	199,4	Australiens Goldrausch beginnt (1851). Die Goldströme aus Amerika, Australien und Sibirien bringen vervielfachte Goldmengen in die Kulturwelt.
1856—1860	2815	1008,7	201,8	Das Gold wird verstärkt zum mächtigen Anreger der kapitalistischen Wirtschaft, die mit dem Ausbau des Bankensystems das Zeitalter der Technik in ein beschleunigtes Tempo hineintreibt.
1861—1865	2582	925,3	185,0	
1866—1870	2721	975,1	195,0	Goldskandal der Gould und Drew führt zur Wirtschaftskatastrophe in Amerika (1869).
1871—1875	2426	869,5	173,9	Das Deutsche Reich geht mit Hilfe der in Gold gezahlten französischen Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Mark zur Goldwährung über (1873).
1876—1880	2405	862,1	172,4	In den meisten Ländern der Welt wird die Goldwährung eingeführt, was den Wert des Goldes steigert. Die Weltwirtschaft steht im Zeichen des Gold-Automatismus, der die internationalen Handelsbeziehungen und die Preisbildung regeln soll.
1881—1885	2162	774,8	154,9	

Zeit	Goldgewinnung			Zeitereignisse
	Millionen Mark	Menge in Tonnen	Jährl. Durchschnitt in t	
1886—1890	2370	849,3	169,9	Am Witwatersrand in Transvaal wird der Goldbergbau aufgenommen (1886).
1891—1895	3413	1225,9	245,2	Die Golderzeugung Südafrikas steigt schnell an. Hinzu kommen die Goldfunde in Alaska.
1896—1900	5389	1935,7	387,1	Klondike (1896) und Nome werden zu berühmten Goldgräberlagern. Die Vereinigten Staaten von Amerika führen Goldwährung ein (1900).
1901—1905	6757	2427,1	485,4	Der Burenkrieg (1899—1902) führt zur Eingliederung des goldreichsten Landes der Welt als Südafrikanische Union in das Britische Empire.
1906—1910	9080	3261,4	652,3	Gold-Raubzug der Gruppe Morgan-Rockefeller (1906) bewirkt internationale Wirtschaftskrise.
911—1915	9637	3461,7	692,3	Balkan-Wirren (1912—1913) führen zu finanzieller Anspannung.
1916—1920	8211	2949,2	589,8	Weltkrieg (1914—1918) und Diktat von Versailles. Das Zeitalter der Goldmünze beendet.
1921—1925	7557	2714,5	542,9	Reparationen führen zur Entgoldung Deutschlands. Inflationszeit. Einführung der ohne Goldgrundlage stabilen Rentenmark (1923). Dawes-Plan (1924).
1926—1930	8554	3076,2	615,2	Goldwährung in fast allen Ländern, zum Teil jedoch nur bedingter Art wie in Deutschland. Young-Plan (1929). Das überspitzte internationale Kreditsystem bricht zusammen, eingeleitet durch die Börsenpanik von New York (1929).
1931	1934	694,5	694,5	Weltwirtschaftskrise treibt ihrem Höhepunkte entgegen. England löst sich vom Goldstandard.
1932	2091	751,2	751,2	Golddeckungspflicht für die deutsche Reichsmark aufgehoben. Goldverteuerung veranlaßt Anstieg der Gewinnung in allen Goldgruben.
1933	2162	776,4	776,4	Nationale Machterhebung in Deutschland. Vereinigte Staaten von Amerika werten Dollar ab.

Zeit	Goldgewinnung			Zeitereignisse
	Millionen Mark	Menge in Tonnen	Jährl. Durchschnitt in t	
1934	2419	868,7	868,7	In der deutschen Wirtschaft setzt der Aufstieg unter Ausschaltung des Goldes ein. Er führt zum völligen Sieg über die Arbeitslosigkeit, während die Gold besitzenden Länder ihr Wirtschaftsleben nicht organisieren können.
1935	2655	953,6	953,6	
1936	2970	1046,6	1046,6	Frankreich beginnt mit der Abwertung des Franken.
1937	3120	1118,3	1118,3	Fast alle Währungen abgewertet, so daß das Gold entsprechend teurer wird. Deutsche Reichsmark bleibt stabil.
1938	3321	1190,3	1190,3	Neugestaltung der Außenhandelsbeziehungen Deutschlands auf der Grundlage: Arbeit statt Gold.
1939	415	1224,0	1224,0	Preis des Goldes und Goldgewinnung auf höchstem Stand. Vier Fünftel des monetären Goldbestandes der Welt in den Vereinigten Staaten gehortet. Zukunft des Goldes fragwürdig.

Die Erdteile und das Neugold

Der gewaltige Anstieg der Goldförderung seit 1929, durch die Erhöhung des Goldpreises hervorgerufen, geht aus folgenden abgerundeten JahreserzeugungszifFern hervor:

	1939	1929	
Afrika	480	350	Tonnen
Nordamerika	340	150	„
Südamerika	50	10	„
Asien	110	40	„
Australien	70	20	„
Europa	20	5	„
Sowjet-Rußland	150	20	„
Welt	1220	595	Tonnen

Die Ziffer für Sowjet-Rußland beruht auf Schätzungen.

Die Golderzeuger der Welt

Im Jahr 1939 wurden folgende Mengen Gold neu gewonnen:

Südafrikanische Union	397	Tonnen
Kanada	158	„
Sowjet-Rußland	150	„
Vereinigte Staaten von Amerika	143	„
Australien	50	„
Philippinen	31	„
Korea	30	„
Mexiko	30	„
Japan	26	„
Britisch-Westafrika	25	„
Rhodesia	25	„
Kolumbien	18	„
Belgischer Kongo	15	„
Chile	10	„
Britisch-Indien	10	„
Peru	9	„
Neu-Guinea	7	„
Schweden	7	„
Rumänien	6	„
Neuseeland	5	„
Sonstige Länder	72	„
Gesamte Welterzeugung	1224	Tonnen

Die genaue Ziffer der Weltförderung 1939 ist nach dem Jahresbericht der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich 39481000 Un-

zen im Wert von 1382 Millionen Dollar (zum Wert von 35 Dollar für eine Unze Feingold). Sie ergibt umgerechnet 1224 Tonnen im Wert von 3415 Millionen Reichsmark (1 kg Feingold = 2790 Reichsmark).

Die staatlichen Goldbestände der Welt
am 30. Juni 1939

Land	Betrag		
Vereinigte Staaten von Amerika	39901	Millionen	Mark
Frankreich	6371	„	„
England	2646	„	„
Niederlande	1982	„	„
Schweiz	1805	„	„
Belgien	1448	„	„
Argentinien	1001	„	„
Schweden	858	„	„
Britisch-Indien	681	„	„
Südafrikanische Union	544	„	„
Kanada	512	„	„
Italien	480	„	„
Japan	406	„	„
Rumänien	341	„	„
Norwegen	266	„	„
Polen	209	„	„
Portugal	206	„	„
Niederländisch-Indien	197	„	„
Uruguay	164	„	„
Jugoslawien	142	„	„
Ägypten	137	„	„
Dänemark	132	„	„
Deutschland	117	„	„
Finnland	66	„	„
Iran	63	„	„
Estland	46	„	„
Lettland	45	„	„
Irland	31	„	„
Island	3	„	„
Sonstige Länder	1238	„	„
Weltbestand	62038	Millionen	Mark

Dazu kommt das Gold des britischen und französischen »Währungsausgleichsfonds«, der Ende März 1939 auf 4295 bzw. 1385 Millionen Mark geschätzt wurde.

Für Sowjet-Rußland ist ein Goldbestand von 2081 Millionen Mark aus dem Jahre 1935 bekannt; spätere Nachweise fehlen.

Fluchtkapital in New York

Ein Sonderproblem bei der Beurteilung des Goldschatzes der Vereinigten Staaten von Amerika bieten die »Fluchtgelder«. Emigranten, Kapitalisten und sogar Währungsinstitute bestimmter Länder haben ihr Gold nach Übersee gebracht und dafür bei den Banken der Vereinigten Staaten, in der Hauptsache in New York, Guthaben erworben. Bei einem Rückruf dieser Guthaben würde eine entsprechende Menge an Gold aus den Vereinigten Staaten wieder abwandern. Die folgenden für Anfang 1940 gültigen Zahlen bieten jedoch keine Handhabe, die Bedeutung dieser in Zukunft möglichen Abwanderung zu beurteilen. Denn von den aufgeführten Dollar-Guthaben dürfte ein sehr großer Teil inzwischen bereits verbraucht sein, z. B. für Warenlieferungen aus den Vereinigten Staaten oder durch Abhebungen der nach Amerika emigrierten Kontenbesitzer. Weiterhin läßt sich nicht übersehen, wieviel von den Besitzern der Dollar-Guthaben in Zukunft in den Vereinigten Staaten bleiben werden, so daß dann das »Fluchtgeld« endgültig in Amerika festsitzt.

Ausländische Dollarguthaben Anfang 1940

Land	Betrag		
Großbritannien	468	Millionen	Dollar
Frankreich	264	„	„
Holland	203	„	„
Schweiz	366	„	„
Deutschland	8	„	„
Italien	36	„	„
Sonstige europäische Länder	520	„	„
Kanada	285	„	„
Latein-Amerika	365	„	„
Fernöstliche Länder	405	„	„
Übrige Länder	90	„	„
Zusammen	3010	Millionen	Dollar

Eine Erhebung von Anfang 1940 hat gezeigt, daß bereits beträchtliche Teile dieser Beträge von ausländischen auf amerikanische Namen überschrieben worden sind. Andererseits sind im Kriegsjahr 1940 beträchtliche neue Fluchtgelder in New York eingetroffen.

Amerikas Goldgewinn im Außenhandel

Ein beträchtlicher Teil der Goldzufuhr nach Amerika ist dadurch bedingt, daß die Vereinigten Staaten dem Weltmarkt viel weniger Ware abnehmen, als sie selber ins Ausland liefern. Der Außenhandel der Vereinigten Staaten hat folgende Überschüsse der Ausfuhr über die Einfuhr erbracht:

1937	rund	660	Millionen	Mark
1938	„	2850	„	„
1939	„	2150	„	„
Jan.-Aug. 1940	„	2600	„	„

Die Aktivität des USA.-Außenhandels hat also im Kriegsjahr 1940, von dem obige Ziffern nur acht Monate erfassen, beträchtlich zugenommen.

BÜCHER ÜBER GOLD UND GELD

Bank für internationalen Zahlungsausgleich, Jahresberichte.
Bendixen, Das Wesen des Geldes, 1922.
Berg-Friedensburg, Das Gold, 1940.
Binz, Edelmetalle, 1940.
Boßhard, Wesen der Goldwährung, 1935.
Cassel, Der Zusammenbruch der Goldwährung, 1937.
— Die Krise im Weltgeldsystem, 1933.
Domany, Die Zukunft der Goldwährung, 1932.
Döring, Gold oder Papier?, 1934.
Elster, Die Seele des Geldes, 1920.
Fisher, Feste Währung, 1937.
— Die Illusion des Geldes.
Fried, Wende der Weltwirtschaft, 1939.
Forstmann, Wege zu nationalsozialistischer Geld-, Kredit- und Währungspolitik, 1933.
Gerloff, Die Entstehung des Geldes, 1940.
Gestrich, Neue Kreditpolitik, 1936.
— Geldpolitik und Weltwirtschaft, 1934.
Giesecke, Antikes Geldwesen, 1938.
Grotkopp, Frei vom Golde, 1938.
Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1927.
Helfferkh, Das Geld, 1923.
Höpker-Aschoff, Geld und Gold, 1939.
Keynes, Vom Gelde, 1932.
Knapp, Staatliche Theorie des Geldes, 1923.
Laum, Heiliges Geld, 1924.
Mayer, Goldwanderungen, 1935.
Moeller, Die Lehre vom Gelde, 1935.
Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, 1860.
Muhs, Die Entthronung des Goldes, 1932.
Nöll v. d. Nahmer, Möglichkeit und Zweckmäßigkeit nichtinflatorischer Papiergeldausgabe, 1936.
Obst, Geld-, Bank- und Börsenwesen, 1937.
Prion, Geld und Kredit in Theorie und Praxis, 1936.
Roepke, Geld und Außenhandel, 1925.
Schmölders, Geld und Kredit, 1938.
Schumpeter, Die goldene Bremse an der Kreditmaschine, 1927.
Sombart, Der moderne Kapitalismus, 1916.
v. Ungern-Sternberg, Geschichte des Goldes, 1835.

Veit, Die Zukunft des Goldes, 1937.
Wagemann, Wo kommt das viele Geld her?, 1940.
— Was ist Geld?, 1932.
— Theorie des Geldwertes und der Währung, 1923.
Wagner, Sozialökonomische Theorie des Geldes, 1909.
Wissmann, Das Gold in Wirtschaft und Politik, 1940.

VERZEICHNIS DER KARTEN UND DIAGRAMME

Der Strom des Goldes im alten Römischen Weltreich . Seite 31
Der Strom des Goldes nach der Entdeckung Amerikas . . . 65
Die reichste Quadratmeile der Welt 93
Südafrikas Goldquellen am »Rande der weißen Wasser« . . 101
Ein Goldbarren und die Verteilung seines Verkaufserlöses . . 105
Prognose und Wirklichkeit der südafrikanischen Golderzeugung 106
Jährliche Goldgewinnung der Welt seit 1929 114
Wachstum des Goldschatzes der Menschheit 116
Europas neun Goldwährungen vor dem Weltkriege 159
Der Strom des Goldes und die Gewinnung im Jahre 1939 . . 191
Staatliche Goldbestände Europas Anfang 1940 201

BILDERVERZEICHNIS

1. Sumerischer Königinnenschmuck . . . . Seite 17
2. Etruskischer Goldschmuck 18
3. Germanische Goldfibeln 35
4. Westgotische Votivkrone 36
5. Die deutsche Kaiserkrone 53
6. Kipper und Wipper 54
7. Mittelalterliche Goldschmiedewerkstatt 54
8. Der »Heilige Elegius« als Goldschmied 71
9. Der Mann mit dem Goldhelm 72
10. Der Goldschmied und seine Frau 89
11. Bürgerfrau mit Goldschmuck 90
12. Goldsucher in Nordamerika 107
13. Goldgewinnung in Australien 108
14. Goldwäsche bei Karlsruhe 125
15. Goldne Kanonen in Indien 126
16. Goldsucher in der Einöde 143
17. Goldwäsche im amerikanischen Westen 144
18. Sortierrad eines südamerikanischen Goldbergwerkes . . 161
19. Goldbagger in Kalifornien 162
20. Abraumanlagen afrikanischer Goldbergwerke 179
21. Die Crown-Minen in Südafrika 180
22. Verlassene Goldgrube in USA. 197
23. Verschiffung von Goldbarren 198
24. Goldwaage in USA. 215
25. Fort Knox, Goldhort in USA. 216

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT . . . . Seite 5
VOM GLAUBEN AN DAS GOLD 7
Erstes Aufleuchten 9
Die Seele des Kunstwerks 12
Idee der Unvergänglichkeit 15
Problematische Wertbeständigkeit 16
GOLDENES GELD IM ABENDLAND 23
Am Anfang heiliges Geld 23
Die warnende Juno 25
Währung der Cäsaren 27
Die germanische Ablösung 32
Die Alchimisten und ihre Rezepte 37
Von der Kölnischen Mark 39
Zum zweiten Male nach Osten 41
DAS ZEITALTER DER GROSSEN SEHNSUCHT 45
Über Afrika ins Morgenland 45
Eroberer des Indianer-Metalls 47
Gold gestaltet europäisches Schicksal 52
Wandel der Gesinnung 59
Das brasilianische Märchen 62
VOM MERKANTILISMUS ZUM KAPITALISMUS 66
Edelmetall — Inhalt der Staatspraxis 67
Die Freiheit des Handelns 70
Der entscheidende Impuls 74
Rothschild als Symbol 77
Wachstum und Ermattung 79
DIE GOLDENEN JAHRE DER GOLDGRÄBER 81
Der Digger, Pionier seiner Zeit 81
Kalifornien-Rausch der Neunundvierziger 84
Der australische Glücksmagnet 88
Klondike — ein Weltbegriff 97

VOM GLÜCK ZUR FABRIKWARE . . . . Seite 100
Südafrikas Golden City 100
Metallwäsche Sibiriens 109
120 Milliarden Mark 113
DAS GOLDENE PENDEL 118
Die Suche nach neuem Geld 118
Wettkampf zwischen Gold und Silber 124
Der goldene Automat 136
Höhepunkt und Zusammenbruch 145
ZWISCHENSPIEL DER NACHKRIEGSJAHRE 152
Wieder in goldenen Ketten 153
Krise der Weltwirtschaft 163
Der Abfall der Währungen 170
Statt Gold nationales Geld 175
DIE RÜCKFLUT NACH DEM WESTEN 184
Handelskrieg statt Handelspolitik 185
Totentanz des Goldes 189
Das Grab im Fort Knox 195
VOM MYTHOS ZU NEUER ORDNUNG 205
Kein Ausweg für das Gold 206
Vom Sinn des modernen Geldes 211
Die wirtschaftliche Neugestaltung 217
Eine Legende verklingt 223
ANHANG 226
Zeittafel der Goldgewinnung seit 1493 226
Die Erdteile und das Neugold 230
Die Golderzeuger der Welt 230
Die staatlichen Goldbestände der Welt 231
Fluchtkapital in New York 232
Amerikas Goldgewinn im Außenhandel 233
BÜCHER ÜBER GOLD UND GELD 234
BILDERVERZEICHNIS 236

